This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

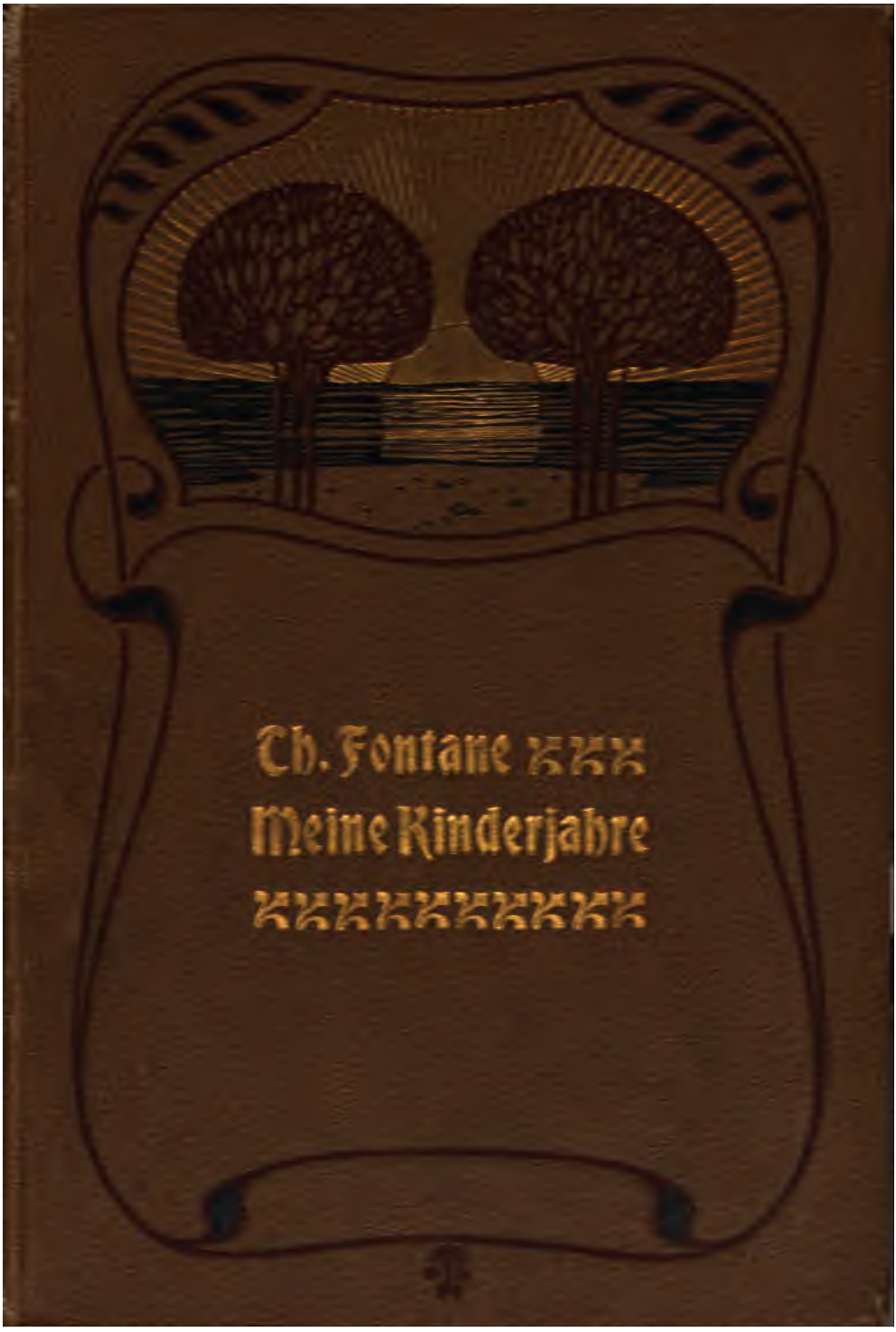
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Th. Fontane
Meine Kinderjahre

50546
96.38.68

78

HA

Meine Kinderjahre

Von **Theodor Fontane** erſchienen im gleichen Verlage:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.
Cécile. Roman.
Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Irrungen Wirrungen. Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Aus den Tagen der Occupation. Eine Oſterreiſe.
Frau Jenny Treibel. Roman.
Meine Kinderjahre. Autobiographiſcher Roman.
Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien und kleine Geſchichten.
Effi Briest. Roman.
Die Poggenpuhls. Erzählung.
Von Zwanzig bis Dreissig. Autobiographiſches.
Der Stechlin. Roman.
Aus England und Schottland. Reiſebilder.

Geſammelte Romane und Erzählungen.

Ausgabe in 12 Bänden mit dem Bilde des Dichters.

Inhalt: L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft. — Ellernklipp. Nach einem Harzer Kirchenbuch. — Graf Petöfy. Roman. — Unterm Birnbaum. Erzählung. — Schach von Wuthenow. Erzählung. Cécile. Roman. — Grete Minde. Nach einer altmärkiſchen Chronik. — Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13. — Irrungen Wirrungen. Berliner Roman. — Stine. Berliner Sitten-Roman. — Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.

Meine Kinderjahre

Autobiographiſcher Roman

von

Theodor Fontane

Vierte Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1903

50546.36.38.68

✓

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten

Vorwort.

Als mir es feſtſtand, mein Leben zu beſchreiben, ſtand es mir auch feſt, daß ich bei meiner Vorliebe für Anekdotiſches und mehr noch für eine viel Raum in Anſpruch nehmende Kleinmalerei mich auf einen beſtimmten Abſchnitt meines Lebens zu beſchränken haben würde. Denn mit mehr als einem Bande herauszutreten, wollte mir nicht rätlich erſcheinen. Und ſo blieb denn nur noch die Frage, welchen Abſchnitt ich zu bevorzugen hätte.

Nach kurzem Schwanken entſchied ich mich, meine Kinderjahre zu beſchreiben, alſo „to begin with the beginning“. Ein verſtorbener Freund von mir (noch dazu Schulrat) pflegte jungverheirateten Damen ſeiner Bekanntſchaft den Rat zu geben, Aufzeichnungen über das erſte Lebensjahr ihrer Kinder zu machen, in dieſem erſten Lebensjahre „ſtecke der ganze Menſch.“ Ich habe dieſen Satz be-

ſtätigt gefunden, und wenn er mehr oder weniger auf Allgemeingültigkeit Anſpruch hat, ſo darf vielleicht auch dieſe meine Kindheitsgeſchichte als eine Lebensgeſchichte gelten. Entgegengeſetzten Falls verbliebe mir immer noch die Hoffnung, in dieſen meinen Aufzeichnungen wenigſtens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben: das Bild einer kleinen Oſtſeeſtadt aus dem erſten Drittel des Jahrhunderts und in ihr die Schilderung einer noch ganz von Refugié-Traditionen erfüllten Franzöſiſchen-Kolonie-Familie, deren Träger und Repräſentanten meine beiden Eltern waren. Alles iſt nach dem Leben gezeichnet. Wenn ich trotzdem, vorſichtigerweiſe, meinem Buche den Nebentitel eines „autobiographiſchen Romanes“ gegeben habe, ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß ich nicht von einzelnen aus jener Zeit her vielleicht noch Lebenden auf die Echtheitsfrage hin interpelliert werden möchte. Für etwaige Zweifler alſo ſei es Roman!

Th. F.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Meine Eltern	1
2.	Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsere Ruppiner Tage	16
3.	Unsere Übersiedelung nach Swinemünde. Ankunft daselbst	39
4.	Unser Haus, wie wir's vorfanden	48
5.	Unser Haus, wie's wurde	62
6.	Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren	79
7.	Die Schönebergs und die Scherenbergs	108
8.	Die Krauses	117
9.	Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer und Herbsttage; Schlacht- und Backfest	132
10.	Wie wir in unserem Hause lebten (Fortsetzung) „Große Gesellschaft"	150
11.	Was wir in Haus und Stadt erlebten	164
12.	Was wir in der Welt erlebten	190
13.	Wie wir in die Schule gingen und lernten	206
14.	Wie wir erzogen wurden — Wie wir spielten in Haus und Hof	237
15.	Wie wir draußen spielten, an Strom und Strand	254
16.	Vierzig Jahre später	270
17.	Allerlei Gewölk	291
18.	Das letzte Halbjahr	318

Erstes Kapitel.

Meine Eltern.

An einem der letzten Märztage des Jahres 1819 hielt eine Halbchaise vor der Löwen-Apotheke in Neu-Ruppin, und ein junges Paar, von dessen gemeinschaftlichem Vermögen die Apotheke kurz vorher gekauft worden war, entstieg dem Wagen und wurde von dem Hauspersonal empfangen. Der Herr — man heiratete damals (unmittelbar nach dem Kriege) sehr früh, — war erst dreiundzwanzig, die Dame einundzwanzig Jahr alt. Es waren meine Eltern.

Ich gebe zunächst eine biographische Skizze beider.

* * *

Mein Vater Louis Henri Fontane, geb. am 24. März 1796, war der Sohn des Malers und Zeichenlehrers Pierre Barthélemy Fontane. Was dieser, mein Großvater, als Maler leistete, be-

schränkte sich vorwiegend auf Pastell-Copieen nach englischen Vorbildern, als Zeichenlehrer aber muß er tüchtig gewesen sein, denn er kam zu Beginn des neuen Jahrhunderts an den Hof und wurde mit dem Zeichenunterricht der ältesten königlichen Prinzen betraut. Dies leitete sein Glück ein. Königin Luise wohnte gelegentlich dem Unterrichte der Kinder bei und alsbald an dem gewandten und ein sehr gutes Französisch sprechenden Manne Gefallen findend, nahm sie denselben als Kabinetssekretär in ihren persönlichen Dienst. Vielleicht geschah es auch auf Vorschlag des um jene Zeit überaus einflußreichen Kabinetsrats Lombard, der dabei den Zweck verfolgen mochte, seine auf ein Bündnis mit Frankreich hinarbeitende Politik, durch bei Hofe verkehrende Persönlichkeiten verstärkt zu sehen. Die Gegner waren von dieser Ernennung wenig erbaut, und der national gesinnte Gottfried Schadow, damals noch nicht der „alte Schadow", schrieb in sein Tagebuch: „ein Herr Fontane, seines Zeichens Maler, ist Kabinetssekretär der Königin geworden; er malt schlecht, aber er spricht gut französisch." Ob Pierre Barthélemy, mein Großvater, in seiner Stellung Einfluß geübt oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis, jedenfalls, wenn ein solcher Einfluß da war, war er von kurzer Dauer;

denn dem Sturze Lombards, der nicht lange mehr auf ſich warten ließ, folgte die Kataſtrophe von Jena, der Hof, flüchtig werdend, ging nach Königsberg, und Pierre Barthélemy, deſſen Dienſte keine weitere Verwendung mehr finden konnten, erhielt, in Berlin zurückbleibend, wohl als eine Art Abfindung, das Amt eines Kaſtellans von Schloß Nieder-Schönhauſen. Dorthin überſiedelte er nun, und von hier aus beſuchte mein Vater, drei Jahre lang, alſo wahrſcheinlich bis Herbſt 1809, das Gymnaſium zum Grauen Kloſter. Es waren harte Schuljahre, denn der weite, wenigſtens anderthalb Stunden lange Weg nach Berlin erforderte, daß jeden Morgen um ſpäteſtens ſechs Uhr aufgeſtanden werden mußte. „Winters froren wir bitterlich, und es wurde erſt beſſer, als wir, mein älterer Bruder und ich, blaue mit poſtorangefarbenem Kattun gefütterte Mäntel als Weihnachtsgeſchenk erhielten. Aber es erwuchs uns daraus keine reine Freude. Jedesmal wenn ſich der Wind in den mit einem gleichfarbigen Kattun gefütterten großen Kragen ſetzte, ſtand uns der poſtorangefarbene Kragen wie ein Heiligenſchein zu Häupten, und der Spott der Straßenjungen war immer hinter uns her.“ Es war dies eine Lieblingsgeſchichte meines Vaters, der an ihr bis in ſein Alter hinein feſthielt und nichts davon wiſſen wollte,

wenn ich ihm lachend von meinen eigenen, dem Vorstehenden sehr verwandten Schicksalen erzählte. „Ja, Papa," begann ich dann wohl „so bin ich, als ich so alt war wie du damals, auch gequält worden. Mama ließ mir um jene Zeit, ich war eben mit ihr in Berlin angekommen, Rock, Weste und Beinkleid aus einem milchfarbenen Tuchstoff machen, es war ein billiger Rest, und in der Klödenschen Schule hieß ich dann, ein ganzes Jahr lang, der „Antiquar aus der alten Post". Der trug nämlich gerade solchen milchfarbenen Anzug und war überhaupt eine Karrikatur." „Kann schon sein," schmunzelte mein Vater „so 'was ist mitunter erblich; aber Postorange war doch schlimmer, dabei muß ich bleiben. Es schrie förmlich in die Welt hinein."

Von guter Schülerschaft konnte bei den zwei Meilen Wegs, die jeden Tag zurückgelegt werden mußten, nach eignem Zeugnis meines Vaters, nicht wohl die Rede sein. Es darf aber aus dem Umstande, daß er zeitlebens selbst von einer mangelhaften Schulbildung sprach, nicht auf eine Trauer über diesen Tatbestand geschlossen werden. Beinah das Gegenteil. Er hielt es nämlich, wie viele zu jener Zeit, mit gesundem Menschenverstand und Lebekunst, oder, wie es in unserer Hausprache hieß,

mit „bon sens“ und „savoir faire“ und war, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, nie dazu zu bringen, sich zu willfähriger Anerkennung der „homines literati“ aufzuraffen. Es gab das, wenn er seinen sogenannten „ehrlichen Tag“ hatte, den Tag also, wo er aus seiner sonstigen Politesse herausfiel, mitunter recht verlegene Situationen für uns Kinder, im großen und ganzen aber bin ich ihm doch das Zeugnis schuldig, daß er, den ihm persönlich zu Gesichte kommenden Studierten gegenüber, in neunzehn Fällen von zwanzigen immer im Rechte war. Und es konnte dies auch kaum anders sein. Er war — weil er viel Zeit hatte, leider zu viel, was für ihn verhängnisvoll wurde — von Beginn seiner Selbständigkeit an, ein überaus fleißiger Journal- und Zeitungsleser, und weil er sich nebenher angewöhnt hatte, wegen jedes ihm unklaren Punktes in den Geschichts- und Geographiebüchern, besonders aber im Conversationslexikon nachzuschlagen, so besaß er, auf gesellschaftliche Conversation hin angesehn, eine offenbare Ueberlegenheit über die meisten damals in kleinen Nestern sich vorfindenden Aerzte, Stadtrichter, Bürgermeister und Syndici, die, weil sie sich tagaus tagein in ihrem Berufe quälen mußten, sehr viel weniger Zeit zum Lesen hatten. Erlitt er 'mal eine Niederlage,

so gab er diese freimütig zu, ja, pries sogar seinen Sieger, blieb aber dabei, daß es ein Ausnahmefall sei.

Und nun zurück zum Herbst 1809, wo mein Vater als Lehrling in die Berliner Elefanten-Apotheke eintrat. Diese Apotheke befand sich schon damals, wie heute noch, am oberen Ende der Leipziger Straße, jedoch nicht genau an gegenwärtiger Stelle, sondern eben dieser Stelle gegenüber, an der durch Leipziger- und Kommandantenstraße gebildeten Ecke. Bis vor wenig Jahren sah man noch den Elefanten, in Höhe des ersten Stocks, aus dem großen Eckpfeiler heraustreten, jetzt ist er fort, und nur die zahlreich über den Paterrefenstern angebrachten und an Elefantenrüsseln hängenden Gaslaternen, erinnern noch an die frühere Geschichte des Hauses.

In eben dieser Elefanten-Apotheke war mein Vater viertehalbjahr lang und verlebte diese Zeit mutmaßlich nicht gut und nicht schlecht, was ich daraus schließe, daß er über diesen Lebensabschnitt nie sprach. Vielleicht hatte dies Schweigen aber auch seinen Grund einfach in den großen Ereignissen, die folgten, so daß ihm für die voraufgegangenen Jahre von Durchschnittscharakter kein rechtes Interesse blieb. Herbst 1813 wäre seine Lehrzeit zu Ende gewesen, indessen König Friedrich Wilhelms des

Dritten Aufruf an sein Volk kürzte diese Zeit um ein volles halbes Jahr, denn unter den sich freiwillig zum Eintritt Meldenden war auch mein Vater, damals noch nicht voll siebzehn Jahre alt. Über die nun folgende Kriegszeit habe ich ihn oft sprechen hören, meist durch mich veranlaßt, der ich nicht genug davon hören konnte. „Du warst also wohl sehr patriotisch, lieber Papa." — „Nein, höchstens Durchschnitt. Offen gestanden, ich machte nur so mit. Wenn man siebzehn Jahr alt ist, erscheint einem ein freies Soldatenleben hübscher, als ein Lehrlingsleben. Und wie's im Liede heißt: „eine jede Kugel trifft ja nicht". Aber wenn ich auch anders hätte denken wollen, ich hatte keine rechte Wahl. In dem Tuchgeschäfte von Köppen und Schier, dessen du dich, weil du ja selber in der Burgstraße gewohnt hast, vielleicht noch entsinnst, trat damals eine adlige Dame ein und wurde von einem hübschen jungen Manne mit blondem Schnurrbärtchen bedient. „Ich wundre mich, Sie hier hinter dem Ladentisch zu sehn." — „Ich nicht, meine gnädigste Frau; ich stehe hier lieber als anderswo." — „Das seh ich," antwortete die Dame, und dem hübschen Blondin eine Ohrfeige gebend, verließ sie das Lokal. Das war so die Stimmung damals, und weil ich dergleichen nicht gern erleben wollte,

wurd' ich als freiwilliger Jäger eingekleidet und empfing eine Büchse." Diese sogenannte „Büchse", die später in den Flurwinkeln unsrer verschiedenen Wohnungen verrostet und verstaubt umherstand, war eine Flinte von allergewöhnlichster Beschaffenheit, was übrigens keine weitre Bedeutung hatte, da mein Vater, seinem eignen Zeugnis nach, auch mit einer gezogenen Büchse nicht getroffen haben würde. Anfang April verließ er etwa mit fünfzig andern Freiwilligen Berlin und zog auf Sachsen zu, wo sich die kriegerischen Ereignisse bereits vorbereiteten. An Spitze dieser Fünfzig stand ein Hauptmann von Kesteloot, ein vortrefflicher Soldat aus der alten Armee. Ausbildung und Führung waren ihm anvertraut. Am ersten Tage rückte man spät nachmittags in Trebbin ein; die meisten waren fußkrank, humpelten und sahen sehr niedergedrückt aus. Kesteloot ließ sie noch einmal antreten und sagte: „Wenn unser allergnädigster König und Herr darauf angewiesen ist, mit ihnen den Kaiser Napoleon zu schlagen, so tut er mir schon heute leid." Der Zustand der kleinen Truppe verbesserte sich aber, und man erreichte die Umgegend von Leipzig in leidlicher Verfassung. Vier Wochen später, am 2. Mai, war die blutige Schlacht bei Groß-Görschen. Die freiwilligen Jäger wurden einem Garde-Bataillon eingereiht

und machten in dieſem die Schlacht mit. Mein Vater erhielt eine Kugel in den Torniſter, die, nach Durchbohrung eines kleinen Wäſchevorrats, in den Pergamentblättern einer dicken Brieftaſche ſtecken blieb. Dieſe Brieftaſche, mit der Kugel darin, hab ich mir oft zeigen laſſen.

„Du mußt wiſſen, mein lieber Sohn, es war kein Schuß von hinten; wir ſtürmten einen Hohlweg, auf deſſen Rändern, rechts und links, franzöſiſche Voltigeurs ſtanden. Alſo Seitenſchuß.“ Das unterließ er nie zu ſagen; er war vollkommen unrenommiſtiſch, aber darauf, daß dies ein „Seitenſchuß“ geweſen ſei, legte er doch Gewicht.

Der Schlacht bei Groß-Görſchen folgte die bei Bautzen und dieſer wiederum eine Reihe kleinerer Scharmützel und Gefechte. „Die waren dir nun wohl vollkommen gleichgültig?“ fragte ich. — „Kann ich durchaus nicht ſagen.“ — „Ich dachte, daß die Macht der Gewohnheit . . .“ — „Dieſe Macht der Gewohnheit iſt im Kriege, wenigſtens nach meiner perſönlichen Erfahrung, von keinerlei Troſt und Bedeutung. Eher das Gegenteil. Man ſagt ſich, wer drei- oder viermal heil durchgekommen iſt, hat Anſpruch, das fünfte Mal dran glauben zu müſſen. Eine Karte, die viermal gewonnen, hat immer Chance, das fünfte Mal zu verlieren.“

Nach dem Waffenſtillſtande, bei Wiederausbruch der Feindſeligkeiten, hatte ſich meines Vaters Stellung erheblich geändert; er war inzwiſchen, ich weiß nicht, ob auf ſeinen Betrieb oder auf Antrag ſeines Vaters, aus dem Heere zurückgezogen und einer Feldlazarett-Apotheke zugewieſen worden. In dieſer machte er nun den Reſt des Krieges mit, ſprach aber nie davon.

Sommer 1814 war er wieder in Berlin und begann nun in verſchiedene Stellungen einzutreten, oder wie der Fachausdruck lautet, zu „konditionieren". Zuerſt in Danzig, das er, mit der damaligen Fahrpoſt, wie er gern erzählte, in ſechs Tagen und ſechs Nächten erreichte. Die dort zugebrachte Zeit blieb ihm, durchs Leben, eine beſonders liebe Erinnerung. Seinem Danziger Engagement folgten ähnliche Stellungen in Berlin ſelbſt, bis 1818 die Zeit für ihn da war, ſich zum Staatsexamen zu melden. Als er in den Vorbereitungen dazu war, lernte er, unter Verhältniſſen, über die ich auf den nächſten Seiten berichten werde, meine Mutter kennen und verlobte ſich mit ihr.

* * *

Meine Mutter, Emilie Labry, wurde den 21. September 1797 als älteſte Tochter des Seiden-

kaufmanns Labry, Firma Humbert u. Labry, geboren. Handelsobjekt der Firma waren nicht gewebte Seidenstoffe, sondern Seidendocken, worauf meine Mutter Gewicht legte. Sie hielt die Docken für vornehmer, als Zeug nach der Elle. Ob und wie weit sie darin recht hatte, kann ich nicht sagen, aber dessen entsinne ich mich deutlich, daß sie, vielleicht weil sie in hohem Maße den Sinn für Repräsentation hatte, von den Lebensgewohnheiten ihres Vaters, und zwar viel viel mehr als von seinem Charakter oder sonstigem Tun, mit einem gewissen freudigen Respekte sprach. Wenn wir als Kinder, und auch später noch als Halberwachsene, mit ihr bei Josty Chokolade tranken und dabei die kleinen, bräunlich gerösteten Corianderbisquits, die so leicht zerkrümeln und abbrechen, vorsichtig eintunkten, unterließ sie nie, zu uns zu sagen: „Ja, seht Kinder, solche Corianderbisquits, daran hing auch euer Großvater Labry. Aber aus Chokolade machte er sich nichts. Er trank vielmehr jeden Tag um elf und um sechs ein Glas französischen Rotwein und aß dazu nichts als zwei solcher Bisquits, immer mit den zierlichsten Handbewegungen und war überhaupt sehr mäßig. Ihr habt nichts davon geerbt, weder die Handbewegungen noch die Mäßigkeit.“ Letzteres war nun allerdings sehr richtig,

denn ich berechnete, während sie so sprach, wie viele Tassen ich wohl würde trinken können.

Meine Großmutter mütterlicherseits, also die Mutter meiner Mutter, war eine geborene Mumme, von deren Familie ich nicht weiß, ob sie nicht, trotz ihres deutsch klingenden Namens, doch vielleicht mit zur Kolonie gehörte. Jedenfalls bildeten die Beziehungen zu den Mummes einen besonderen Stolz meiner Mutter, vielleicht nur deshalb, weil „Onkel Mumme“ Rittergutsbesitzer auf Klein-Beeren war und unter anscheinend glänzenden Verhältnissen lebte. Ich entsinne mich, daß er, neben allerhand Chaisen und Halbchaisen, auch einen Char à banc mit langen, kirschroten Sammetpolstern besaß, und in diesem weithin leuchtenden Prachtstück, wenn wir in Berlin zu Besuch waren, nach Klein-Beeren hinaus abgeholt zu werden, bedeutete uns allen, aber am meisten meiner Mutter, ein hohes Fest, nicht viel anders, wie wenn wir zu Hofe gefahren wären. Später schlief das alles ein. Ich glaube Onkel Mummes Stern verblaßte.

Das erwähnte Seidendocken Geschäft befand sich, wenn ich recht berichtet bin, in der Brüderstraße, und hier verblieb auch die Labrysche Familie, als das Haupt derselben, mein Großvater Labry, bei sehr jungen Jahren (kaum vierzig Jahr alt) gestorben

war. Die Witwe bezog ein in der Nähe des Petriplatzes gelegenes Haus, darin sie mehrere Jahre lang die erste Etage bewohnte, denn ihre Mittel waren für damalige Zeit nicht unbedeutend. In eben dieser Wohnung erlebte meine Mutter den Brand der Petrikirche, ein Ereignis, das einen großen Eindruck auf sie machte und bis in ihre letzten Lebensjahre hinein, einen bevorzugten Gesprächsstoff für sie bildete. Sie entsann sich jedes Kleinsten, das dabei vorgekommen war. Ihre damals schon kränkelnde Mutter starb wenige Jahre später, und da die von vieler Not begleiteten Kriegszeiten nicht Zeiten waren, in denen Familienangehörige sich der Verwaisten annehmen konnten, so kamen die jüngeren Kinder in das französische Waisenhaus und nur meine Mutter in ein Pensionat, wozu die Zinsen ihres Vermögens vollkommen ausreichten. Sie wurde bald ein Liebling des Kreises, den sie vorfand und hatte den vollsten Anspruch darauf, denn sie war jederzeit gütig und hilfsbereit. Erst in meinen alten Tagen ist mir der Sinn für ihre Superiorität aufgegangen. Als ich selber noch jung war, erschien mir vieles in ihrer Haltung, besonders meinem Vater gegenüber, zu hart und zu herbe, später indes habe ich einsehen gelernt, wie richtig alles war, was sie tat, vor allem auch

was sie nicht tat, und beklage jetzt jeden gegen sie gehegten Zweifel. Sie war dem ganzen Rest der Familie, der damaligen wie der jetzigen, weit überlegen, nicht an sogenannten Gaben, aber an Charakter, auf den doch immer alles ankommt. Ihre ganz südfranzösische Heftigkeit, die mitunter geradezu ängstliche Formen annahm, war vielleicht nicht immer zu billigen, aber doch schließlich nichts andres, als eine beneidenswerte Kraft, sich über Pflichtverletzung und unsinnige Lebensführung tief empören zu können, und ich muß es als ein großes Unglück ansehen, daß diese mir jetzt klar zu Tage liegenden Vorzüge von uns allen zwar immer gewürdigt, aber in ihrem vollen Wert und Recht nie ganz erkannt wurden. Ich werde in weiterem vieles zu berichten haben, das diese Worte bestätigt.

Das schon erwähnte Pensionat, in das meine Mutter, achtzehn Jahre alt, eintrat, war das der Madam Lionnet, und unter den verschiedenen Freundinnen, die sie hier fand, stand Louise Rogée obenan, damals schon eine sehr beliebte, fast gefeierte Schauspielerin, aber wie's scheint, in der Pension verblieben. Eines Tages hieß es, Louise Rogée habe sich verlobt und zwar mit einem jungen Architekten, dem ältesten Sohne des Kabinetssekretairs Pierre Barthélemy Fontane. Die Nachricht bestätigte

ſich, und auf einem der gelegentlichen Beſuche, die Louiſe Rogée, jedesmal von einer Penſionsfreundin begleitet, im Hauſe ihres künftigen Schwiegervaters machte, lernte meine Mutter den zweiten Sohn Pierre Barthélemys kennen, — meinen Vater. Man fand raſch Gefallen aneinander, und da die Verhältniſſe glücklich lagen, kam es ſehr bald zur Verlobung, und das Haus meines Großvaters ſah auf kurze Zeit zwei Brautpaare unter ſeinem Dache. *)

Der Verlobung meines Vaters folgte das Staatsexamen, damals nicht viel mehr als eine Form, und an das glücklich beſtandene Examen ſchloß ſich, beinah unmittelbar, der Ankauf der Neu-Ruppiner Apotheke. Am 24. März, dem Geburtstage meines Vaters, war Hochzeit, und drei Tage ſpäter traf das junge Paar in ſeiner neuen Heimat ein.

*) Nur auf kurze Zeit, denn noch im ſelben Jahre ging die Verlobung Louiſe Rogées zurück, weil dieſe mittlerweile Karl von Holtei kennen gelernt hatte, deſſen Gattin ſie wurde. Mit ihrem erſten Verlobten, der ſich neben der eminenten Holteiſchen Liebenswürdigkeit nicht zu behaupten wußte, würde ſie wahrſcheinlich glücklichere oder doch minder unglückliche Tage verlebt haben, aber das war damals nicht vorauszuſehen und würde, wenn doch, mutmaßlich unbeachtet geblieben ſein.

Zweites Kapitel.

Gascogne und Cevennen. Französische Vettern. Unsre Ruppiner Tage.

In ihrer Ruppiner Apotheke verlebten meine Eltern die ersten sieben Jahre ihrer Ehe, vorwiegend glückliche Jahre, trotzdem sich schon damals das zeigte, was dieses Glück früher oder später gefährden mußte. Von diesen sieben Jahren werde ich hier zu berichten haben; aber ehe ich zu Darstellung des Wenigen übergehe, was ich aus jener Zeit noch weiß, möchte ich, wozu mir das vorige Kapitel nicht Gelegenheit bot, hier noch einiges über den französischen Ursprung meiner Eltern, über ihre Heimat und Abstammung sagen dürfen.

Nicht weit von der Rhonemündung, auf dem etwa zwischen Toulouse und Montpellier gelegenen Gebiet, stoßen von Westen her die Vorlande der Gascogne, von Norden und Osten her die Ausläufer der Cevennen zusammen und auf diesem ver-

hältnismäßig kleinen Stück Erde, wahrscheinlich im jetzigen Departement Hérault oder doch an seiner Peripherie, waren meine Vorfahren, väterlicher- wie mütterlicherseits, zu Hause. Nächste Nachbarn also. Weil sich indessen auf diesem engen Raume zwei grundverschiedene Volksstämme berühren, so darf es nicht sonderlich überraschen, daß „mes ancêtres", trotz räumlicher Nachbarschaft, dieser Stammesverschiedenheit entsprachen, eine Verschiedenheit, die, völlig unbeeinflußt durch die inzwischen erfolgte Verpflanzung ins Brandenburgische, sich auch noch in meinen Eltern zeigte: mein Vater war ein großer, stattlicher Gascogner voll Bonhomie, dabei Phantast und Humorist, Plauderer und Geschichtenerzähler, und als solcher, wenn ihm am wohlsten war, kleinen Gasconnaden nicht abhold; meine Mutter andrerseits war ein Kind der südlichen Cevennen, eine schlanke, zierliche Frau von schwarzem Haar, mit Augen wie Kohlen, energisch, selbstsuchtslos und ganz Charakter, aber, wie schon in dem Einleitungskapitel erzählt, von so großer Leidenschaftlichkeit, daß mein Vater, halb ernst- halb scherzhaft von ihr zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch."

Dies paßte jedoch, wie gleich hier bemerkt werden mag, nur ganz allgemein auf ihr leiden-

ſchaftliches Temperament, nicht etwa auf ihren Religionseifer. Von dieſem hatte ſie keine Spur, war vielmehr eminent ein Kind der Aufklärungszeit in der ſie geboren, trotzdem ſie, weil ſie das Genfertum für vornehmer hielt, mit einem gewiſſen Nachdruck verſicherte: „wir ſind reformiert.“

Gascogne und Cevennen lagen für meine Eltern, als ſie geboren wurden, ſchon um mehr als hundert Jahre zurück, aber die Beziehungen zu Frankreich hatten beide, wenn nicht in ihrem Herzen, ſo doch in ihrer Phantaſie, nie ganz aufgegeben. Sie repräſentierten noch den unverfälſchten Koloniſtenſtolz. Weil ſie aber ſtark empfinden mochten, daß mit ihren nachweisbaren Ahnen, die bei den Fontanes als Zinngießer, potiers d'etain, bei den Labrys als Strumpfwirker, faiseurs de bas, feſtſtanden, nicht viel Staat zu machen ſei, ſo ließen ſie die amtlich geführte, koloniſtiſche Stammtafel fallen und ſuchten ſtatt deſſen, auf gut Glück, nach vornehmen franzöſiſchen Vetterſchaften, alſo nach einem wirklichen oder eingebildeten Familienanhang, der, in der alten Heimat zurückgeblieben, ſich mittlerweile zu Ruhm und Anſehn emporgearbeitet hatte.

Mein Vater hatte es darin leichter als meine Mutter, weil er wenigſtens innerhalb ſeines Namens bleiben konnte. Zu Paris lebte nämlich, bis

in die zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts, Louis de Fontanes, ſeinerzeit Großmeiſter der Univerſität und Unterrichtsminiſter, der, unter Napoleon, bei den verſchiedenſten feierlichen Gelegenheiten, immer die großen Caſualreden gehalten hatte, ein ſehr kluger, ſehr feiner, ſehr vornehmer Herr, deſſen Familie, wie man in allen Büchern nachleſen konnte, wirklich im ſüdlichen Frankreich, wenn auch nicht zwiſchen Toulouſe und Montpellier zu Hauſe war. Dieſer wurde nun ohne weiteres als Vetter erklärt, wobei der Umſtand, daß er ſich mit einem „s" ſchrieb, als beſondrer und ausſchlaggebender Beweis der Familienzugehörigkeit angeſehen wurde. Unſre Familie wußte nämlich aus Tradition, daß auch mein Großvater, der Cabinetsſekretair der Königin, ſich, bis etwa zu Beginn des Jahrhunderts, „Fontanes" geſchrieben und dann erſt, aus unaufgeklärtem Grunde, das „s" weggelaſſen habe. Dieſe Tradition wurde durch allerhand Schriftſtücke beſtätigt, mein Vater aber ging weiter und nahm, weil es ihm ſo paßte, den durch die Schriftſtücke geführten Beweis des Nebenſächlichen zugleich als Beweis für die Hauptſache, mit andern Worten, die bewieſene Namensvetterſchaft als bewieſene Blutsverwandtſchaft. Was übrigens als ein glänzender Coup gelten konnte. Denn hätten wir

noch „Fontanes“ geheißen, wodurch wir dem Großmeister, wenn auch nicht um viel, so doch immerhin um ein „s“ näher gekommen wären, so wäre der den Rest der Sache mit einschmuggelnde Nebenbeweis von vornherein weggefallen.*)

Daß mein Vater solche Phantasie-Beziehungen pflegte, durfte nicht Wunder nehmen; er war, wie schon oben kurz angedeutet, durch sein ganzes Leben hin der Typus eines humoristischen Visionairs und

*) Durch einen Nebensächlichkeitsbeweis die Hauptsache beweisen zu wollen, dafür mag aus meinen Erlebnissen hier noch folgendes als ein glänzendes Beispiel dienen. Ein Freund von mir besaß eine etwa anderthalb Fuß hohe Terracotta-Statuette, hübsche Arbeit, die einige für das von Michelangelo persönlich herrührende Modell zum „Moses“ hielten, während dies von andern bestritten wurde. Nun befand sich an einer Stelle der Figur, ein scharf in die Terracottamasse abgedruckter Finger, derart scharf, daß die kleinen Rinnen und Rillen der Haut ganz deutlich erkennbar waren. Als es nun die Echtheit zu beweisen galt, sagte mein Freund: „Es kann kein Zweifel sein; Sie sehen hier ganz deutlich den Finger.“ Das war auch richtig; man sah den Finger, man sah nur nicht, daß es der Michelangelo'sche Finger war. Trotzdem hab' ich es, zunächst an mir selbst dann aber auch an andern erlebt, daß dieser Beweis momentan für voll angesehen wurde. Ja, der Besitzer selber war, als er das erste Mal auf den Fingerabdruck hinwies, durchaus bona fide dabei verfahren und setzte erst später diese Art von Beweisführung als Spiel und Jocosum fort.

erging sich gern in mitunter grotesken Ausmalungen, über die er dann auch wieder zu lachen verstand. Aber daß meine ganz auf Verständigkeit und beinah Nüchternheit gestellte Mutter, ihm in allem, was alt-französische Verwandtschaft anging, nicht bloß nacheiferte, sondern ihn darin womöglich noch übertrumpfte, das durfte füglich überraschen. Es war das einer jener halb rätselhaften Widersprüche, wie sie sich in jeder Menschennatur vorfinden. Indessen, worin immer auch der Grund gesucht und gefunden werden möge, Tatsache bleibt es, daß sich meine Mutter — die, wenn dies Thema zur Verhandlung kam, selbst den sonst so gefeierten „Onkel Mumme" fallen ließ — für ganz nahe verwandt mit dem Cardinal Fesch hielt, der, bis zur Wiederherstellung des bourbonischen Königtums, Erzbischof von Lyon war. Cardinal Fesch, geboren zu Ajaccio und erst 1839 in Rom gestorben, war der Stiefbruder der Lätitia Bonaparte, also nicht mehr und nicht weniger als der Onkel Napoleons, durch dessen Beistand er denn auch seine große Laufbahn machte. Mit Hilfe welcher Überlieferung es meiner Mutter gelungen war, diese vornehme Verwandtschaft festzustellen, habe ich nie in Erfahrung gebracht; ich weiß nur, daß es ein Schauspiel für Götter war, wenn wir, selbst

noch in späteren Lebensjahren, beide Eltern, wie auf den meisten andern Gebieten, so auch auf diesem, sich mehr oder weniger ernsthaft befehden sahen, gewöhnlich unter voraufgehender Feststellung der Rangverhältnisse zwischen einem Großmeister der Universität und einem Cardinal-Erzbischof. Daß wir Kinder dem allem sehr kritisch gegenüber standen, braucht nicht erst versichert zu werden.

* * *

Ich fahre nun in meiner eigentlichen Erzählung fort.

Am 27. März 1819 waren meine Eltern in Ruppin eingetroffen, am 30. Dezember selbigen Jahres wurde ich daselbst geboren. Es war für meine Mutter auf Leben und Sterben, weshalb sie, wenn man ihr vorwarf, sie bevorzuge mich, einfach antwortete „er ist mir auch am schwersten geworden." In dieser bevorzugten Stellung blieb ich lange, bis, nach achtzehn Jahren, ein Spätling, meine jüngste Schwester, geboren wurde, bei der ich Pate war und sie sogar über die Taufe hielt. Das war eine große Ehre für mich, ging aber mit meiner Dethronisierung durch eben diese Schwester Hand in Hand. Als jüngstes Kind rückte sie selbstverständlich sehr bald in die Lieblingsstellung ein.

Oſtern 1819 hatte mein Vater die Neu-Ruppiner Löwenapotheke in ſeinen Beſitz gebracht, Oſtern 1826, nachdem noch drei von meinen vier Geſchwiſtern an eben dieſer Stelle geboren waren, gab er dieſen Beſitz wieder auf. Dieſer frühe Wiederverkauf des erſt wenige Jahre zuvor unter den günſtigſten Bedingungen, man konnte ſagen „für ein Butterbrot" erſtandenen Geſchäfts, wurde ſpäter, wenn das Geſpräch drauf kam, immer als verhängnisvoll für meinen Vater und die ganze Familie bezeichnet. Aber mit Unrecht. Das „Verhängnisvolle", das ſich viele Jahre danach — glücklicherweiſe auch da noch in erträglicher Form, denn mein Papa war eigentlich ein Glückskind — einſtellte, lag nicht in dem Einzelakte dieſes Verkaufs, ſondern in dem Charakter meines Vaters, der immer mehr ausgab, als er einnahm, und von dieſer Gewohnheit, auch wenn er in Ruppin geblieben wäre, nicht abgelaſſen haben würde. Das hat er mir, als er alt und ich nicht mehr jung war, mit der ihm eigenen Offenheit viele, viele Male zugeſtanden. „Ich war noch ein halber Junge, als ich mich verheiratete," ſo hieß es dann wohl, „und aus meiner zu frühen Selbſtſtändigkeit erklärt ſich alles." Ob er darin recht hatte, mag dahingeſtellt ſein. Er war überhaupt eine ganz ungeſchäftliche Natur, nahm ihm vor-

schwebende Glücksfälle für Tatsachen und überließ sich, ohne seiner auch in besten Zeiten doch immer nur bescheidenen Mittel zu gedenken, der Pflege „nobler Passionen". Er begann mit Pferd und Wagen, ging aber bald zur Spielpassion über und verspielte, während der sieben Jahre von 1819 bis 26, ein kleines Vermögen. Der Hauptgewinner war ein benachbarter Rittergutsbesitzer. Als mir dreißig Jahre später der Sohn dieses Rittergutsbesitzers eine kleine Summe Geld lieh, sagte mein Vater: „das stecke nur ruhig ein, sein Vater hat mir ganz allmählich zehntausend Taler in Whist en trois abgenommen." Vielleicht war diese Zahl zu hoch gegriffen, aber wie's damit auch stehen mochte, die Summe war jedenfalls bedeutend genug, um sein Credit und Debet außer Balance zu bringen und ihn, neben andrem, auch zu einem sehr säumigen Zinszahler zu machen. Dies wäre nun, unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo man etwa zu Hypotheken-Einschreibungen und ähnlichem hätte greifen können, eine zeitlang ganz ertragbar gewesen; zum Unglück aber traf es sich so, daß meines Vaters Hauptgläubiger sein eigner Vater war, der nun Gelegenheit nahm, seinem nur zu berechtigten Unmute, sei's in Briefen, sei's bei persönlichen Zusammenkünften, Ausdruck zu geben. Das Bedrückliche der Situation

zu steigern, sahen sich diese Vorwürfe durch meine ganz auf schwiegerväterlicher Seite stehende Mutter unterstützt, bez. verdoppelt. Kurzum, je weiter die Sache gedieh, je mehr geriet mein Vater zwischen zwei Feuer und lediglich um aus dieser sein Selbstgefühl beständig verletzenden Lage herauszukommen, entschloß er sich zum Verkauf eines Besitztums, dessen besondere Ertragsfähigkeit ihm, trotzdem er das Gegenteil von einem Geschäftsmanne war, so gut wie jedem anderen einleuchtete. Seine ganze Rechnung dabei stellte sich überhaupt — wenigstens zunächst und von seinem Standpunkte aus angesehen — als durchaus richtig und vorteilhaft heraus. Er erhielt nämlich beim Verkauf der Apotheke das Doppelte von dem, was er seinerzeit gezahlt hatte und sah sich dadurch mit einem Mal in der Lage, seine Gläubiger, die zugleich seine Ankläger waren, zufrieden stellen zu können. Das geschah denn auch. Er zahlte seinem Vater die vorgeschossene Summe zurück, fragte seine Frau, halb scherzhaft, halb spöttisch, ob sie ihr Vermögen vielleicht „sicherer und vorteilhafter" anlegen wolle und erreichte dadurch das, wonach er sich sieben Jahre lang gesehnt hatte: Freiheit und Selbständigkeit. Aller lästigen Bevormundung überhoben, war er plötzlich so weit, „sich nichts mehr sagen lassen zu müssen." Und

das war recht eigentlich der Punkt, um den ſich's ſein lebelang für ihn handelte. Danach dürſtete er von Jugend an bis in ſein Alter, weil er's aber nicht gut einzurichten verſtand, ſo iſt er zu dieſer erſehnten Freiheit und Selbſtändigkeit immer nur tag- und wochenweiſe gekommen. Er war, um einen ſeiner Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, beſtändig in der „Bredouille", ſah ſich finanziell immer beunruhigt und gedachte deshalb der nun anbrechenden, zwiſchen Oſtern 1826 und Johanni 1827 liegenden kurzen Epoche, bis zu ſeinem Lebensausgange mit beſonderer Vorliebe. Denn es war die einzige Zeit für ihn geweſen, wo die „Bredouille" geruht hatte.

Über dieſes fünfvierteljährige glückliche Interim habe ich zunächſt zu berichten.

Wir verlebten dieſe Zwiſchenzeit in einer in Nähe des Rheinsberger Tores gelegenen Mietswohnung, einer geräumigen aus einer ganzen Flucht von Zimmern beſtehenden Bel-Etage. Beide Eltern waren denn auch, was häusliche Bequemlichkeit angeht, mit dem Tauſche leidlich zufrieden, ebenſo die Geſchwiſter, die für ihre Spiele Platz die Hülle und Fülle hatten. Nur ich konnte mich nicht zufrieden fühlen und habe das Mietshaus bis dieſen Tag in ſchlechter Erinnerung. Es war nämlich ein

Schlächterhaus, was nie mein Geschmack war. Durch den langen dunklen Hof hin, zog sich eine Rinne, drinn immer Blut stand, während am Ende des einen Seitenflügels, an einer schräg gestellten breiten Leiter, ein in der Nacht vorher geschlachtetes Rind hing. Glücklicherweise war ich nie Zeuge der entsprechenden Vorgänge, mit Ausnahme der Schweineschlachtung. Da ließ sich's mitunter nicht vermeiden. Ein Tag ist mir noch deutlich im Gedächtnis. Ich stand auf dem Hausflur und sah, durch die offenstehende Hintertür, auf den Hof hinaus, wo gerade verschiedene Personen, quer ausgestreckt, über dem schreienden Tier lagen. Ich war vor Entsetzen wie gebannt, und als die Lähmung endlich gewichen war, machte ich, daß ich fortkam und lief, die Straße hinunter, durch's Tor auf den „Weinberg" zu, ein bevorzugtes Vergnügungslokal der Ruppiner. Ehe ich aber daselbst ankam, nahm ich, um zu verschnaufen, eine Rast auf einem niedrigen Erdhügel. Den ganzen Vormittag war ich fort. Bei Tische hieß es dann: „Um Himmels willen, Junge, wo warst du denn so lange?" Ich erzählte nun ehrlich, daß ich vor dem Anblick unten auf dem Hofe die Flucht ergriffen und auf halbem Wege nach dem Weinberge hin, auf einem Erdhügel gerastet und meinen Rücken an einen zerbröckelten Pfeiler gelehnt

hätte. „Da haſt du ja ganz gemütlich auf dem Galgenberge geſeſſen“ lachte mein Vater. Mir aber war, als lege ſich mir ſchon der Strick um den Hals, und ich bat von Tiſch aufſtehen zu dürfen.

Um eben dieſe Zeit kam ich in die Klippſchule, was nur in der Ordnung war, denn ich ging in mein ſiebentes Jahr. Der Lehrer, der Gerber hieß, machte von ſeinem Namen weiter keinen Gebrauch und war überhaupt ſehr gut. Ich zeigte mich auch gelehrig und machte Fortſchritte; meine Mutter hielt es aber doch für ihre Pflicht, hier und da, namentlich im Leſen, nachzuhelfen und ſo ſtand ich jeden Nachmittag an ihrem kleinen Nähtiſch und las ihr aus dem „Brandenburgiſchen Kinderfreund“, einem guten Buche mit nur leider furchtbaren Bildern, allerlei kleine Geſchichtchen vor. Ich machte das wahrſcheinlich ganz erträglich, denn gut leſen und ſchreiben können, beiläufig etwas im Leben ſehr Wichtiges, iſt eine Art Erbgut in der Familie; meine Mutter war aber nicht leicht zufrieden zu ſtellen und ging außerdem davon aus, daß loben und anerkennen den Charakter verdürbe, was ich übrigens auch heute noch nicht für richtig halte. Bei dem kleinſten Fehler zeigte ſie die „raſche Hand“, über die ſie überhaupt verfügte. Von Laune war dabei keine Rede, ſie verfuhr vielmehr lediglich nach dem

Prinzip, „nur nicht weichlich“. Ein Schlag zuviel konnte nie ſchaden und ergab ſich, daß ich ihn eigentlich nicht verdient hatte, ſo galt er als Ausgleich für all die Dummheiten, die nur zufällig nicht zur Entdeckung gekommen waren. „Nur nicht weichlich“. Dies iſt gewiß ein ſehr guter Grundſatz, und ich mag ihn nicht tadeln, trotzdem er mir nichts geholfen und zu meiner Abhärtung nichts beigetragen hat; aber wie man ſich auch dazu ſtellen möge, meine Mutter ging im Hartanfaſſen dann und wann etwas zu weit. Ich hatte lange blonde Locken, weniger zu meiner eigenen, als zu meiner Mutter Freude, denn um dieſe Locken in ihrer angeblichen Schönheit zu erhalten, wurde ich den andauerndſten und gelegentlich ſchmerzhafteſten Kämmproceduren unterworfen, dem Kämmen mit dem ſogenannten engen Kamm. Wäre ich damals aufgefordert worden mittelalterliche Marterwerkzeuge zu nennen, ſo hätte der „enge Kamm“ mit obenan geſtanden. Eh nicht Blut kam, eh war die Sache nicht vorbei; andren Tages wurde die kaum geheilte Stelle wieder mit verdächtigem Auge angeſehn und ſo folgte der einen Quälerei die andre. Freilich, wenn ich, was möglich, es dieſer Procedur verdanken ſollte, daß ich immer noch einen beſcheidenen Beſtand von Haar habe, ſo habe ich nicht umſonſt ge-

litten und bitte reumütig ab. Neben dieſer ſorglichen Behandlung der Kopfhaut, ſtand eine gleich fürſorgliche Behandlung des Teint. Aber auch dieſe Fürſorge lief auf Anwendung zu ſcharf einſchneidender Mittel hinaus. Wenn bei Oſtwind oder ſtarker Sonnenhitze die Haut aufſprang, hatte meine Mutter das unfehlbare Heilmittel der Citronenſcheibe zur Hand. Es half auch immer. Aber Goldcream oder ähnliches wäre mir doch lieber geweſen und hätt es wohl auch getan. Übrigens verfuhr die Mama mit gleicher Unerbittlichkeit gegen ſich ſelbſt, und wer mutig in die Schlacht vorangeht, darf auch Nachfolge fordern.

Ich wurde, wie ſchon erwähnt, während der Zeit, wo wir die Mietswohnung inne hatten ſieben Jahr alt, gerade alt genug, um allerlei zu behalten, weiß aber doch herzlich wenig aus jener Zeit. Nur zweier Ereigniſſe erinnere ich mich, wobei wahrſcheinlich eine ſtarke Farbenwirkung auf mein Auge, mein Gedächtnis unterſtützte. Das eine dieſer Ereigniſſe war ein großes Feuer, bei dem die vor dem Rheinsberger Tore gelegenen Scheunen abbrannten. Es war aber, wie ich gleich vorweg zu bemerken habe, nicht der Scheunenbrand ſelbſt, der ſich mir einprägte, ſondern eine ſich unmittelbar vor meinen Augen abſpielende Scene, zu der das Feuer,

deſſen Schein ich nicht mal ſah, nur die zufällige Veranlaſſung gab. Meine Eltern befanden ſich an jenem Tage auf einem kleinen Diner, ganz am entgegengeſetzten Ende der Stadt. Als die Tiſchgeſellſchaft von der Nachricht, daß alle Scheunen in Feuer ſtünden, überraſcht wurde, ſtand es für meine Mutter, die eine ſehr nervöſe Frau war, ſofort feſt, daß ihre Kinder mit verbrennen müßten oder mindeſtens in ſchwerer Lebensgefahr ſchwebten, und von dieſer Vorſtellung ganz und gar beherrſcht, ſtürzte ſie von der Tafel fort, die lange Friedrich-Wilhelmſtraße hinunter und trat ohne Hut und Mantel und das Haar von dem ſtürmiſch eiligen Gange halb aufgelöſt, in das große Frontzimmer unſerer Wohnung, darin wir, aus den Betten geholt und mit Decken zugedeckt, ſchon auf Kiſſen und Fußbänken umherſaßen. Unſerer anſichtig werdend, ſchrie ſie vor Glück und Freude laut auf und brach dann ohnmächtig zuſammen. Als im nächſten Augenblicke verſchiedene Perſonen, darunter auch die Wirtsleute, mit Lichtern in der Hand herzukamen, empfing das Geſamtbild, daß das Zimmer darbot, eine grelle Beleuchtung, am meiſten das dunkelrote Brokatkleid meiner Mutter, und das ſchwarze Haar das darüber fiel, und dies Rot und Schwarz und die flackernden

Lichter drum herum, das alles blieb mir bis dieſe Stunde.

Das andre Bild, oder ſag' ich lieber die zweite kleine Geſchichte, die mir noch im Gedächtnis lebt, entbehrte durchaus des Dramatiſchen, aber die Farbe kam mir auch dabei zu Hilfe. Nur daß es Gelb war ſtatt Rot. Leider muß ich bei dieſer zweiten kleinen Geſchichte ziemlich weit ausholen. Mein Vater machte während des Interimsjahres öfters Reiſen nach Berlin. Einmal, es mochte Monat Oktober ſein und das Abendrot ſchimmerte ſchon zwiſchen den Bäumen des Stadtwalls, ſtand ich unten in unſrem Torweg und ſah meinem Vater zu, der ſich eben die Fahrhandſchuhe mit einem gewiſſen Aplomb anzog, um dann mit einem Ruck auf den Vorderſitz ſeines kleinen Kaleſchwagens hinaufzuſteigen. Auch meine Mutter war da. „Der Junge könnte eigentlich mitfahren," ſagte mein Vater. Ich horchte hoch auf, beglückt in meiner kleinen Seele, die ſchon damals nach allem, was einen etwas aparten und das nächtlich Schauerliche ſtreifenden Charakter hatte, begierig verlangte. Meine Mutter ſtimmte meines Vaters Vorſchlage ſofort zu, was ich mir nur ſo deuten kann, daß ſie von ihrem Lieblingskinde mit den ſchönen blonden Locken einen guten Eindruck auf

den Großvater, zu dem die Reiſe ging, erwartete. „Gut,“ ſagte ſie, „nimm den Jungen mit. Ich will ihm aber erſt einen warmen Rock überziehen.“ — „Nicht nötig; ich ſtecke ihn in den Fußſack.“ Und wirklich, ich wurde hinaufgereicht und wie ich da ging und ſtand in den Fußſack geſteckt, der vorn auf dem Wagen lag, alles offen, nicht einmal eine Ledertrommel darüber ausgeſpannt. Kam ein Stein, oder gab's einen Stoß, ſo konnte ich mit Bequemlichkeit herausfliegen. Aber dieſe Vorſtellung ſtörte meine Freude keinen Augenblick. In raſchem Trabe ging es über Alt-Ruppin auf Cremmen zu, und lange bevor wir dieſes, das ungefähr halber Weg war, erreicht hatten, zogen die Sterne herauf und wurden immer heller und blitzender. Entzückt ſah ich in die Pracht, und kein Schlaf kam in meine Augen. Ich bin nie wieder ſo gefahren; mir war als reiſten wir in den Himmel. Gegen acht Uhr früh hielt unſer Gefährt vor dem Hauſe meines Großvaters, der es, was hier noch eingeſchaltet werden mag, mit Hilfe dreier, in guten Abſtänden geheirateter Frauen, erſt vom Zeichenlehrer zum Kabinetsſekretär und ganz zuletzt, was noch wichtiger, ſogar zum gut ſituierten Berliner Hausbeſitzer gebracht hatte, freilich nur in der Kleinen Hamburger Straße. Seinen Söhnen und Enkeln iſt die

ſich hierin ausſprechende Lebekunſt verloren gegangen.

Wir ſtiegen nun treppauf und traten ein. Was uns empfing, war zunächſt ein anheimelndes Idyll. Pierre Barthélemy und ſeine dritte Frau — übrigens eine vorzügliche Dame, die ich ſpäter noch ſehr verehren lernte — ſaßen gerade beim Frühſtück. Alles war höchſt mollig. Ein Meißener Service ſtand auf dem Tiſch, und zwiſchen den Taſſen und Kannen bemerkte ich einen ebenfalls blau- und weiß-gemuſterten Korb von zierlich durchbrochener Arbeit, mit Berliner Milchbroten darin. Die waren damals natürlich anders als jetzt, viel größer und von kreisrunder Form, dabei hell gebacken und doch knuſprig. Über dem Sofa hing ein großes, ganz vor kurzem erſt von der Hand Profeſſor Wachs gemaltes Ölbild des Großvaters. Es war ſehr gut und lebensvoll, aber ich hätte den ausdrucksvollen Kopf und vielleicht die ganze Beſuchsſcene vergeſſen, wenn nicht die ſchwarz- und ſchwefelgelb geſtreifte Weſte geweſen wäre, die Pierre Barthélemy, wie ich ſpäter erfuhr, gewohnheitsmäßig trug und die auch, dem entſprechend, einen weſentlichen Teil des ihm zu Häupten hängenden Bildes ausmachte. Wir nahmen ſelbſtverſtändlich an dem Frühſtück teil, und die Großeltern,

fein geſchulte Leute, ließen nicht allzuviel davon merken, daß ihnen der ganze Beſuch, mit ſeinen vorausſichtlich geſchäftlichen Auseinanderſetzungen, eigentlich eine Störung war. Aber, freilich, von Zärtlichkeit gegen mich war den ganzen Tag über keine Rede, ſo daß ich herzlich froh war, als es am Abend wieder nach Hauſe ging. Erſt viel ſpäter iſt mir klar geworden, daß die Nüchternheit, der ich begegnete, nicht mir armen Kinde, ſondern, wie ſchon angedeutet, meinem Vater galt. Ich mußte nur mit leiden. Der äußerſten Solidität des Großvaters war der ſichere, lebemänniſche Ton ſeines Sohnes, der ſich, durch ſeinen glücklichen Verkaufscoup, mit einem Male ſelbſtändig und als Mann von Vermögen fühlte, derart unbequem und bedrücklich, daß meine blonden Locken, auf deren Eindruck meine Mutter ſo ſicher gerechnet hatte, ganz und gar verſagten.

Ich bemerkte ſchon, daß ſolche Ausflüge nach Berlin damals öfters ſtattfanden, aber noch häufiger waren Reiſen in die Provinz, weil es meinem Vater oblag, ſich nach einem neuen Apothekenbeſitz umzutun. Wär' es nach ihm gegangen, ſo hätte er dieſen Zuſtand der Dinge wohl nie geändert und das Interim in Permanenz erklärt; denn er hatte, während ihm die Spielpaſſion eigentlich nur durch

den Wunſch, die Zeit hinzubringen, aufgedrungen war, eine ganz aufrichtige Paſſion für Pferd und Wagen und ſein lebelang in der Welt umherzukutſchieren, immer auf der Suche nach einer Apotheke, ohne dieſe je finden zu können, wäre wohl eigentlich ſein Ideal geweſen. Er ſah aber freilich ein, daß das unmöglich ſei — wenige Reiſejahre würden ſein Vermögen aufgezehrt haben — und ſo war er denn nur befliſſen, ſich, weil's ihm ſo paßte, vor Ankaufs-Übereilungen zu bewahren. Je kritiſcher er verfuhr, je länger konnte er ſeine Fahrten fortſetzen und ſeinem geliebten Schimmel, einem übrigens reizenden Tiere, jeden Abend ein neues Quartier bereiten. Ich ſage ſeinem Schimmel, denn ein gutes Quartier für dieſen lag ihm mehr am Herzen, als ſein eignes. Dreiviertel Jahre, bis Weihnachten 26, iſt er denn auch vielfach, um nicht zu ſagen meiſtens, unterwegs geweſen und zwar auf einem ziemlich umfangreichen Gebiete, das, außer der Provinz Brandenburg, auch noch Sachſen, Thüringen und zuletzt Pommern umſchloß. Dieſe Reiſezeit war ſpäter ein bevorzugter Unterhaltungsſtoff beider Eltern, auch meiner Mutter, die ſich ſonſt ziemlich ablehnend gegen die Lieblingsthemata meines Vaters verhielt. Daß ſie hier einen Ausnahmefall eintreten ließ, hatte zum Teil ſeinen Grund darin, daß

mein Vater, in dieſer ſeiner Reiſezeit, viele an ſeine junge Frau gerichtete „Liebesbriefe“ geſchrieben hatte, die nun als ſolche zu perſiflieren, zeitlebens ein Hauptvergnügen meiner Mutter war. „Ihr müßt nämlich wiſſen, Kinder,“ ſo hieß es dann wohl, „ich habe noch eures Vaters Liebesbriefe, ſo 'was Hübſches hebt man ſich eben auf, und einen kann ich ſogar auswendig, wenigſtens den Anfang. Dieſer eine kam aus Eisleben und darin ſchrieb er mir: ‚Ich bin hier heute nachmittag angekommen und habe ein recht gutes Quartier gefunden. Auch für den Schimmel, der ſich vorn etwas gedrückt hat. Aber davon will ich dir heute nicht ſchreiben, ſondern nur davon, daß dies der Ort iſt, wo Martin Luther am 10. November 1483 geboren wurde, neun Jahre vor der Entdeckung von Amerika‘ ... Da habt ihr euren Vater als Liebhaber. Ihr ſeht, er hätte einen Briefſteller herausgeben können.“

Dies alles war ſeitens meiner Mutter nicht bloß ziemlich ernſthaft, ſondern leider auch bitter gemeint; ſie litt darunter, daß mein Vater, ſo ſehr er ſie liebte, von Zärtlichkeitsallüren auch nie eine Spur gehabt hatte.

Das Reiſen dauerte dreiviertel Jahr und ging zuletzt in öſtlicher Richtung auf die Odermündung

zu. Kurz vor Weihnachten fuhr er mit der Fahrpost, weil ihm sein Schimmel zu schade für die Winterstrapazen sein mochte, nach Swinemünde, das er bei 26 Grad Kälte erreichte. Der Cognac in seiner Flasche war zu einem Eisklumpen gefroren. Desto wärmer empfing ihn die verwitwete Frau Geisler, die, weil ihr das Jahr vorher der Mann gestorben war, ihre Apotheke so schnell wie möglich zu verkaufen wünschte. Dazu kam es denn auch. In dem, diesen Geschäftsabschluß anmeldenden Briefe hieß es: „Wir haben nun eine neue Heimat, die Provinz Pommern, Pommern, von dem man vielfach falsche Vorstellungen hat; denn es ist eigentlich eine Prachtprovinz und viel reicher als die Mark. Und wo die Leute reich sind, lebt es sich auch am besten. Swinemünde selbst ist zwar ungepflastert, aber Sand ist besser als schlechtes Pflaster, wo die Pferde ewig 'was am Spann haben. Freilich ist noch ein halbes Jahr bis zur Übergabe, was ich beklage. Man muß doch wieder etwas tun, wieder eine Beschäftigung haben."

Drei Tage nach Eingang dieses Briefes, war er selber wieder da. Wir wurden verschlafen aus den Betten geholt und mußten uns freuen, daß es nach Swinemünde gehe.

Mir klang das Wort bloß befremdlich.

Drittes Kapitel.

Unſere Ueberſiedelung nach Swinemünde. Ankunft daſelbſt.

Das halbe Jahr bis zur Übernahme des neuen Geſchäfts verging langſam, aber es verging. Etwa Ende Mai begann das Verpacken und Aufladen unſeres inzwiſchen durch den Tod des Großvaters vermehrten Mobiliarvermögens, und als vier Wochen ſpäter die Nachricht kam, daß alles glücklich in der neuen Heimat angelangt ſei, brachen wir am Johannistage 1827 auf, um ſelber die Reiſe dorthin zu machen. Meine Mutter war nicht mit dabei, ſie hatte ſich Mitte Juni nach Berlin begeben, um ſich daſelbſt einer Nervenkur bei dem damals berühmteſten Arzte, dem Geheimrat Horn, zu unterziehen. Horn empfahl ihr das, was noch heute empfohlen wird. „Verpflegen Sie ſich gut, meine verehrte Frau (man ſagte damals, in bürgerlichen Kreiſen, noch nicht „meine gnädige Frau“) und

ſuchen Sie ſich unangenehmen Eindrücken nach Möglichkeit zu entziehen.“ Und gerade ſo wie jetzt, dieſer ärztliche Rat half auch, ſolange es möglich war, ihm nachzukommen. In Berlin, unter den dort lebenden Freundinnen aus der Lionnetſchen Penſion, hatte ſich das tun laſſen; als meine Mutter aber, etliche Wochen ſpäter, in Swinemünde eintraf und vieles anders fand, als ſie wünſchte, war es mit „Vermeidung unangenehmer Eindrücke“ vorbei, und die Nervenzuſtände ſtellten ſich wieder ein.

Unſere Reiſe hatte mittlerweile begonnen und ging, auf drei Tage berechnet, auf nächſtem Wege durch Uckermark, Mecklenburg-Strelitz und Schwediſch-Pommern. Wir waren, groß und klein, ſechs Perſonen: mein Vater, vier Kinder und die Amme des jüngſten Kindes, eine zigeunerhafte, häßliche Wendin, von, wie ſich ſpäter herausſtellte, ſchlechtem Charakter, die ſich durch nichts, als durch eminente ſpezielle Berufserfüllung meinem erſt halbjährigen jüngſten Bruder gegenüber auszeichnete. Den erſten Tag kamen wir bis Neu-Strelitz, wo ſich uns ein für die Apotheke brieflich engagierter Gehilfe zugeſellte, Herr Wolff, ein ſehr hübſcher, krausköpfiger Mann, und trotzdem er Mecklenburger war, von durchaus brünettem Typus. Er empfahl ſich unſerm Hauſe,

wie gleich hier bemerkt werden mag, durch Brauchbarkeit und gute Manieren und hatte das Glück, ſeine durch zwei lange Jahre hin nicht bloß von Erfolgen, ſondern auch von „Folgen“ begleiteten Liebesverhältniſſe beſtändig pardonniert zu ſehen bis ihm endlich eine junge, bildſchöne Perſon, ein Liebling meiner Eltern, zum Opfer fiel. Da fiel er denn, ſehr berechtigt, mit. Aber das alles ſtand zu der Zeit, von der ich hier ſpreche, noch weit aus. Vorläufig war er, trotz weiterer Beengung des ohnehin engen Platzes, ein ſehr angenehmer Reiſegefährte, der ſich mit uns Kindern ebenſo geſchickt wie liebenswürdig unterhielt und in ſeiner mehr als korrekten Haltung der Amme gegenüber, auch nicht das Geringſte von ſeiner ſtarken „ſchwachen Seite“ vermuten ließ. Der zweite Tag führte uns bis Anklam. „Hier ſind wir nun ſchon in Pommern,“ ſagte mein Vater, der eine Gelegenheit etwas Geographiſch-Hiſtoriſches anzubringen, nicht gern vorübergehen ließ. „Anklam hat den höchſten Turm in ganz Pommern, und Guſtav Adolf iſt, ſo viel ich weiß, hier durchgekommen. Es iſt aber auch möglich, daß es Karl XII. war.“ Von Anklam bis Swinemünde war die kürzeſte Wegſtrecke, nur noch ſechs Meilen. Auf einer Fähre ſetzten wir, ich weiß nicht mehr von welchem Punkt aus, nach der Inſel Uſedom

über und fuhren nun unſerm Ziele zu. Das letzte Dorf hieß Kamminke. Halben Wegs zwiſchen dieſem Dorf und Swinemünde ſelbſt paſſierten wir eine mitten im Walde gelegene Bohlenbrücke, zu deren beiden Seiten ſich eine dunkelſchwarze Waſſerfläche mit weißen Nymphäen ausbreitete; die niedergehende Sonne ſtand ſchon hinter den Tannen, und ein roter Schimmer, der zwiſchen den Wipfeln glühte, ſpiegelte ſich unten in dem ſchönen und zugleich etwas unheimlichen Teich. Es ſteht vor mir, als hätt' ich es geſtern geſehen. Bald hinter dieſer Brücke hörte der Wald auf, und ein kurzer chauſſierter Weg kam, von dem aus man, etwas zurückgelegen, ein weites Moor überblickte, darauf, wie Indianerhütten, die ich aus meinen Bilderbüchern kannte, zahlloſe Torfpyramiden ſtanden. Der chauſſierte Weg, auf dem wir fuhren, war von jungen Silberpappeln eingefaßt, und als dieſe kurze Chauſſeeſtrecke hinter uns lag, begann die Stadt ſelbſt, deren erſtes Haus, nicht weit ab zu unſrer Linken, auf einer kleinen Anhöhe lag. Ein Tiſchler wohnte darin. Das Strohdach des Hauſes hing weit herab und ließ den Lehm- und Fachwerkbau mit ſeinen Fenſterchen nur undeutlich erkennen, aber neben dem Hauſe zog ſich ein Hof- und Gartenſtreifen, und auf einem den Garten durchſchneidenden und

allmälig anſteigenden Wege ſtand ein Sarg, der, weil eben mit einem friſchen Lack geſtrichen, hell in der Abendſonne blinkte. Das war der Empfang. Ich erſchrak in meinem Kinderherzen und wies ſcheu darauf hin, aber mein Vater wollte von Angſt und ſchlechter Vorbedeutung nichts wiſſen und ſagte, „ſei nicht ſo dumm. Das iſt das beſte was uns paſſieren kann. Das iſt wie wenn einem eine Karre mit einem toten Pferd darauf begegnet, und das hier iſt noch beſſer. Das tote Pferd bedeutet immer bloß Geld, aber ein Sarg bedeutet Glück überhaupt. Und bei allem Reſpekt vor Geld, Glück iſt noch beſſer. Glück iſt alles. Wir werden alſo hier Glück haben. Nicht wahr, Herr Wolff? Glück, ſag ich. Und Sie auch.“ Herr Wolff nickte. Übrigens hatte mein Vater ganz recht prophezeit. Es ging uns gut hier, und was mitunter anders ausſah, daran war das Glück nicht ſchuld, das tat, umgekehrt, ſein Möglichſtes für uns.

Mit dem Tiſchlerhauſe begann die Stadt, aber mir wollte es noch immer nicht ſo vorkommen, als führen wir ſchon wirklich in eine Stadt hinein. Ein Tor war nicht da, Pflaſter auch nicht, Menſchen auch nicht. Der Abſtand zwiſchen den Häuſerreihen links und rechts war unendlich breit und jedes Haus klein und häßlich, viele noch mit Strohdach.

Ein Glück, daß die meiſten einen Giebel hatten, der, mit einer Flaggenſtange zu Häupten, aus dem eigentlichen Frontdach herauswuchs. So mahlten wir im Sande weiter, bis wir, nach Paſſierung etlicher Querſtraßen, einen großen, merkwürdig geformten Platz erreichten, halb kahl, halb hoch im Gras ſtehend, ganz nach Art einer dörfiſchen Gänſewieſe. Auf dieſem völlig ungepflegten Platze, der, wie uns etliche auf hohen Böcken liegende Baumſtämme zeigten, zugleich auch als Holzſägeplatz diente, ragte ein ſcheunenartiger Bau mit hohen Fenſtern auf: die Kirche. Dieſer gegenüber und nur durch die Straßenbreite von ihr getrennt, ſtand ein mit Feuerherds-Rot geſtrichenes Haus, deſſen endlos aufſteigendes Dach wohl fünf Mal ſo hoch war, als das Haus ſelber. Drei, vier umherſtehende, von einem Holzgitter eingefaßte Kaſtanienbäume, ließen, außer dem hohen Dache, wenig erkennen. Zwiſchen Haus und Kirche aber hielt jetzt unſer Wagen, und mein Vater, der mein verlegenes Geſicht ſehen mochte, ſagte mit aufgeſteifter Heiterkeit: „Da ſind wir nun alſo. Gott ſegne unſern Eingang. Hier gleich das erſte Zimmer rechts, Herr Wolff, das iſt das Ihre.“ Herr Wolff verbeugte ſich, ſchien aber noch verwunderter als ich. Nur der Amme war nichts anzumerken.

Ein paar Personen, die bestimmt waren, vorläufig wohl oder übel den Hausstand zu führen, standen an der mit beiden Flügeln geöffneten Haustür und kamen uns etwas verlegen entgegen. „Ein Abendbrot ist doch wohl da," sagte mein Vater, und ehe wir noch darüber beruhigt waren, traten wir auch schon in einen gelb gestrichenen, mit Mauersteinen gepflasterten Flur, der durch die ganze Tiefe des Hauses lief. Auch das berührte mich ganz eigentümlich. Zum Glück aber war, von Anfang an, immer etwas da, was mit dem Rohen und Unkultivierten wieder versöhnen mußte. So gestattete mir der gepflasterte Flur, weil seine Hintertür weit offen stand, einen Blick in den Garten und auf den Abendhimmel, an dem eben die schmale Mondsichel sichtbar wurde. Das blasse Licht derselben fiel auf eine Geißblattlaube, vor deren halbüberwachsenem Eingang eine ziemlich junge Tanne stand. Dieser Anblick erfüllte mich mit etwas wie Hoffnung, und diese Hoffnung trog auch nicht. Es war ein wunderbar schönes Leben in dieser kleinen Stadt, dessen ich noch jetzt, wie meiner ganzen buntbewegten Kinderzeit, unter lebhafter Herzensbewegung gedenke.

Wir setzten uns, bald nach Eintritt in unser Haus, zum Abendbrot nieder. Für uns Kinder war es Milchsuppe, für gewöhnlich nicht mein Ge-

ſchmack. Ich aß aber ein gut Teil, und mein Vater ſagte ſchmunzelnd: „Das iſt recht. Wer lange ſuppt, lebt lange. Nur nicht kieſätig. Und überhaupt, es wird uns hier ſchon gefallen. Wenn es nur Mama gefällt. Der verdammte Sand. Aber für die Pferde iſt es beſſer; dabei bleibe ich.“

Dann ſtanden wir auf, und mein Papa, der, weil kein anderer da war, ſich in ſeinem Redebedürfnis wohl oder übel mit mir unterhalten mußte, ſagte: „Nun geh' noch mal hinaus und ſieh dir die Kirche an; das iſt nämlich die große Remiſe gerade gegenüber. Hat übrigens nichts auf ſich, daß ſie ſo nach nichts ausſieht; das proteſtaniſche Wort iſt nicht an Örtlichkeit gebunden, oder von einem gemalten Sternenhimmel abhängig. Gutes tun, keuſch und züchtig leben.“ Dieſe ſeine letzten Worte richteten ſich an Herrn Wolff, dem er doch nicht recht trauen mochte, trotzdem noch nichts gegen ihn vorlag.

Ich war froh, meine Neugierde befriedigen zu können und ging hinaus. Als ich auf die Straße trat, traf ich einen kleinen, ſchon ältlichen und etwas verwachſenen Mann, der, nachdem er das Pferd in den Stall geführt hatte, mit Abladung unſers Gepäcks beſchäftigt war. Er hieß, wie ich gleich erfahren ſollte, Ehm, wahrſcheinlich Abkürzung von

Adam, und war, obwohl er nichts von Pferden verſtand, im voraus dazu beſtimmt, unſer Kutſcher zu werden. Er blieb es auch Jahr und Tag.

„Wie heißt du?“ fragte ich.

„Ehm.“

„Ehm? Das habe ich noch nicht gehört. Aber ſage, Ehm, was iſt das, das immer ſo rauſcht und donnert? Und dabei geht doch kein Wind und keine Luft.“

„Dat's de See.“

„Das Meer?“

„Joa, de See.“

„Wie weit ab iſt es? Es klingt ja ſo nah.“

„Na, ne Viertelſtunn. Un mitunner kümmt ſe bis ran und ſteigt hier rümm in alle Straten. Un ſo'n Lütting wie du, de kann denn verſupen.“

Viertes Kapitel.

Unſer Haus, wie wir's vorfanden.

Am Abend, wo wir ankamen, hatte ich einen wenig günſtigen Eindruck von unſerm Hauſe gehabt, es war mir recht häßlich und als dann der Mond in die Fenſter ſchien, auch ſogar etwas unheimlich vorgekommen. Mit dieſem Unheimlichen, wie ſich bald herausſtellte, hatte es denn auch ſeine Richtigkeit, wenigſtens in dem Glauben der Dienſtleute. Wenn es nachts auf dem Boden über uns unruhig wurde, hieß es: „de oll Geisler geiht wedder ümm," oder auch wohl „he kuckt wedder in all ſien' Kiſten und Kaſten" und wirklich, man hörte deutlich, wie die Deckel der großen Kräuterkiſten auf und wieder zugeſchlagen wurden. „Das ſind die Katzen" erklärte ſpäter mein Vater, aber ich war mit dieſer Auslegung nie recht zufrieden und hielt mit Vorliebe zu dem Satze: „de oll Geisler geiht wedder üm". Von dieſem allen hatte ich, um es zu wieder-

holen, gleich am erſten Abend, ein unbeſtimmtes, mich eine Weile gruſelig machendes Gefühl, das noch wuchs, als der vor meiner Schlafkammer ſtehende Kirſchbaum leiſe die Scheiben ſtreifte. Aber müde von der Reiſe, ſchlief ich trotzdem ein und erſchien am andern Morgen wohlgemut in der noch leeren Wohnſtube meines Vaters. Hier, auf Schemeln und Küchenſtühlen ſitzend (denn mit Ausnahme der Betten war noch nichts ausgepackt) nahmen wir gemeinſchaftlich das Frühſtück, mein Vater in beſter Stimmung. Als wir, es währte nicht lange, damit fertig waren, nahm er mich bei der Hand und ſagte: „Nu komm, mein Junge; die andern ſind noch zu klein, aber du biſt ſchon verſtändig, und da wollen wir uns denn die Sache mal anſehen. Als ich Weihnachten hier war, war es ſo kalt, du weißt, daß der Cognac einfror, und da war denn an Inſpektion nicht zu denken. Ein bißchen habe ich die Katze im Sack gekauft. Aber das tut nichts, alles im Leben bleibt unſicher, und die Geſchäftsbücher ſtimmten.“ Er ſagte das meiſte davon mehr zu ſich ſelbſt, als zu mir, wie er denn ſein ganzes Leben lang, ſeine Konverſation immer mehr nach ſeinem perſönlichen Bedürfnis als nach der Beſchaffenheit ſeiner Hörer einrichtete. Meiſtens waren es Selbſtgeſpräche. Seine letzten Jahre ver-

lebte er mit einer ihm seine kleine Wirtschaft führenden, ganz beschränkten Person, aber das hinderte ihn nicht, mit ihr zu philosophieren d. h. alles, was ihm einfiel, in sie hinein zu reden.

Und nun zurück zu der beabsichtigten Hausinspizierung, die wir gleich nach dem Frühstück antraten. Ehm wurde gerufen, um uns, auf unsrem Umgange, wenn nötig Auskunft zu geben, was er sehr gut konnte. Denn er war schon viele Jahre lang „Kohlenprovisor" und wußte Bescheid in allem.

Unser nächstes Ziel waren die Böden, deren sich nicht weniger als fünf unter dem Riesendache befanden. Der erste Boden, zu dem eine knarrende Treppe mit abgelaufenen Stufen hinaufführte, war ein Prachtstück in seiner Art, hoch und frisch und zugleich mit einer Welt von Dingen ausgestattet, die mich sofort für sich einnahmen: Schornsteine von beinah lächerlich mächtigem Umfang, eingegitterte Verschläge mit Vorlegeschlössern, gezogene Leinen, daran Wäsche hing und dazu, an diesem ersten Morgen wenigstens, Schwalben und Schmetterlinge, die durch die vielen Fenster und Gucklöcher beständig aus und ein flogen. In verhältnismäßiger Nähe des umfangreichsten Schornsteins aber, stieg eine zweite Treppe, eigentlich bloß eine geradlinige Leiter, zunächst bis auf den zweiten Boden und von

dieſem in unmittelbarer Fortſetzung bis auf den dritten hinauf. Zur Seite hing ein geteertes Tau, daran man ſich feſthielt. Als wir bis an die Stelle gekommen waren, wo die Leiter, und zwar ohne einen Knick oder Abſatz zu machen, einfach die Dielung des zweiten Bodens durchbrach, ſah ich, daß ein ſchweres Rad, aber von nur geringem Durchmeſſer, hart neben dem Durchſchlüpfloche lag, ein Anblick, bei dem ich, ich weiß nicht warum, ſofort fühlte, daß es damit was Beſonderes auf ſich haben müſſe. Mein Vater empfand gerad' ebenſo, ſchob aber alles Fragen danach vorläufig hinaus, weil wir fortgeſetzt im Steigen waren und das Klettern auf den immer ſchmaler werdenden Leitern die größte Vorſicht gebot. Erſt als wir eine Weile danach und nach Muſterung des dicht unter dem Dachfirſt hinlaufenden Glas- und Krukenbodens wieder abwärts ſtiegen und auf dieſem Abſtieg die terra firma des erſten Bodens erreicht hatten, ſetzte ſich mein Vater, um auszuruhen, auf eine der großen Kräuterkiſten und ſagte: „Das iſt ja zum Halsbrechen, Ehm. Und dann das Rad da oben? Was iſt es mit dem Rad? Wie kommt das dahin?“

Ehm erzählte nun in ſeinem Plattdeutſch, daß es das Rad ſei, womit der Mörder Hannacher — aber das ſei nun ſchon lange, das Jahr vorher, ehe

die Franzoſen ins Land kamen — vom Leben zum Tode gebracht worden ſei. Hannacher habe dicht bei dem Dorfe Morgnitz einen Schäfer erſchlagen und bloß einen Münzgroſchen bei ihm gefunden, und als er den Münzgroſchen im Morgnitzer Krug vertrunken habe, da ſei's auch ſchon herausgekommen.

„Ein wahres Glück" ſagte mein Vater, „je eher ſo was raus kommt, deſto beſſer. Aber das Rad! Was ſoll das da? Wie kommt das dahin?!"

„Dat hett de oll Geisler an ſich bracht, ick weet nich mehr för wieveel. Un he wull ja woll, dat et em Glück in't Huus bringen ſall."

Mein Vater, der dabei ſeiner eigenen, am Tage vorher zu Gunſten des Scharfrichterkarrens gehaltenen Rede gedenken mochte, war von dem, was Ehm jetzt ſagte, wenig angenehm berührt und meinte, zu viel Glück ſei auch nicht gut. „Aber nun wollen wir uns den Schimmel anſehn, Ehm, um auf andre Gedanken zu kommen . . . Is denn hier öfter ſo was los, wie das mit dem Hannacher?"

„Nu ſo ab un an. Toletzt hedden wi joa dat mit Muhr'n un ſine Fru."

Ehm wollte ſichtlich in dieſem Thema fortfahren, aber mein Vater hörte nicht mehr recht hin und vergaß bald ſowohl Hannacher wie „Muhr'n un ſine Fru", als er, unten im Stall angekommen, der vor-

züglichen Einrichtung, die da herrſchte, gewahr wurde. „Ei, Ehm, da ſind ja zwei Krippen und zwei Raufen. Alſo Platz für zwei Pferde. Was er ſich nur dabei gedacht haben mag. Ich meine den alten Geisler, der ja doch ein Geizkragen geweſen ſein ſoll. Na, mir kann 's gleich ſein. Is ja wahrhaftig, als ob er alles für ſeinen Nachfolger eingerichtet hätte. Und das iſt das Wahre. Für die Nachkommen muß man ſorgen."

* * *

Das Rieſendach mit ſeinen fünf Böden hatte ſeines Eindrucks auf mich nicht verfehlt, das Haus ſelbſt aber, das geduckt unter dieſem Dache lag und von dem ich in Nachſtehendem eine Schilderung verſuche, ließ, wie äußerlich, ſo auch in ſeinem Innern viel zu wünſchen übrig. An den mit Ziegelſteinen gepflaſterten Flur lehnte ſich, gerade die Mitte desſelben treffend, von links her eine mächtige Küche, von rechts her ein gewölbtes Laboratorium, als Grundform des ganzen Hauſes ein Kreuz herſtellend, in deſſen vier Ecken ſich vier Quadrate mit ſehr primitiven Geſchäfts- und Wohnräumen einſchoben. In dem erſten Quadrat befand ſich, außer der Apotheke, noch die Gehilfenſtube, während das zweite Quadrat nur ein einziges Zimmer umſchloß, einen

mehrfenſtrigen Saal, den Stolz des Hauſes. Apotheke wie Saalzimmer ſahen auf die Straße. Die die Rückfront bildenden Quadrate drei und vier, hatten dagegen den Blick auf den Garten und beſtanden einerſeits aus einem Wohnzimmer für meinen Vater, andererſeits aus einer Stube für uns Kinder. Wo es irgend ging, waren verbleibende kleine Raumreſte zu Schlafkammern hergerichtet; nur der Saal blieb von ſo niederer Umgebung verſchont. Im übrigen war alles klein und eng. Von gefälliger Ausſchmückung an Wand oder Decke zeigte ſich nirgends eine Spur, Öfen und Dielen waren ſchlecht, ganz beſonders unſchön aber war die ſchüttgelbe Farbe, womit, wie der Flur, ſo auch alle Zimmer des Hauſes gleichmäßig geſtrichen waren. Nur die Gehilfenſtube — vielleicht in Huldigung gegen die daneben liegende Apotheke — zeigte, ſtatt des Schüttgelb, einen Anſtrich von Schweinfurter Grün, bekanntlich arſenikhaltig. Um aber die geſundheitswidrige Wirkung dieſer Farbe nach Möglichkeit auszugleichen, war in eine der oberſten Fenſterſcheiben eine blecherne Roſe eingeſetzt, die, unter beſtändigem ſich-drehen, für friſche Luft zu ſorgen hatte, dabei aber einen unerträglichen Lärm machte. Ja, häßlich, eng und vernachläſſigt war alles, am vernachläſſigſten aber war die Kinderſtube, drin,

grad in der Mitte, ein großes Stück Diele fehlte, sodaß der Dünensand, darauf das Haus ohne Untermauerung stand, zum Vorschein kam. Später söhnte ich mich mit diesem Dielenloch freilich aus, denn gerade diese Sandstelle wurde, wenn wir bei schlechtem Wetter nicht hinaus konnten, zum bevorzugten Spielplatz für uns Kinder, wo wir mit vier würfelförmigen Steinen unser Lieblingsspiel spielten. Dies Lieblingsspiel hieß „Knut", war also vielleicht dänischen Ursprungs und lief darauf hinaus, daß man, den vierten Stein hoch in die Luft werfend, ihn im Niederfallen unter gleichzeitigem Aufraffen der im Sande liegen gebliebenen drei andern Steine, wieder auffangen mußte.

Neben dieser bequemen Spielgelegenheit beherbergte die Stube, um vom guten nichts zu verschweigen, auch noch ein andres, das für ein phantastisches Kind wohl angetan war mit der sonst herrschenden Dürftigkeit auszusöhnen. Gerade hier nämlich war, auf einem Lehnstuhl sitzend, der alte Geisler gestorben, und wenn ich mich abends an eben dieser Stelle zwischen Schrank und Ofen niederließ und dann das Klappen und geheimnisvolle Rumoren über mir anhob, so war der Zauber davon so groß, daß von Prosa der Umgebung keine Rede mehr sein konnte.

Das alles aber empfand ich erſt ſpäter. Vorläufig kehre ich zur Schilderung der verſchiedenen Räumlichkeiten zurück. Unter dieſen nahmen Laboratorium und Küche den erſten Rang ein. Beide konnten als Glanzſtücke gelten, und wenn die Küche mit ihrem bis dicht auf den Herd herabhängenden und mit blankem Ruß ausgefüllten Rauchfang etwas von einer ſpaniſchen Poſada hatte, ſo präſentierte ſich, von der andren Seite her, das Laboratorium mit ſeinen Retorten und Deſtillierapparaten (zwiſchen denen ein getrockneter Buttfiſch von der gewölbten Decke hing) als ein vollkommen alchymiſtiſcher Raum, darin Fauſt ſein „Habe nun, ach“ ohne weiteres hätte beginnen können. Ja, in ſeiner grotesken Unmodernität, war hier, im vollſten Gegenſatz zu den proſaiſchen Wohnräumen, alles frappierend intereſſant, und ich könnte noch jetzt Veranlaſſung nehmen, davon zu ſchwärmen, wenn ich nicht gleich damals, beim erſten Eintritt in die ganze phantaſtiſche Herrlichkeit, eine kopfſchmerzerzeugende, mich arg bedrückende Luft wahrgenommen hätte. Nicht zu verwundern. Mitten in dem Laboratorium ſtand eine Plumpe, der es nicht blos oblag, den ganzen Hausſtand mit Waſſer zu verſorgen, ſondern auch ſämtliche von Dekokten und allerhand Aufgüſſen herrührende Blätter- und

Wurzelreste wegzuschwemmen. All dieser Abgang wurde vermittelst einer schräglaufenden Steinrinne in eine Senkgrube geführt, die sich schon draußen auf der Straße befand, deren Ausdünstungen aber nichtsdestoweniger in das Laboratorium zurückschlugen. Allzu schlimm kann es nun freilich damit nicht gewesen sein, denn während meines fünfjährigen Swinemünder Aufenthalts kam in unsrem Hause kein Typhusfall vor, nur für mich persönlich wurde diese Sumpfluft geradezu schrecklich und alsbald, und dann ein ganzes Jahr lang, vom kalten Fieber geschüttelt, legte ich hier die Grundlage zu meinem immer zum Malariafieber hinneigenden Gesundheitszustande. Sehr wahrscheinlich wäre mir dies alles erspart geblieben, wenn sich mein Vater zu zwanzig oder fünfzig Gran Chinin hätte aufraffen können. Aber Chinin war damals noch teuer, und so mußte ich mich mit einer aus Chinarindenpulver und eingedicktem Mohrrübensaft zusammengerührtem Latwerge begnügen. Die wollte nicht recht helfen, abgesehen davon, daß es eine Qual war, sie herunter würgen zu müssen. Ich denke noch mit eigentümlichen Gefühlen daran zurück, aber es herrschte damals ganz allgemein das Erziehungsprinzip vor: „Ach, solch Junge frißt sich durch", und mein Vater, der, wenn es ihm gerade

paßte, dergleichen Ersparnisse wissenschaftlich zu begründen liebte, mochte wohl noch hinzusetzen: „Eigentlich ist Chinarinde das Wahre, weil das natürlich Gegebene; Chinin ist schon Luxus, und Luxus ist nicht für Kinder.“ In ähnlichem Sinne hab' ich ihn, bei andern Gelegenheiten, manch' liebes Mal sprechen hören. Aber gleichviel, ob er damals so dachte oder nicht, das an mir ersparte Chinin war eine große Härte, so groß, daß ich, — weil ich einem unkindlichen Gefühle hier nicht gern Ausdruck geben möchte — davon schweigen würde, wenn ich nicht zu meiner herzlichen Freude hinzuzusetzen hätte, daß mein Vater all das, was er an zu Forderndem damals unterließ, später reichlich wieder ins Gleiche brachte. Viele Jahre danach, als es ihm selber schlecht ging und sein Vermögen bis auf ein Minimum zusammengeschrumpft war, hat er mir in hochherziger und rührender Weise geholfen. Es handelte sich für mich um einen längeren und ziemlich kostspieligen Aufenthalt in England. Er half mir dazu, ohne langes Besinnen und ohne sentimentale Redensarten, unter Dransetzung letzter Mittel. Und so fügte sich 's denn, daß er, der in guten Tagen, in diesem und jenem, wohl manches versäumt hatte, schließlich doch der Begründer des bescheidenen Glückes wurde, das dieses Leben für mich hatte.

* * * *

Das Haus, zumal die eigentlichen Wohnräume, waren das mindeſte zu ſagen anfechtbar, entzückend aber waren Hof und Garten.

Zunächſt der Hof. Dieſer glich mehr oder weniger einer Ackerwirtſchaft, worüber mein Vater, deſſen Neigungen ſamt und ſonders nach der landwirtſchaftlichen Seite hin lagen, außerordentlich befriedigt war. Aber auch wir Kinder waren es, ich an der Spitze. Da waren natürlich Pferde-, Kuh- und Schweineſtälle, Geſindeſtuben (ſonderbarerweiſe mit Taubenhaus), Torf- und Heuboden, Roll- und Häckſelkammer und endlich eine rieſengroße Wagenremiſe, die zugleich als Holzſtall diente. Neben der Remiſe lag ein mit allerhand gläſernen und namentlich irdenen Vorratsflaſchen beſetzter Keller, der, zumal in Herbſt- und Frühjahrstagen, eine beſondre Vergnügungsſtätte für uns bildete. Dann ſtieg hier das Grundwaſſer und ſchuf, auf Wochen hin, etwas wie eine kleine Überſchwemmung. Anfangs half man ſich mit Kloben und Bretterlagen, ſtieg das Waſſer aber immer höher, ſo ſchafften wir Kinder ſchließlich Kufen und Waſchfäſſer hinunter, auf denen wir nun, einen Rieſenſpatel ſtatt des Ruders in der Hand, umherfuhren, um, als Seeräuber, an den vier „Küſten", anzulegen. An dieſen hauſten wir

dann unerbittlich und setzten, uns gütlich tuend, die sonderbar geformten Krüge mit Himbeer- und Johannisbeersaft wie große Methörner an den Mund. „Wo nur immer die Fruchtsäfte bleiben?" sagte dann wohl mein Vater und schüttelte den Kopf.

Ja, dieser Hof! An drei Seiten war er von allerhand Baulichkeiten eingefaßt, an der vierten aber zog sich ein mit Eisenspitzen besetzter, hoher Bretterzaun hin, an dem entlang und in Höhe noch weit über ihn hinauswachsend, prächtiges Buchenklafterholz dicht aufgeschichtet lag, ein Anblick, der mich, bei meiner Spiel- und Kletterlust, gleich im ersten Augenblick erkennen ließ: Hier ist 's gut sein.

Und was von dem Hofe galt, galt auch, und womöglich noch gesteigert, von dem in einem rechten Winkel angelegten, also einen Knick machenden Garten, der, durch eben diesen Knick, aus zwei gleich großen Teilen bestand. Die erste Hälfte, mit Reseda und Ritterspornbeeten, mit Rabatten und Rondellen und nicht zum letzten mit allerhand am Spalier gezogenen Obstarten besetzt, war ein richtiger Garten, während die zweite Hälfte mehr einer Wildnis glich. Aber freilich einer sehr malerischen. An ein paar schon vom Winde gebeugten und deshalb schrägstehenden und die verwunderlichsten

Linien aufweiſenden Zäunen entlang, zogen ſich hier die Himbeer- und Johannisbeerſträucher in geradezu wuchernden Maſſen, bis ganz zuletzt ein ſchon auf Nachbars Seite ſtehender und an Größe faſt einem Baume gleichender Berberitzenſtrauch ſeine mit den prächtigſten roten Früchten überdeckten Zweige herüberreichte. Dieſe zweite Gartenhälfte war unſer Reich. Da ſpielten wir halbe Tage lang und legten Burgen an, oder turnten am Reck, oder brachen Planken aus dem Zaun und zogen auf Raub in die Nachbargärten. Schöner aber als alles das, war, für mich wenigſtens, eine zwiſchen zwei Holzpfeilern angebrachte, ziemlich baufällige Schaukel. Der quer überliegende Balken fing ſchon an morſch zu werden, und die Haken, an denen das Geſtell hing, ſaßen nicht allzu feſt mehr. Und doch konnt' ich gerade von dieſer Stelle nicht los und ſetzte meine Ehre darin, durch abwechſelnd tiefes Kniebeugen und elaſtiſches Wiederemporſchnellen, die Schaukel derartig in Gang zu bringen, daß ſie mit ihren ſenkrechten Seitenbalken zuletzt in eine faſt horizontale Lage kam. Dabei quietſchten die roſtigen Haken, und alles drohte zuſammenzubrechen. Aber das gerade war die Luſt, denn es erfüllte mich mit dem wonnigen und allein das Leben bedeutenden Gefühle: Dich trägt dein Glück.

Fünftes Kapitel.

Unſer Haus, wie's wurde.

„Wie wir unſer Haus vorfanden," das bildete, von etlichen Einſchiebſeln und ein paar Exkurſen in die Zukunft abgeſehen, den Inhalt des vorigen Kapitels. In dieſem neuen Kapitel geh ich, freilich gelegentlich auch hier wieder Kommendes vorwegnehmend, zu einer Schilderung der Umgeſtaltungen über, die ſich, in verhältnismäßig kurzer Zeit, in unſerem Hauſe vollzogen. Daß es in ſo kurzer Zeit geſchah, hatte vorwiegend in dem innerhalb vier oder ſechs Wochen bevorſtehenden Eintreffen meiner Mutter ſeinen Grund, bis wohin alles in guter Ordnung ſein ſollte. Mein Vater, den dabei, neben einer kleinen Baupaſſion, auch wohl eine gewiſſe Courtoiſie gegen ſeine, trotz aller Kriegführung ſehr geliebte Frau beſeelen mochte, ging in Ausführung ſeines Tuns auf zwei Linien vor, von außen und innen, und ſtellte ſich, was das „Außen"

anging, vor allem den Abputz des ganzen Hauses, was das „Innen“ anging, die Möblierung und Einrichtung zweier Räume: des für seine Frau bestimmten „Salons“ und seines eigenen Wohnzimmers zur Aufgabe.

Dies doppelte Vorgehen war von einem sehr verschiedenen Erfolge begleitet.

Was zunächst den Angriff von „Außen“, also die dem Abputz und Anstrich des Hauses geltende Neuerung betraf, so scheiterte diese total. Von der aus einem feineren Stilgefühl hervorgehenden Anschauung, daß, unter Umständen, etwas geradezu Häßliches einem an und für sich Hübscheren aber durchaus Unpassenden immer noch vorzuziehen sein könne, wußte man damals im Publikum nicht viel, und so kam es, daß mein Vater, nachdem er sich mit einem uns schräg gegenüber wohnenden Haus- und Stubenmaler in Verbindung gesetzt hatte, mit eben diesem einen himmelblauen Ölfarbenanstrich verabredete. Für den Maler war dies, bei der beträchtlichen Zahl von Quadratfußen, die mit dem teuren Anstrich zu bedecken waren, eine sehr lohnende Aufgabe, für das Haus selbst aber, dem diese Verschönerung galt, ging dadurch das Beste verloren, was es bis dahin gehabt hatte: sein grotesker Charakter.

Der Außenangriff also scheiterte.

Desto mehr dagegen, wenn auch freilich nicht in allen Stücken, glückte das Vorgehn im Innern, weil hier das meiste, was geschah, sich mehr oder weniger gefällig in den schlicht gegebenen Rahmen einfügte. Daß es so kam, war natürlich ein bloßer Zufall und hatte darin seinen Grund, daß das zur Einrichtung der genannten Zimmer zur Verfügung stehende Mobiliar vorwiegend alt oder doch nicht ganz neu war. Besonders das ganz alte, das dem Nachlasse meines, wie schon erwähnt, kurz zuvor verstorbenen Großvaters entstammte, paßte wundervoll und erzielte, wo es zur Verwendung kam, genau das, was ich bei Zimmereinrichtungen bis diesen Tag am höchsten schätze: Das Anheimelnde und Gemütliche.

Da war zunächst das 3 fenstrige Saalzimmer in Front des Hauses, das bestimmt war der „Salon" meiner Mutter zu werden. Das Schüttgelb seiner Vorexistenz war bald verschwunden, und ein dunkles Ultramarin, die Lieblingsfarbe meines Vaters, trat an seine Stelle, während an der langen, weißgetünchten Decke hin, und zwar von der Hand desselben Meisters, der draußen den Ölfarbenanstrich geleistet hatte, eine halb mythologische Darstellung entstand. Solche mythologisch anklingenden Deckenbilder haben

meinen Vater, der eine mir unerklärliche Vorliebe dafür hatte (denn er war eigentlich schlecht bewandert in der Götterlehre) durchs Leben hin begleitet. Überall, wo er sich häuslich einrichtete, mußte das einfache Stern- oder Rosetten-Ornament, das er vorfand, alsbald einer „höhern Darstellung“ weichen, in der meistens ein an Leda-Bilder erinnernder, sich mächtig aufbäumender Schwan die Hauptrolle spielte. Mitunter (so auch hier) waren es mehrere Schwäne. Zu diesem Deckenbilde gesellte sich, als berechtigtere Zimmerdekoration, eine saubre Fensterausschmückung: in große Messingblechgriffe zurückgeschlagene Gardinen, vor deren einer ein Trittbrett mit Maroquin-Lehnstuhl stand, auf dem meine Mutter, eine Stickerei oder Häkelarbeit in der Hand, schon vormittags zu residieren pflegte. Der Blick, den sie von diesem Trittbrett aus hatte, war sehr gefällig. Unter den Zweigen einer unmittelbar vor dem Fenster stehenden Linde hinweg, blickte sie, wenn sie von ihrer Arbeit aufsah, auf den jenseits der Straße gelegenen Kirchplatz mit seinen verschiedenen Baumstämmen und Sägeböcken hinüber, wo wir Kinder, wenn's irgend ging, unsre Spiele spielten. Kam dann 12 Uhr heran, so gab sie diesen Beobachtungsposten am Fenster auf, aber nur selten um an dem Mittagessen teilzunehmen, sondern um sich in den

Garten oder noch lieber in die ſtille Giebelſtube des Hauſes zurückzuziehn. Erſt um die vierte Stunde kehrte ſie wieder an ihren Lieblingsplatz zurück. Und nun begann für ſie die ſchönſte Zeit des Tages, die Zeit, wo Beſuch kam und die Vorbereitungen zum Kaffee getroffen wurden. Es war das damals alles viel hübſcher und maleriſcher als jetzt; Taſſen und Kuchenkörbe ſtanden ſchon da, daneben eine kupferne hohe Kanne mit eingehängtem Beutel, und nur das heiße Waſſer zum aufbrühen fehlte noch. Und nun kam der Hauptmoment, der, wo die Mama die Klingel zog und gleich darauf ein merkwürdiger Bau hereingetragen wurde, deſſengleichen ich ſeitdem nicht wieder geſehn. Es war ein ovaler, mit glühenden Kohlen gefüllter Eiſenblechkaſten, der, weil er ſich als ſolcher ſchlecht präſentirt haben würde, wieder in einem etwas größeren, blitzblankgeputzten Meſſingbehälter ſteckte, durch deſſen zahlloſe Löcher hindurch man den eiſernen Innenkaſten glühen ſah. Auf dieſem etwas complicirten Bau ſtand ein beinah kugelrunder Waſſerkeſſel, aus deſſen Tülle der Dampf kräuſelnd aufſtieg. Und nun, unter gefälligem Weiter-plaudern, worin ſie, wenn ſie wollte, virtuos war, ſtieg meine Mama von ihrem Maroquinthron herab, um gleich danach jedem einzelnen Gaſte die ihm zuſtändige Taſſe zu reichen. Jetzt

muß es Meißener Zwiebelmuſter oder dem ähnliches ſein, damals aber bildeten die Taſſen eine kleine Galerie von Miniaturbildern, auf denen in der Regel ein aus Knie der Venus ſich anſchmiegender Amor den Pfeil ſchärfte, meiſt aber ſchon den Bogen ſpannte, ſicher das in Front eines Gebüſches ſtehende leichtbekleidete Paar mit ſeinem Liebespfeil zu treffen. Und dann wurde ich aufgefordert, die Kuchenkörbe herumzureichen, oft eine Tantalusqual für mich, wenn der lebhafte Gang der von den Damen geführten Unterhaltung über den alten Satz „daß der Arbeiter ſeines Lohnes würdig ſei“ hinweg ſehen ließ.

All das iſt mir im Plaudern wieder lebendig geworden, und in der Rückerinnerung daran, habe ich zu meinem Leidweſen außer acht gelaſſen, daß ich in erſter Reihe nicht von den Kaffeegeſellſchaften meiner Mama, ſondern von der Salon-Einrichtung erzählen wollte, die mein Vater damals, in liebenswürdigem Eifer ins Werk zu ſetzen ſich abmühte. Zurück alſo zu dieſer meiner Schilderung. An der Längswand, den drei Fenſtern gegenüber, ſtand ein Sofa mit dicht geſtellten Stühlen, ſo dicht, wie ſie nur in einem Tanzſaale zu ſtehen pflegen; das Sofa ſelbſt aber — in einem abgeplatteten Barockſtil gehalten, wenn überhaupt noch von Stil die Rede ſein konnte

— trug einen quittgelben Moiré-Überzug und war, an Front- und Rückenlehne mit vielen hunderten von kleinen Silbernägeln besetzt. Das Ganze zunächst schwerfällig und dabei prätentiös und ärmlich zugleich. Um vieles besser machte sich der an der Schmalseite des Zimmers aufgestellte Trumeau, dessen Bekrönung, weil die Höhe des Zimmers nicht ausgereicht hatte, zu größerem Teile beseitigt worden war. Aber auch in dieser fast bekrönungsbaren Verfassung war er immer noch das Prachtstück der ganzen, von uns selbst wenigstens vielbewunderten Einrichtung. Daß wir unsrerseits so hoch davon dachten, war, bei aller nachträglichen Komik der Sache, doch sehr verzeihlich. Alle diese langweiligen Gegenstände nämlich waren von uns nicht blos, kritiklos, in dem ehrlichen Glauben an ihre besondere Schönheit mit nach Swinemünde herüber genommen worden, sondern durften auch nach damaliger Anschauung, wirklich als etwas bemerkenswert Feines gelten. Denn es waren sogenannte „Schinkelsche" Möbel. Schinkel, (Ruppiner Kind) in freundlichem Andenken an seine Vaterstadt, hatte der Tischlerfirma Möhring daselbst seine Muster und Vorbilder für Zimmereinrichtung zum Geschenk gemacht oder vielleicht auch nur zu besonderer Beachtung empfohlen, was im weiteren zur Folge hatte, daß Jahrzehnte lang, das ganze

offizielle Preußen aus der Werkſtatt dieſer ſehr angeſehenen Firma mit Mahagoni-Möbeln im Schinkelſtil verſehen wurde. Noch ganz vor kurzem, und zwar im Schloſſe zu Quedlinburg, bin ich in einem mittelgroßen Zimmer, das Friedrich Wilhelm IV. bei ſeinen Beſuchen daſelbſt mit Vorliebe zu bewohnen pflegte, ſolcher Schinkelſchen Zimmer-Einrichtung wieder begegnet und ſchrak bei ihrem Anblicke faſt zuſammen, denn Trumeau, Sofa, Schränke, Stühle, alles ſah genau ſo aus oder richtiger war nach Stil und Formen genau dasſelbe wie das, was ich 60 Jahre früher im Zimmer meiner Mutter geſehen und bewundert hatte. Freilich nur damals bewundert. Mir will es jetzt ſcheinen, daß Schinkel, deſſen Größe, trotz ſolcher Ausſtellungen natürlich, unangefochten bleibt, es ſeinerzeit nicht für nötig fand, an Herſtellung dieſer Dinge viel Arbeit und Phantaſie zu ſetzen. Namentlich letztere verleugnet ſich beinahe ganz.

Soviel über den Salon meiner Mutter. Er konnte paſſieren (mehr freilich war ihm nicht zuzugeſtehen) während es mein Vater, wenn auch ſich ſelber unbewußt, bei Neu-Einrichtung ſeines eigenen kleinen Wohnzimmers ganz vorzüglich getroffen hatte. Hier war an Stelle des früheren Anſtrichs alsbald eine braun und weiß gemuſterte Tapete

getreten, und der überall abgestoßene schwarze Ofen hatte einem völligen Neubau Platz gemacht. Dieser bestand aus graugrünen blanken Kacheln, über deren jede mindestens zwei, drei nach unten sich verdickende Tropfen roter Glasur flossen, — also eigentlich ein Ornament, das in ein Schlachthaus gepaßt hätte. Trotz dieser äußersten Gewagtheit, ließ sich, auf Farbenwirkung hin angesehn, doch von einer wirklichen Verschönerung sprechen. Eine ganz besondere Zierde des Zimmers aber waren seine vielen Bilder, meist in Pastell: Engelsköpfe, Musen und Horen im Tanz oder auch junge Mädchen mit Tauben und Kaninchen spielend. Dazwischen hingen englische Stiche: die Quelle der Egeria, die Caskaden von Tivoli und ähnliches, Buntdrucke, die meinem Gefühle nach, dem meisten, was jetzt auf diesem Gebiete geleistet wird, erheblich überlegen waren. Zum mindesten wirkten sie vornehmer. Alt und einfach, aber gerade deshalb dem Trumeau samt Moiré-Sofa weit überlegen, waren denn auch ganz besonders die dem Zimmer einverleibten, meist aus der großväterlichen Erbschaft stammenden Möbel. An dem mittleren Fensterpfeiler, in einer Birkenmaser-Umrahmung, hing ein schmaler Spiegel, vor dem mein Vater seine Toilette zu machen pflegte. Für gewöhnlich bedeutete das nicht viel. Wenn

aber Dinertag war, und das ereignete ſich Winters allwöchentlich wenigſtens einmal, ſo ſtand er hier, unter Vornahme der mannigfachſten Prozeduren, oft eine halbe Stunde und länger. Das Anlegen eines vielgefalteten Jabots, mit einem weißen Halstuch darüber, durch das dann eine Amethyſtnadel geſteckt wurde, bildete jedesmal den Schluß der Toilette, dem mit gleicher Regelmäßigkeit eine minder gefällige Manipulation vorausging. Er trug nämlich eine ſogenannte „Tour", die, wenn er ſich für eine Geſellſchaft zurecht machte, jedesmal abgelöſt, dann ſorglich inſtand geſetzt und mit einer Gummilöſung neu aufgeklebt wurde. Der Ablöſungsprozeß war immer etwas ziemlich Schmerzhaftes, von einer komiſchen Grimaſſe Begleitetes, weshalb er es nicht gern unterließ, einen ſeiner Monologe daran anzuknüpfen. „Eigentlich iſt es Unſinn. Die meiſten haben einen ganz kahlen Kopf und finden ſich drin. Nur ich, warum bäume ich mich unter Qualen dagegen auf? Es iſt ein Opfer, das ich der Geſellſchaft bringe." Niemand aber war ſchließlich bereiter dazu als er, denn er freute ſich auf jede Geſellſchaft.

In dieſen Geſellſchaften, auf deren Schilderung ich in einem anderen Kapitel zurückkomme, war er ſehr beliebt, was mit ſeiner großen und liebenswürdigen Unterhaltungsgabe, ganz beſonders aber

mit einigen kleinen Sonderbarkeiten zuſammenhing, die dieſe Unterhaltungsgabe begleiteten. Zu dieſen Sonderbarkeiten zählte, neben anderen, auch eine ihm eigentümliche Vortragsweiſe, die bei Citaten oder Namensnennungen immer höchſt patetiſch war. Er ſagte nicht gern „auf Erden“ ſondern bevorzugte die Wendung „auf dieſer ſublunariſchen Welt“, und wenn er das Wort „sort“, z. B. in ſeinem Lieblingsſatze: „der und der wird ſein sort machen“ betonte, ſo hätten ihn drei Franzoſen um die Ausſprache des „o“ beneiden können. Auf gleicher Höhe, wenn nicht höher, ſtand ſein „la mort sans phrae“ oder wohl gar „la gard meurt et ne se rend pas“ woraus man übrigens nicht ſchließen wolle, daß dies, ſo ſehr er an allem Franzöſiſchen hing, aus Gallomanie geſchehen ſei. Was ihn dazu beſtimmte, war lediglich ein Klangbedürfnis, und jede Sprache, die dazu mithalf, war ihm gleich willkommen. Es war eine Luſt ihm zuzuhören, wenn er beiſpielsweiſe den Titel eines damals erſchienenen Romans: „Guſtav Waſa oder das Blutbad zu Stockholm“ ausſprach oder wenn er, ſobald von Schill die Rede war, hinzuſetzte: „Schill, der in den Straßen von Stralſund fiel.“ Alles Alliterierende und Spondeiſche wurde von ihm bevorzugt. Er wiegte ſich darauf. Am größten aber

war er wahrſcheinlich bei Nennung ihm unbekannter und deshalb falſch von ihm ausgeſprochener Namen, weil er ſich dieſe, durch Regeln und Korrektheit ganz uneingeengt, ganz nach ſeinem perſönlichen Bedürfnis zurechtlegen konnte. Gerade damals (1830) war in den Nachrichten aus England viel von einem Marquis von Londonderry, (Bruder des früheren Miniſters Castlereagh) die Rede, welcher Name, weil er ſich einfach aus London und Derry zuſammenſetzt, bei richtiger Ausſprache nur ziemlich mäßig ins Ohr fällt; mein Vater aber, den Namen als eine große Einheit faſſend, legte, ſtatt ihm ſeine zuſtändigen zwei Accente zu geben, einen einzigen mächtigen Accent auf das „o“ der drittletzten Silbe und erzeugte dadurch eine vollkommene Donnerwirkung. Natürlich erheiterte das die Swinemünder, die mit England und engliſcher Sprache ſehr wohl Beſcheid wußten.

Und nun wieder zurück in das Wohnzimmer meines Vaters und zu ſeiner Einrichtung.

An der Wand, rechts neben dem Spiegelpfeiler, ſtand der ebenfalls aus Birkenmaſer gefertigte Schreibſekretär, deſſen mit grünem Fries überzogene Klappe, wenn herabgelaſſen, ihm zugleich als Schreibepult diente. Die verbürgteſte Eigenſchaft derſelben war aber die, daß ſie, jedem Drucke nachgebend, beſtändig

knarrte und quietſchte. Mein Vater indeſſen ließ ſich dadurch nicht ſtören und führte von hier aus ſeine geſamte Korreſpondenz. Links neben ihm lagen die zu beantwortenden Briefe, denen eine Papierſchere von ungewöhnlichem Gewicht, als eine Art Briefbeſchwerer diente. Nicht jeden Tag war Schreibetag, war dieſer aber da, ſo wurde Nummer für Nummer vorgenommen, langſam und mit einer gewiſſen Künſtlerfreude, denn er ſchrieb eine ſehr hübſche Handſchrift. Waren es Geldbriefe, ſo ſteigerte ſich dieſe Freude noch ſehr erheblich. Er hatte dann nicht bloß die Vorſtellung von der Wichtigkeit des Aktes, ſondern des weiteren auch eine gewiſſe moraliſche Genugtuung, dieſen Brief überhaupt noch abſchicken und ſich als ein Mann von Mitteln und „honnêteté“ legitimieren zu können. Am deutlichſten trat dieſe Genugtuung hervor, wenn er, nach Erledigung der eigentlichen Schreiberei, bis zur Kouvertierung und Siegelung des Briefes gekommen war. Er hatte mehrere Petſchafte für den Alltagsverkehr, jeder Geldbrief aber wurde mit einem beſonders gut geſchnittenen Petſchaft geſiegelt, das er noch aus der Ruppiner Löwenapotheke mit in ſeine Swinemünder Adlerapotheke, ſo daß es eigentlich nicht mehr paßte, herübergenommen hatte. Das Reiben des Siegellacks, um die ſchwarzen Stellen

auszutilgen, war eine Kunſt, der er viel Fleiß widmete, und wenn dann die fünf Siegel mit dem kleinen Löwen darauf fertig waren, ſah er ſich das Ganze wiederholentlich an und äußerte ſeine Befriedigung. Er ſaß gern an dieſem ſeinem Sekretär und hing mehr oder weniger an jedem Kaſten und Schubfach desſelben, ein beſonders intimes Verhältnis aber unterhielt er zu einem hinter einem kleinen Säulen-Vortempel verborgenen Geheimfach, drin er, wenn ihm die Verhältniſſe dies gerade geſtatteten, ſein Geld aufbewahrte. Lag es indeſſen ungünſtiger, mit anderen Worten: war der Kaſten leer, ſo hörte derſelbe nicht auf, ein Gegenſtand ſeiner beinahe liebkoſenden Betrachtungen zu ſein. Er entfernte dann den Vortempel und in das Nichts, das ſich dahinter auftat, mit einem gewiſſen humoriſtiſchen Ernſt hineinlugend, hielt er eine ſeiner Anſprachen. Ich war oft dabei zugegen. „Sieh, mein Sohn, ich kann in dieſe dunkle Leere nicht ohne Bewegung blicken. Erſt vor ein paar Tagen hab ich mir zuſammengerechnet, wie viel da wohl ſchon gelegen hat, und es ſummte ſich hoch auf und hatte was Tröſtliches für mich.“ All dies, während er drüber lachte, war doch auch wieder ganz ernſthaft gemeint; er richtete ſich wirklich an der Vorſtellung

auf, was da alles ſchon mal gelegen hatte. Das Gascogniſche in ihm ſchlug immer wieder durch.

Der Sekretär mit der quietſchenden Klappe war, um es noch einmal zu ſagen, ein Lieblingsplatz meines Vaters, aber der bevorzugteſte war doch das große kiſſenreiche Schlafſofa, das zwiſchen dem Ofen mit den roten Glaſurtropfen und der alten Gehäuſe-Wanduhr ſtand. Dieſe Wanduhr iſt jetzt in meinem Beſitz. Mein Großvater und mein Vater ſind bei ihrem Schlage geſtorben, und ich will dasſelbe tun. Über dem mit buntem Wollſtoff überzogenen Sofa aber hing das noch nicht erwähnte Prachtſtück aus der Erbſchaft meines Großvaters, ein, nach dem bekannten Bilde des Malers Cunningham gefertigter großer Kupferſtich, der die Unterſchrift führte: Frédéric le Grand retournant à Sanssouci après les manoeuvres de Potsdam, accompagné de ses généraux. Wie oft habe ich vor dieſem Bilde geſtanden und dem alten Zieten unter ſeiner Huſarenmütze ins Auge geſehen, vielleicht meinen Lieblingshelden in ihm vorahnend. Unter dieſem Frédéric le Grand-Bilde aber und eingebettet in die Seegraskiſſen, hielt mein Vater, der zu ſeinen vielen Prachteigenſchaften auch die eines immer tüchtigen Schläfers hatte, ſeine Nachmittagsruhe, bei der er die Zeit nie ängſtlich maß und ſich

oft erſt erhob, wenn die Dunkelſtunde ſchon da war. „Papa ſchläft wieder bis in die Nacht hinein.“ Ich wurde dann, wenn gute Tage, d. h. Friedenszeiten waren, abgeſchickt, ihn zu wecken, was ich immer gerne tat, weil er dabei nicht bloß von beſonders guter Laune, ſondern ſogar von einer ihm ſonſt gar nicht eignen Zärtlichkeit gegen mich war. Ich mußte mich dann zu ihm ſetzen, und er plauderte mit mir, weit über meinen Kopf weg, über allerhand merkwürdige Sachen, die mich, vielleicht gerade deshalb, entzückten. Ich komme weiterhin auf dieſe wunderlichen und mir für mein Leben verbliebenen Geſpräche zurück.

Ja, das waren glückliche Stunden. Aber es kamen auch andere. Dann wurde ich nicht hineingeſchickt, um ihn zu wecken, ſondern ging aus eigenem Antriebe, um nach ihm zu ſehen. Er lag dann auch ausgeſtreckt auf dem Sofa, aber auf ſeinen Arm geſtützt und ſah durch das Gezweig eines vor dem Fenſter ſtehenden ſchönen Nußbaumes, in das über den Nachbarhäuſern liegende Abendrot. Ein paar Fliegen ſummten um ihn her, ſonſt war alles ſtill, vorausgeſetzt, daß nicht gerade der Kohlenproviſor an ſeinem Mörſer ſtand und ſtampfte. Wenn ich dann an das Sofa herantrat und ſeine Hand ſtreichelte, ſah ich, daß er geweint hatte. Dann

wußte ich, daß wieder eine „große Scene“ gewesen war, immer in Folge von phantastischen Rechnereien und geschäftlichen Unglaublichkeiten, um derentwillen man ihm doch nie böse sein konnte. Denn er wußte das alles und gab seine Schwächen mit dem ihm eignen Freimut zu. Wenigstens später, wenn wir über alte Zeiten mit ihm redeten. Aber damals war das anders, und ich armes Kind stand, an der Tischdecke zupfend, verlegen neben ihm und sah, tief erschüttert, auf den großen, starken Mann, der seiner Bewegung nicht Herr werden konnte. Manches war Bitterkeit, noch mehr war Selbstanklage. Denn bis zu seiner letzten Lebensstunde verharrte er in Liebe und Verehrung zu der Frau, die unglücklich zu machen sein Schicksal war.

Sechstes Kapitel.

Die Stadt; ihre Bewohner und ihre Honoratioren.

Swinemünde war, als wir Sommer 1827 dort einzogen, ein unschönes Nest, aber zugleich auch wieder ein Ort von ganz besonderem Reiz, dabei aller Unbelebtheit der Mehrzahl seiner Straßen zum Trotz, von jener eigentümlichen Lebendigkeit, die Handel und Schiffahrt geben. Es kam, um so oder so, um günstig oder ungünstig zu urteilen, ganz darauf an, an welche Stelle der Stadt man sich stellte. Wählte man, als Beobachtungsposten, den schon mehrerwähnten Kirchenplatz, zu dessen einschließenden Häusern auch unsere Apotheke gehörte, so ließ sich, obschon hier die Hauptstraße vorüberführte, wenig Gutes sagen, gab man aber die Innenstadt auf und begab sich an den „Strom", wie die Swine regelmäßig genannt wurde, so verkehrte sich die bis dahin ungünstige Meinung in ihr Gegen-

teil. Hier am Strome nämlich, lief, auf faſt eine Viertelmeile Wegs, das „Bollwerk“ hin, eine Uferſtraße, wie ſie nicht poetiſcher gedacht werden konnte. Gerade daß hier alles nur ein Mittelmaß hielt und nirgends an das Große der wirklich großen Handelsemporien erinnerte, gerade dies Mittelmaß der Dinge lieh allem etwas überaus Anheimelndes, gegen das ſich nur ein Griesgram, oder eine für die Zauber von Form und Farbe ganz unempfindliche Natur verſchließen konnte. Freilich war auch dieſe Bollwerk-Straße nicht an jeder Stelle dieſelbe, ließ ſogar, namentlich flußaufwärts, manches zu wünſchen übrig, von dem Punkt an jedoch, wo eine an unſerer Hausecke beginnende Querſtraße rechtwinkelig einmündete, konnte man ſich, dem Laufe des Fluſſes folgend, Schritt für Schritt an den ſich darbietenden Bildern erquicken. Hier liefen nämlich, vom abgeſchrägten Ufer aus, mal kleinere, mal größere Bretterflöße bis in den Strom hinein, ſchwimmende Bänke, darauf man, von früh morgens an, die Mädchen wäſcheſpülend bei der Arbeit ſah, immer in heiterer Unterhaltung untereinander oder mit den Schiffsleuten, die behaglich über die Bollwerkbrüſtung gelehnt, ihnen zuſahen. Dieſe mit ihrer Staffage höchſt maleriſch wirkenden Flöße hießen „Klappen“ und dienten, be-

ſonders den Fremden und Badegäſten, zu beſſerer Ortsbezeichnung und Orientierung. Er wohnt an „Klempin's Klapp", oder gegenüber von „Jahnke's Klapp". Zwiſchen dieſen verſchiedenen Flößen beziehungsweiſe Waſchbänken, zog ſich immer ein beſtimmt abgegrenztes Stück Bollwerkwandung und hier lag die Mehrzahl der Schiffe, Winters oft in drei, vier Reihen hintereinander. Die Bemannung fehlte um dieſe Zeit, und nur ein aus dem Küchenrohr aufſteigender Rauch oder noch häufiger ein auf einem kleinen Berge von Segeltuch, wenn nicht auf ſeiner Hütte ſitzender und die Vorübergehenden anblaffender Spitz, gab Zeugnis davon, daß die Schiffsräume nicht ganz ohne Bewachung ſeien. War dann im Frühling die Swine wieder eisfrei, ſo begann ſich alsbald alles wie mit Zauberſchlag zu beleben, und das Treiben am Strom hin zeigte, daß die Zeit zur Ausfahrt wieder nahe ſei. Dann wurde der Schiffskörper auf die Seite gelegt, um ihn auf etwaige Schäden hin beſſer unterſuchen zu können, und waren dieſe gefunden, ſo ſah man, am anderen Tage ſchon, an der betreffenden Bollwerkſtelle, kleine mit Holzſpähnen und zerfaſerten alten Tauenden unterhaltene Feuer, in deren Mitte das Pech in eiſernen Grapen brodelte. Ganze Haufen von Werg daneben. Und nun be-

gann der Prozeß des Kalfaterns. Kam dann Mittagzeit heran, ſo wurde noch eine Pfanne mit Kartoffeln und Speckſtücken in die Glut geſchoben, und viele, viele Male, wenn ich um dieſe Stunde hier meines Weges zog, ſog ich begierig den appetitlichen Qualm ein, an dem mich der Pechbeiſatz nicht im mindeſten ſtörte. Noch jetzt nähre ich mich, oder doch wenigſtens meine Nerven, mit Vorliebe von dem Erdpechqualm, der mitunter durch unſere neu zu asphaltierenden Berliner Straßen zieht.

Um die Frühjahrs- und Sommerzeit ſetzte ſich dann auch der mitten im Strome liegende engliſche Dampfbagger wieder in Tätigkeit, dem es oblag, das Fahrwaſſer zu verbeſſern und deſſen aus der Tiefe heraufgeholte Erd- und Schlickmaſſen an einer flachen Stelle des Stromes ausgeſchüttet und aufgetürmt wurden, um hier eine künſtliche kleine Inſel entſtehen zu laſſen. Ein paar Jahre ſpäter ſtand ſie ſchon hoch in Rohr und Schilf und trägt jetzt wahrſcheinlich Häuſer und Etabliſſements der Marine-Station, allen denen, die das erſte Drittel des Jahrhunderts noch geſehen, den Wechſel der Zeiten und das Wachſen unſerer Machtſtellung bezeugend.

Halbe Stunden lang ſah ich, wenn ich konnte, der Arbeit des engliſchen Baggers zu, deſſen Ingenieur, ein alter Schotte, namens Macdonald, mein

beſonderer Gönner war. Daß ich, ein Menſchenalter ſpäter, ſeinen ſchottiſchen Clan bereiſen und auf der Inſel Icolmskill, unter Führung eines Macdonald, an die Stelle treten würde, wo nach alter Annahme König Macbeth begraben liegt, — wer mir das damals geſagt hätte!

Und wie dem Baggern, ſo ſah ich auch dem Anlegen der Schiffe zu, wenn dieſe von weiten Fahrten heimkamen, einzelne (wie die „Königin Luiſe", ein Seehandlungsſchiff) von ihren Reiſen um die Erde, was damals noch etwas bedeutete. Mein Hauptſchiff aber war der „Mentor", von dem es hieß, daß er einen Kampf mit chineſiſchen Seeräubern ſiegreich beſtanden habe. Die Seeräuber führten ein langrohriges Metallgeſchütz mit ſich, das beſſer ſchoß, als die rohen, gußeiſernen Kanonen, von denen der „Mentor" etliche an Bord hatte. Dazu war das Piratenboot viel ſchneller und ſo kam denn unſer Swinemünder Kauffahrer alsbald in eine ſchlimme Lage. Der Kapitän aber wußte ſich zu helfen. Er ließ all ſeine großen Böller an die eine Seite des Schiffes ſchaffen und mäßigte jetzt die Fahrt abſichtlich, um den Verfolgern das Näherkommen leichter zu machen. Und nun war ihr Boot auch wirklich heran, und die Piraten trafen ſchon Anſtalt, von der einen Seite her das Schiff zu erſteigen.

Da gab der Mentor-Kapitän das verabredete Zeichen, und mit aller Kraft und Schnelligkeit rollten jetzt die Böller von der einen Schiffsseite nach der andern hinüber und schlugen, durch die dünne Wandung hindurch, auf das unten haltende, schon siegessichere Boot, das nun, von der Wucht der schweren eisernen Kanonen in Stücke gebrochen, mit Mann und Maus zu Grunde ging.*)

*) Ein solches Hinüberrollen schwerer Geschütze von der einen Seite des Schiffs auf die andere, hat sich im Kriege, zu Zwecken der Verteidigung, öfters zugetragen; einmal aber kam es auch mitten im Frieden vor und führte, weil unvorhergesehen, eine schreckliche Katastrophe herauf. Das war in den 70er oder 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Um diese Zeit lag der „Royal George" auf der Rhede von Portsmouth, und der Admiral veranstaltete an Bord dieses seines Flaggschiffes einen Ball, zu dem, außer der vornehmen Welt von Portsmouth, auch die jungen Offiziere der Kanal-Flotte geladen waren. Alles war Glanz und Glück. Aber mit einem Male, während man, so wenigstens wird angenommen, eben zu einem neuen Tanze antrat, senkte sich das Schiff, wenn auch zunächst nur langsam, nach links hinüber, und ehe man das volle Gefühl der Gefahr noch haben konnte, schlug es um und versank lautlos. Die Kanonen der rechten Seite, die man versäumt hatte festzulegen, waren, als eine Brise von derselben Seite her heranwehte, durch ein sich schräg legen des Schiffs nach links hinübergerollt und hatten das Unglück herbeigeführt. — Ein halbes Jahrhundert und mehr hatte den Vorfall in Vergessenheit geraten lassen, als die mittlerweile seitens der Taucherkunst gemachten Fortschritte

Solche Geſchichten waren immer in der Luft und knüpften nicht bloß an die Schiffe, ſondern gelegentlich auch an die Häuſer an, die den Schiffen gegenüber, an der andern Seite des Bollwerks lagen. Weiter flußabwärts aber verloren ſowohl

---

zu dem Verſuche führten, das Schiff wieder zu heben oder wenigſtens den Wertinhalt deſſelben wieder ans Licht zu ſchaffen. Ich lebte gerade damals, 1858, in England und verfolgte dieſe Verſuche mit dem höchſten Intereſſe. Die Taucher waren ſelbſtverſtändlich die Helden des Tages. Ihr beſtändiges Sich-bewegen-müſſen unter den geputzten Balldamen in der Salonkajüte, hatte manches was auf die Nerven fiel, aber eine ganz beſtimmte Scene die vorkam, war doch noch von etwas beſonders Schreckhaftem begleitet. Es galt, als man mit dem Leichtern fertig war, zuletzt noch die Hinaufſchaffung der Geſchütze, die denn auch dadurch bewerkſtelligt wurde, daß die Taucher eine von oben her herabgelaſſene Eiſenkette um die Rohre legten und dann das Zeichen zum Aufziehen gaben. Einem der Taucher war dies ſchon etliche Male geglückt, als er aber damit fortfuhr und ſich eben wieder mit dem Umlegen der Kette beſchäftigte, ſah er, das ein ungeheurer Seefroſch, der ſich in dem mächtigen Geſchützrohr einquartiert hatte, ſeinen Kopf neugierig vorſtreckend, ihn mit ſeinen Rieſenfroſchaugen ziemlich mißmutig anſah. Er erſchrak heftig, aber voll Geiſtesgegenwart den Kanonenwiſcher packend, der noch auf der Lafette lag, ſtieß er den Neugierigen in ſeine Wohnung zurück, ließ den Wiſcher wie einen Verſchlußpfropfen drin ſtecken und gab, während er ſich rittlings auf die Kanone ſchwang, das Signal, auf das hin nun die Hebemaſchiene ſowohl ihn, wie das Geſchütz ſelbſt und den gefangenen Seefroſch nach oben zog.

dieſe Häuſer, wie die Geſchichten ihren Reiz, bis, erſt ganz am Ende der Stadt wieder, ein etwas zurückgelegenes, großes Gebäude das Intereſſe noch einmal in Anſpruch nahm. Dies war das erſt ſeit kurzem errichtete „Geſellſchaftshaus“, das nicht bloß den Vereinigungsplatz für die Badegäſte, ſondern, ſolange die Saiſon anhielt, auch für die ſtädtiſchen Honoratioren bildete, von denen vielleicht keiner öfter hier zur Selle war, als mein Vater. Dieſer häufige Beſuch galt nun freilich nicht eigentlich dem „Geſellſchaftshauſe“ ſelbſt, am wenigſten den darin zur Aufführung kommenden Concerten und Theaterſtücken, der gelegentlich ſtattfindenden Bälle ganz zu geſchweigen, — nein, was ihn anzog und mitunter ſchon zur Frühſchoppenzeit hinausführte, das war ein dicht neben dem Geſellſchaftshauſe ſtehender Pavillon, darin ein mit untadeligem blauen Frack und Goldknöpfen angetaner alter Major von hiſtoriſchem Namen, unter affabelſten Manieren eine kleine Bank auflegte. Dieſe war nur allzu oft das Wanderziel meines Vaters, der, wenn er ein Erkleckliches dort verloren und den pot des Bankhalters entſprechend bereichert hatte, ſtatt verſtimmt darüber zu ſein, nur einfach den Schluß zog, daß das Bankhalten ein, einen ſicheren Gewinn abwerfendes Geſchäft und der alte Major mit dem hohen weißen

Halstuch und der Brillantnadel, ein überaus beneidens- und vor allem auch sehr nachahmenswerter Mann sei. Bei solcher Existenz habe man was vom Leben. Dergleichen sprach er dann auch aus, wenn er nach Hause kam und sich verspätet zu Tische setzte. Einmal geschah es in Gegenwart einer Schwester meiner Mutter, einer eben erst verheirateten jungen Frau, die während der Badezeit auf Besuch bei uns weilte.

„Das wirst du doch nicht tun, Louis," antwortete sie auf seine Auseinandersetzungen.

„Warum nicht?"

„Weil es keine Ehre hat."

„Hm, Ehre," warf er hin und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

Aber er hatte doch nicht den Mut, es zu bestreiten und sah nur weg und stand auf.

* * *

Die Stadt war sehr häßlich und sehr hübsch, und ein gleicher Gegensatz sprach sich auch, wenigstens auf die moralischen Qualitäten hin angesehen, in ihrer Bevölkerung aus. Es gab hier, wie immer in Seestädten, eine breite, tagaus, tagein unter Rum und Arrak stehende, zugleich den Grundstock

der Gesamteinwohnerschaft ausmachende Volksschicht, daneben aber, ebenfalls nach allgemein seestädtischem Vorbild, eine geistig durchaus höher potenzierte Gesellschaft, die jedenfalls weit über das hinauswuchs, was man damals in den von engsten Philisteranschauungen beherrschten kleinen Städten der Binnenprovinzen, namentlich auch unserer Mark, anzutreffen pflegte. Daß die Bewohnerschaft allem Spießbürgertum so durchaus fremd war, hatte sicher in manchem seinen Grund, vorwiegend aber wohl darin, daß die gesamte Bevölkerung von ausgesprochen internationalem Charakter war. In den umliegenden großen und reichen Dörfern wohnten vielleicht noch wendisch-pommersche Autochthonen aus den Tagen von Julin und Vineta her, in Swinemünde selbst aber, zumal in der Oberschicht der Bewohnerschaft war alles derart durcheinander gewürfelt, daß man den Repräsentanten aller nordeuropäischen Völker daselbst begegnete. Schweden, Dänen, Holländern, Schotten, die hier früher oder später hängen geblieben waren, die meisten wohl zu Beginn des Jahrhunderts, zu welcher Zeit die bis dahin sehr unbedeutende Stadt überhaupt erst einen Aufschwung genommen hatte.

Die Zahl der Einwohner war, als wir daselbst eintrafen, gegen 4000, wovon aber kaum der zehnte Teil

ſtädtiſch-bürgerlich und ein noch viel viel kleinerer Bruchteil geſellſchaftlich in Betracht kam. Was man mit mehr oder weniger Fug und Recht „Geſellſchaft“ nennen konnte, beſtand aus nicht mehr als 20 Familien. Dieſe 20 bildeten (auch ein paar von Adel aus der Umgegend kamen des Weiteren hinzu) eine ſich im Olthoffſchen Saale verſammelnde „Reſſource“, zu der noch, wie zur Geſellſchaft überhaupt, der Anhang oder die Gefolgſchaft einiger der reichſten und angeſehenſten Häuſer gehörte. Dieſe halb aus armen Verwandten und halb aus heruntergekommenen Kaufleuten beſtehende Klientel, wurde nicht immer, aber doch jedesmal zu den größeren, auf ſtarke Wirkungen berechneten Gaſtereien mit herangezogen, um hier, während der zweiten Tafelhälfte — die erſte tat ſich meiſt durch bemerkenswert gute Haltung hervor — das über ſich ergehn zu laſſen, was die Engländer practical jokes nennen. Trat dieſer Zeitpunkt ein, ſo löſten ſich alle Bande frommer Scheu, und man ſchritt nun zu den gewagteſten Experimenten, über die zu berichten, die Feder ſich ſträubt. Einmal kam es vor, daß einem dieſer Unglücklichen, unglücklich weil er arm und abhängig, ein Backzahn mit der erſten beſten Zange ausgezogen wurde, voraus man aber nicht ſchließen wolle, daß diejenigen die dies vornahmen,

überhaupt rohe Menſchen geweſen wären. Nur der zu jener Zeit, zumal wenn die Weinlaune hinzukam, ſich gern geltend machende geſellſchaftliche Übermut, glaubte ſich dergleichen erlauben zu dürfen. In reichen und vornehmen Häuſern auf dem Lande ging man gelegentlich noch um einen guten Schritt weiter, worüber ich anderen Orts ausführlicher berichtet habe.

Zwanzig Familien alſo bildeten die Honoratiorenſchaft der Stadt, und aus der Geſamtheit derſelben möchte ich in dieſem und den zwei folgenden Kapiteln eine beſtimmte Zahl von Perſonen dem Leſer vorſtellen dürfen.

* * *

Da war zunächſt der alte Landrat von Flemming, damals ein Fünfziger, nach Geburt und Stellung der erſte Mann der Stadt und vielleicht auch der beſte. Guter, alter Adelstypus. Sein Adelsgefühl war von jener eigentümlichen, glücklicherweiſe häufiger vorkommenden Art, die nie verletzt, ſowie es Fromme gibt, deren Frömmigkeit nie bedrückt. Jene Adligen und dieſe Frommen haben eben nur das Bewußtſein eines inneren Vermögens, ſtill, ohne jede Provokation. Der alte Flemming gehörte zu dieſen Bevorzugten; er war

vollkommen anſpruchslos, eine tief beſcheidene Natur, die die ſogenannten Gaben nicht mißachtete, aber auch nicht überſchätzte und das Gewicht auf die Geſinnung legte. Seine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt waren die beſten von der Welt. Unter anderen Verhältniſſen, hätte er es ſehr wahrſcheinlich vorgezogen, mit ſeinen Standesgenoſſen zu leben, aber in Swinemünde gab es deren nicht und in der Nachbarſchaft nur ſehr wenige. So ſchloß er ſich geſellſchaftlich dem an, was da war. Nur in einem nahm er beharrlich eine Sonderſtellung ein, wohl mit einer kleinen liebenswürdigen Abſichtlichkeit. Das war hinſichtlich des Tiſchweins. Auf allen Tafeln hielt man ſtreng zum Stettiner Rotwein, der alte Flemming aber bezog ihn direkt aus Bordeaux, was ihm viele Koſten und wenig Dank einbrachte. „Wenn er ſich doch zur Stettiner Traube bekehren wollte," ſo hieß es oft, ohne daß es geholfen hätte. Seine hinterpommerſchen Güter waren verpachtet und wurden erſt nach ſeinem Tode von der Familie wieder übernommen. Er hatte ſich ſpät verheiratet, und ſein Haus, dem ein reicher Kinderſegen erblühte, tat ſich ebenſo durch gute Sitte wie durch Herzensgüte hervor. Zwiſchen ſeiner Frau und meiner Mutter beſtand eine große Liebe, was wohl in gegenſeitigem Reſpekt der Charaktere

ſeinen Grund hatte. Dieſe beſondere Freundſchaft führte denn auch zur Stiftung eines „cercle intime“, der eine etwas merkwürdige Zuſammenſetzung hatte: Landrat von Flemming (Uradel), Rittergutsbeſitzer von Borcke (dito), Apotheker Fontane. Hierin lagen denn auch, trotz beſten Willens auf beiden Seiten, die Keime raſchen Auseinanderfallens, und es kam wirklich über einen erſten Geſellſchaftsabend nicht hinaus. Man hatte ſich bei Flemmings verſammelt, und als es zu Tiſche ging, reichte der alte Flemming der ſchönen Frau von Borcke ſeinen Arm und von Borcke der Frau von Flemming; mein Vater und meine Mutter blieben übrig. „Eh bien, Madame, Dieu le veut“ ſagte mein Vater, und beide folgten als drittes Paar. Es kam andern Tags zu den aufrichtigſt gemeinten Entſchuldigungen, ohne daß dieſe den „cercle intime“ wiederhergeſtellt hätten. Aber auch ohne dieſen, die Freundſchaft blieb und überdauerte, wie gleich hier erzählt werden mag, unſren Swinemünder Aufenthalt um viele Jahre. Deſſen war beſonders die ſilberne Hochzeit meiner Eltern, 1844, ein beredter Zeuge. Wir lebten damals in einem großen und reichen Oberbruchdorfe, zwei Meilen von Küſtrin, und von uns Kindern war, wohl oder übel, ein Polterabend vorbereitet worden. Die Mama hatte ſich zunächſt ſehr ener-

giſch dagegen ausgeſprochen, war aber ſchließlich überwunden worden. Und ſo kam denn der große Tag heran. Am Spätnachmittage, kurz vor Beginn der Aufführungen — einige von uns waren ſchon in Koſtüm — fuhr, unter herzhaftem Blaſen des Poſtillons, eine Extrapoſt bei uns vor, und dem ziemlich klapprigen Wagen entſtiegen, nachdem ein Tritt herangerückt war (denn die Wege waren mal wieder grundlos) als erſter der alte Landrat von Flemming und hinter ihm her ein zweiter Herr, beide abdeputiert, um dem Silberpaare die Grüße der alten Swinemünder Freunde zu bringen. Sie kamen, wie ſich denken läßt, nicht mit leeren Händen, und als wir Kinder das Unſere getan und unſer Feſtſpiel beendet hatten, trat von Flemming im Namen der alten Tafelrunde vor und überreichte, unter feierlicher Anſprache, einen Pokal. Die Freude war groß und aufrichtig. Ein kleines Abendeſſen folgte dieſer Scene, von allerlei Reden begleitet; aber dieſe Reden und Gegenreden, ſo viele ihrer waren, reichten doch nicht aus, die langen Abendſtunden mit Manier zu füllen, ſo daß gegen neun der Spieltiſch aufgeklappt und eine Partie ganz wie vordem arrangiert wurde. Dies wiederholte ſich auch am nächſtfolgenden Tage, wo, nach dem ſtattgehabten eigentlichen Feſtmahle, die Verlegenheiten hinſichtlich Unterbringung der

Zeit, noch um ein erhebliches größer waren. Alles in allem war, als ſich, Gott ſei Dank, am Morgen des dritten Tages der Abreiſemoment näherte, die Mehrzahl der Stunden am Whiſttiſch verbracht worden. Und nun kam der Abſchied ſelbſt. Wir ſahen den beiden Scheidenden unter Tücherwehen eine ganze Weile nach, dann aber nahm mich mein Vater unter'm Arm und ſagte, während er mit mir auf und ab ging: „Es war sans phrase reizend, aber einſchließlich unſeres Whiſt en trois doch etwas koſtſpielig. Habe wieder ein Erkleckliches dabei verloren. Andrerſeits muß ich ſagen, es hätte mich doch ſehr geniert, wenn ich der Gewinner geweſen wäre. Bedenke nur den Pokal und die Reiſe! Freilich, merkwürdig iſt und bleibt es . . . nicht einmal an meinem ſilbernen Hochzeitstage . . . immer dasſelbe Pech. Ob es doch vielleicht ein Zeichen für mich ſein ſoll, eine Schickſalsmahnung, es aufzugeben!"

Und wirklich, er gab es auf! Freilich nicht direkt, aber der hier geſchilderte Tag war doch ein Wendepunkt, und wenn ich ihn in ſeinen letzten Lebensjahren beſuchte, beglückwünſchte er ſich regelmäßig zu dieſem endlichen Wandel der Dinge und ſagte: „Das verdanke ich dem alten Flemming; weißt du noch, damals, als er mir den Pokal brachte."

Frau von Flemming war eine geb. Koenigk. Ihr Vater ſtarb früh, aber ihr Oheim lebte noch in den hier von mir zu ſchildernden Tagen. Es war das der alte Steuerrat Koenigk. Er nahm, neben Landrat v. Flemming wohl die erſte Stellung ein, ſo wenigſtens erſchien es mir, was übrigens möglicherweiſe nur darin ſeinen Grund hatte, daß ich, infolge von vielen noch aus der Zeit der Kontinental-Sperre herrührenden Geſchichten, vor Jeglichem, was mit Steuer und Douane zuſammenhing, einen großen Reſpekt hegte. So war einer dieſer Geſchichten nach, ich glaube im Jahre 9, der Verſuch gemacht worden, eine Schiffsladung voll Vanille einzuſchmuggeln, ſelbſtverſtändlich eine Sache von ſehr bedeutendem Wert. Die Douane kam indeſſen dahinter und belegte die ganze Ladung mit Beſchlag. Aber nicht das allein, auch vernichtet mußte die Ladung werden, und ſo wurden denn hunderte von Vanillekiſten auf dem großen Marktplatz übereinander geſchichtet und angezündet. Dies geſchah zufällig bei nebligem Wetter, und ſo kam es denn, daß der die Flamme niederdrückende Nebel die Stadt einen ganzen Tag lang in eine Vanillen-Atmoſphäre hüllte. Wo ſo was vorkommen konnte, da ſpielte die Steuer natürlich eine Rolle. — Steuerrat Koenigk war ein Herr von ſehr feinen Sitten, ernſt

und liebenswürdig zugleich, dabei voll Geistesgegenwart. Einmal in eine Gesellschaft geladen, wurde er aufgefordert, sich an den Spieltisch zu setzen. Das erste, was er sah, waren ungestempelte Karten. Er erhob sich einfach von seinem Platz und ging in das Nebenzimmer, um da mit den Damen zu plaudern. Die Karten verschwanden natürlich sofort. Koenigk, als wir nach Swinemünde kamen, war schon mehrere Jahre lang Witwer und lebte zurückgezogener als andere. Von seinen beiden Söhnen aber war der ältere dann und wann auf Besuch im väterlichen Hause. Dieser ältere, Karl, hatte sich dem Baufach gewidmet und bekleidete zuletzt ein Direktorial-Amt (Betriebsdirektor) an der Anhalter Eisenbahn. Er beschloß seine Tage in einer kleinen Stadt am Harz. Der jüngere Bruder, Louis, führte ein eigentümlich wechselvolles Leben. Er war stark in die Demagogenbewegung verwickelt und hatte Festungshaft zu verbüßen. Als er wieder frei kam, kam auch er vorübergehend ins väterliche Haus, und ich entsinne mich seiner, aus jener Zeit her sehr wohl. „Er war für Freiheit und kam auf die Festung," in diese Lapidarworte faßte mein Vater die Situation zusammen, und ich meinerseits war voller Teilnahme, weil ich in dem Ganzen etwas Heldenmäßiges und Opferfreudiges sah, das mir als solches imponierte.

Von ſeinem Lebensausgang erfuhr ich ſpäter das Folgende. Mitte der dreißiger Jahre ging er als Erzieher zu den Kindern eines Grafen Bninski; dort war er lange Zeit, wurde Freund des Hauſes und ſprach nur oft den Wunſch aus, daß er auf dem Swinemünder Kirchhofe begraben ſein möchte. Daß ſich dies erfüllen würde, war ihm ſelber ſehr zweifelhaft. Aber es erfüllte ſich doch. Er wurde nervenkrank und ſollte, nach ärztlichem Rat, zu ſeiner Wiederherſtellung in ein Seebad. Er wählte natürlich Swinemünde. Da ſtarb er und ruht nun da, wo er zu ruhen wünſchte.

* * *

Ein Anderer aus der Honoratiorenſchaft war Hofrat Dr. Kind, wenn ich recht berichtet bin, ein Neffe des Freiſchützdichters Friedrich Kind. Er war mit einem Fräulein Valentini verheiratet, einer Schweſter des um jene Zeit als Univerſitätslehrer in Berlin lebenden italieniſchen Profeſſors Valentini. Das damals erſt aufblühende Swinemünder Seebad verdankte dem Eifer Kinds ſehr viel; unter anderem war er auch ſchriftſtelleriſch in dieſer Richtung tätig. In ſeiner Erſcheinung war er klein und fein, typiſcher Sachſe, was ſonderbarerweiſe die Spottluſt der ſonſt ſo humoriſtiſch-derb zugeſchnittenen Swinemünder

nicht herausforderte. Nie war er Gegenstand von neckischen Angriffen und ist mir dadurch immer ein Beweis geblieben, daß man Hänseleien sehr wohl entgehen kann, auch ohne Grobheit, Unliebenswürdigkeit und Zweikämpfe. Denn es ist sehr selten, daß Spötter unter allen Umständen ihren Spott treiben, sie suchen vielmehr zunächst nach Schwächen und erst wenn sie diese gefunden haben, haken sie ein, während alle diejenigen unbehelligt bleiben, die ruhig und artig ihren Weg wandeln und keine Blöße bieten. So war es auch mit Dr. Kind. Er war unser Hausarzt, und meine Mutter hielt große Stücke auf ihn. „Die andern" sagte sie, „sind Witzbolde, Dr. Kind ist aber ein feiner Mann, und wenn ich da wählen soll, wird mir die Wahl nicht schwer."

Hofrat Kind war Hüter unseres physischen Menschen, der alte Pastor Kastner dagegen war Hüter unserer Seelen. Allerdings nicht auf lange mehr; er starb bald nach unserer Ankunft. Sein amtieren am Ort reichte wohl bis in die letzten fridericianischen Regierungsjahre, jedenfalls bis in die Franzosenzeit zurück, und wenn er „Erinnerungen" geschrieben hätte, so hätte das wohl das anschaulichste Bild einer kleinen pommerschen Seestadt aus dem Ende des vorigen und dem Beginne dieses Jahrhunderts gegeben. Er hatte durch all die Zeit hin,

trotzdem es Zeiten bedenklichſter Lebens- und Geſellſchaftsformen waren, ſein Anſehen nicht eingebüßt, und die Liebe ſeiner Gemeinde ſtiftete ihm gegen das Ende ſeiner Tage hin ein lebensgroßes Bild in der Kirche, das, wie die Bilder aller alten Paſtoren mit Doppelkinn, den ausgeſprochenen Luthertypus zeigte. Wenn wir gelegentlich dem alten Küſter Hahr, der nebenher auch noch Totengräber und Glöckner war, beim Glockenläuten halfen, ſchlich ich mich meiſtens aus der Vorhalle der Kirche in dieſe ſelbſt hinein, bloß um das Bild des alten Kaſtner, der mir als der Inbegriff des Ehrwürdigen erſchien, beſſer vor Augen zu haben. Daß mich der alte K. beziehungsweiſe ſein Bild ſo lebhaft intereſſierte, hatte freilich ſeinen Grund nicht bloß in der ehrwürdigen Erſcheinung des Alten, ſondern mehr noch darin, daß mir mein Vater erzählt hatte, Paſtor Kaſtner, trotzdem er nur arm ſei, habe ſeine drei Söhne ſtudieren laſſen, und alle drei ſeien Profeſſoren geworden, einer ſogar Profeſſor der Chemie zu Kaſan, „zu Kaſan an der Wolga mit beinahe 60,000 Einwohnern.“ Mein Vater hatte nämlich, wie ſchon angedeutet, ein beſonderes Talent, nicht bloß hiſtoriſche ſondern auch geographiſche Namen derart auszuſprechen, daß ſie einen Eindruck machen mußten, beſonders wenn er die Namens-

nennung noch mit einer großen Einwohnerzahl begleiten konnte.

Neben dem Predigerhause stand das Burgemeisterhaus, drin Burgemeister Beda wohnte. Wie Kastner, so war auch Beda schon alt und krank, und sein Stadtregiment, wenn er ein solches überhaupt noch führte, währte nicht lange mehr. Kaum ist mir ein Bild von ihm geblieben, desto deutlicher aber von seiner (zweiten) Frau. Diese war, beim Hinscheiden ihres Gatten, noch eine Schönheit ersten Ranges und stammte wahrscheinlich aus dem Süden, ich würde sagen aus Süd-Spanien, wenn sie nicht, statt klein und zierlich wie die meisten Südspanierinnen, von imposanter Erscheinung gewesen wäre, groß, ernst, hoheitlich. Jedenfalls war ihr etwas völlig Fremdartiges eigen, und als ich einige zwanzig Jahre später Storms Gedichte kennen und bewundern lernte, konnte ich eines dieser Gedichte nie lesen, ohne die Gestalt der schönen Frau Beda wieder vor mir aufsteigen zu sehen. Dies Gedicht hieß „Die Fremde" und lautete in seinen Schlußzeilen:

Ich hörte niemals heim verlangen
Den stolzen Mund der schönen Frau,
Nur auf den südlich blassen Wangen
Und über der gewölbten Brau

Lag noch Granadas Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimatland.

All das paßte genau auf die ſchöne Frau Beda. Ihre älteſte Tochter, die, viele Jahre ſpäter, in unſerem Hauſe lebte und meine jüngſte Schweſter erzog, war in ihrer Jugend von gleicher Schönheit wie die Mutter, aber nicht von derſelben Dauerbarkeit. Ein jüngerer Sohn der Frau Beda, der jahrelang zu meinen Spielgefährten zählte, ging ſpäter nach England und wurde preußiſcher Konſul in Leith bei Edinburg. Da ſah ich ihn 1858 auf einer Reiſe durch Schottland wieder, ihn und ſeine junge Frau. Dieſe war eine Tochter des Hiſtorikers Aliſon, eines der wenigen engliſchen Geſchichtsſchreiber, die toryſtiſch und (was Aliſon angeht) ſogar im Sinne und zur Verteidigung der geſamten Stuart-Familie geſchrieben haben. Auch das kam zur Sprache, und wir verplauderten ſehr angenehme Stunden.

Die Mutter und Tochter Beda waren Schönheiten, was mir Gelegenheit gibt, hier, einſchaltend, über die Swinemünder Frauenwelt überhaupt zu ſprechen. Der kleine Ort war wie eine lebendige Galerie of

beauties und gab so recht den Beweis für die Überlegenheit der Meeresanwohner in allem was Erscheinung angeht. Wohl mag gelegentlich auch eine deutsche Binnenlandsbevölkerung, also beispielsweise die Bevölkerung in Rhein- und Main-Franken, in einzelnen Teilen von Schwaben, auch sporadisch in Sachsen und Schlesien, ähnlich hohe Prozentsätze von anmutigen Frauen und Mädchen aufweisen, ich bilde mir aber ein, nirgends in meiner deutschen Heimat so viel weibliche Schönheit gesehen zu haben, wie damals in dieser kleinen Stadt. In den guten Familien war eigentlich alles hübsch, aber fast noch hübscher war die dienende Klasse. Weiter oben habe ich den Namen des Totengräbers Hahr genannt; seine Tochter war bei uns im Hause und so schön, daß sie sich weit über ihren Stand und ihre Bildung hinaus verheiratete. Was daraus geworden ist, weiß ich nicht. Und dabei war es, als ob der Ort, nach dem Satze „wo viel ist wird's immer mehr" auch noch Anziehungskraft auf umwohnende Schönheiten ausgeübt hätte. So kam es, daß sich eines Tages, aus dem Neuvorpommerschen, ein Major Thomas mit seinen Töchtern in Swinemünde niederließ, drei junge Damen, die nun, durch Jahre hin den Kulminationspunkt des gesellschaftlichen Lebens bildeten. Mein Vater, ganz aus dem Häuschen, hielt be-

geiſterte Reden in dem ihm eignen Stil, was jedesmal einen Gegenſtand äußerſter Erheiterung für meine Mutter ausmachte, während ich ſelbſt, wenn ich an Ballabenden dem Tanze dieſer drei Huldinnen zuſehen durfte, den Olthoffſchen Reſſourcenſaal ſich in einen Weihetempel verwandeln ſah.

Ziemlich um dieſelbe Zeit als Major Thomas eintraf, kam auch Schiffahrtsdirektor Bauer. Er hatte keine ſchönen Töchter, ſpielte ſich aber ſelber auf Schönheit oder um mit meinem Vater zu ſprechen „auf ein gefälliges Exterieur hin“ aus. Und nicht ohne Grund, denn er hatte geſunde Farben und blonde Löckchen und trug eine goldene Brille. Noch ehe er da war, war ſchon eine Art Oppoſition gegen ihn im Gange, was der Sachlage nach, eigentlich nur natürlich war. Es hatte bis dahin, wenn ich recht berichtet bin, keine Schiffahrtsdirektor-Stelle gegeben und nun ſchuf man eine ſolche. Wenn man nach dem Namen gehen durfte, ſo mußte die Stelle notwendig den Zweck haben, der Schiffahrt aufzuhelfen, und der, der beſtimmt war, dieſe Hilfe zu leiſten, mußte was davon verſtehn. Aber verſtand der in Sicht Stehende wirklich etwas davon? Das wollte nicht recht einleuchten. Er war ein Binnenlandsmenſch und hatte von Schiffen ſchwerlich mehr geſehn, als eine Gondelflottille zwiſchen Treptow und Stralau. Was

konnte der helfen und fördern! Das war so die Stimmung, als er kam. „Ein Herr vom grünen Tisch“ so hieß es. Nun mochte sich manches Richtige darin aussprechen, nur in einem war es nicht richtig; der eben Eingetroffene war alles, nur kein „Herr vom grünen Tisch“, genau das Gegenteil. Er hatte seine Laufbahn als Schillianer oder Lützower oder freiwilliger Jäger begonnen und war um bewiesener Schneidigkeit und patriotischer Gesinnung willen in den Staatsdienst herübergenommen worden. Alle diese Personen, was sonst auch gegen sie gesagt werden konnte, waren nie Schreiberseelen, setzten vielmehr umgekehrt ihr Vertrauen und ihren Anspruch ans Leben in ihre Persönlichkeit und gingen davon aus, daß sich mit gutem Mut und gesundem Menschenverstand — eine gute staatliche Rückendeckung natürlich vorausgesetzt — alles machen ließe. Fachwissen und Schreiberei, dazu waren die Sekretäre da; Sicherheit des Auftretens, gute Nerven und Frühstücksstimmung, das war das, worauf es ankam. Von dieser Anschauung und Richtung war denn auch der neue Schiffahrtsdirektor. Als er sich eingeführt hatte, sah man sofort, daß man ihn falsch taxiert habe, was indessen die Stimmung gegen ihn nicht besserte. Vom grünen Tisch war er nicht, er war umgekehrt Lebemann und ganz und gar darauf aus, in kluger

Weise die Dinge zu seinem Vorteil zu gestalten. Das war etwas durchaus anderes, aber in den Augen der regierenden Klasse mindestens ebenso gefährlich oder vielleicht noch gefährlicher. Es galt also, ihn in Schach zu halten, was seiner Gewandtheit und Schlagfertigkeit gegenüber nicht ganz leicht war. Endlich indessen fand sich die Gelegenheit dazu. Bauer, ganz Autodidakt, hatte die Schwäche aller Autodidakten, sich auf „Bildung" hin ausspielen und in Fremdwörten excellieren zu wollen. Eine Weile ging das. Mit einem Mal aber schlug seine Stunde, und das irrtümlich angewandte Wort „Triumph" wurde zum Triumph für seine Gegner. Er ließ nämlich einen Wohltätigkeitsaufruf drucken, darin in klug berechneter Huldigung gegen die drei reichsten und angesehensten Familien Swinemündes, von dem „Triumphirate der Stadt" gesprochen wurde. Da hatten sie ihn, er war entdeckt. An dem unglücklichen „ph" war seine Macht gescheitert. Ähnliche Menschlichkeiten folgten, und das eine Zeitlang um sein Ansehen besorgt gewesene Honoratiorentum führte nun das bis dahin so stolze Roß ruhig und sicher am Zügel. Man ließ ihm seine Rodomontaden und war zufrieden, ihn in seinen eigenen Augen einigermaßen entgöttert zu haben. Bauer — der übrigens zwanzig Jahre später (1848) als demokratischer Krotoschiner Bürgermeister noch

einmal eine kurze Weile geglänzt haben soll — war einfach Mensch geworden, und der alte Swinemünder Ton konnte, wie vordem, unbehindert weiterherrschen.

Unter denen, die diesen alten Ton in seiner kräftigsten Urgestalt repräsentierten, stand Konsul Thompson obenan. Er bewohnte ein großes Haus am Markt, ein Haus mit drei Fronten, an deren einer sein kleiner Kaufladen lag, denn, wie bei allen Konsuln, so durfte auch bei ihm der Laden nicht fehlen. Warum alle so sehr darauf hielten, weiß ich nicht, da, wie mir scheinen will, der Ertrag dieser Läden nur unbedeutend sein konnte. Thompson, damals ein Mann von Mitte 40, glich, für gewöhnlich, dem „deutschen Herrn", dem Tiefenbach in den Piccolominis, verstand es aber, wenn es paßte, den gemütlichen Tiefenbach in den rücksichtslosesten Illo zu verkehren. Klug, humoristisch, voll Schlagfertigkeit, war er immer noch sehr beliebt und einflußreich, trotzdem er den unter dem Ansehen einer anderen und geschulteren Familie seit etwa 15 Jahren immer maßvoller gewordenen Stadtton, nicht mehr ausschließlich bestimmte. Nur im Bowle-Brauen war er unbestrittener Herrscher geblieben.

In einer Art Gegensatz zu ihm stand Kaufmann Schultze, der, was Thompson in steifem Grog

leiſtete, ſeinerſeits in matter Limonade war. Aber eben deshalb war er wie geſchaffen zum Ball-Arrangeur und Vergnügungs-Direktor, und der ſentimentalere Teil der Damenwelt verzog ihn ganz ungebührlich, beſonders weil er nebenher auch noch des Vorzugs genoß, der einzige Tenor der Stadt zu ſein. Um ſeinen etwas müde dreinſchauenden Kopf lag immer ein Ausdruck höherer Weihe. Dabei hielt er ſich für die Swinemünder für zu ſchade. Wenn ich mir jetzt ſein Bild zurückrufe, kommt es mir vor, als hätt ich, zu beſtimmten Epochen meines Lebens, eine gewiſſe Ähnlichkeit mit ihm gehabt. — Tenor oder Lyrik macht wenig Unterſchied.

Siebentes Kapitel.

Die Schönebergs und die Scherenbergs.

Unter den im vorigen Kapitel kurz skizzierten Familien, wie angesehen die eine oder andere derselben auch sein mochte, befand sich keine, die gesellschaftlich den Ton angegeben hätte. Näher dieser Aufgabe kamen die zwei Familien, beide Kaufmannsfamilien, die uns in diesem Kapitel beschäftigen sollen: die Schönebergs und die Scherenbergs.

Zunächst die Schönebergs. In Swinemünde selbst ist gegenwärtig der Name erloschen, aber während jener Jahre, von denen ich hier zu erzählen habe, war der alte Schöneberg, zwar nicht der hervorragendste, klügste und vornehmste, wohl aber der reichste Mann der Stadt. Und zwar der wirklich Reichste. Denn sein Besitz war solide, was man dem Reste der Swinemünder Honoratiorenschaft nicht nachrühmen konnte. Sie wollten es auch nicht sein; alles Solideſein war

langweilig und philiſtrös. Natürlich ſchlug oft die Stunde, wo dieſe beſtändig vom glücklichen Zufall abhängigen Hazardeure bei der Schönebergſchen Solidität Hilfe ſuchten, und dieſe Stunde des Hilfeſuchens hätte wohl noch öfter geſchlagen, wenn nicht der vorſichtige alte Handelsherr, ſo gern er ſonſt half, den gewohnheitsmäßigen va banque Spielern gegenüber, eine weiſe Zurückhaltung beobachtet hätte. Dieſe Tugend klugerwägender Zurückhaltung war wohl im Zuſammenhang damit, daß die Schönebergs keine baltiſchen Pommern, ſondern echte Kinder unſerer Mark waren, was ſich mir aus Ausgangs des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der Familie gemachten Tagebuchaufzeichnungen ergibt.

Danach ſtammten die Schönebergs aus Berlin, wo, zu Zeiten des erſten Königs und unter deſſen Nachfolger, der Ahnherr des nach Pommern hin verſchlagenen Zweiges der Familie wohnte. Derſelbe war Servicerendant und Kirchenvorſteher an der Marienkirche. Sein Sohn trat dem Kirchlichen noch näher und wurde Prediger zu Biesdorf, wenige Meilen von Berlin, wo ihm von ſeiner Frau geb. Meerkatz 15 Kinder geboren wurden. Einer der Söhne, Kaufmann geworden, ging als ſolcher erſt nach Stargard, dann nach Swinemünde, woſelbſt

er, Ende des vorigen Jahrhunderts, ein schon in gutem Ansehn stehendes Geschäft erwarb. Es gelang ihm dies Ansehn zu steigern, aber die volle Blüte stellte sich doch erst unter seinem ältesten Sohn, Heinrich August ein, geboren 1776, gestorben 1855.

Dieser Heinrich August hieß, als wir 1827 nach Swinemünde kamen, bereits der „alte Schöneberg", was insoweit ganz in der Ordnung war, als ihm, dem freilich erst 51jährigen, bereits ein junger Schöneberg im Geschäft zur Seite stand. Dies Schönebergsche Geschäftshaus war ein großes Eckhaus am Marktplatz, und meine Mutter, wenn es sich um Einkäufe handelte, dahin begleiten zu dürfen, gewährte mir jedesmal eine große Freude. Was ich da sah, war mir eine fremde Welt. In Ruppin gab es natürlich auch Kaufläden, in denen man in dem einen allerlei Colonialwaren, in dem anderen Tuch oder Leinwand und in einem dritten irdenes Geschirr kaufen konnte. Diese Läden aber hatten samt und sonders etwas Kleines und Spießbürgerliches, das der Phantasie nirgends Nahrung gab, und wenn es gar Winter war, so konnten einem die armen halberfrorenen Lehrlinge mit ihren braunen Pulswärmern und den Handschuhen ohne Finger vollends die Freude verderben. Von all diesem

Unſchönen war hier in Swinemünde keine Rede. Der Schönebergſche Laden — der ſehr im Pluralis auftrat, denn es war eine ganze Reihe von Läden — barg eine Welt der verſchiedenſten Dinge, was wohl in dem regen Seeverkehr der Stadt ſeinen Grund hatte. Wenn ein Schiffskapitän hier eintrat, der ſeine Brigg zu einer Fahrt um Cap Horn herum ausrüſten wollte, ſo fand er hier alles, was er brauchte: Compaß und Barometer für ſein Schiff, Frieshemden und wollene Mützen für ſeine Matroſen, vor allem aber auch allerhand feine Dinge für ſich ſelbſt; dazu Geſchirr für Küche und Kajüte. Das Geſchirr bunteſter und mannigfachſter Art bildete, ſo jung ich war, doch ſchon damals einen Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit für mich, teils um ſeiner geſchmackvollen Formen und Ornamente, teils um ſeines Materials willen. In unſerem Binnenlande, trotz vereinzelter Bemühungen es zu beſſern, lagen alle dieſe Dinge noch ſehr im Argen, und braunes „Bunzlau“ beherrſchte vorwiegend den Markt, was ſich hier in dem Schönebergſchen Laden aber meinem Auge bot, war ausſchließlich engliſches Geſchirr, vieles in Fayence (ſog. Wedgewood) andres in Britannia-Metall. Ich war immer helles Staunen und Bewunderung und nicht bloß dem zu Kauf Stehendem, ſondern auch den die Honneurs des

Hauſes machenden Verkäufern gegenüber, Vater und Sohn. Der Vater, noch ein ſchöner Mann, excellierte gleichmäßig in Umgangsformen und weißeſter Wäſche, während ſein Sohn, auf den ſich, von der Mutter her, eine das Kränkliche ſtreifende Zartheit vererbt hatte, dieſe Zartheit durch etwas ſehr Beſtimmtes in ſeinem Weſen wieder wett zu machen wußte. Decidiert und verbindlich zugleich, dieſe Charaktermiſchung war es denn auch, die ihn, mehr noch als ſein Reichtum, das ſchönſte Mädchen der Stadt heimführen ließ, eine leuchtende, echt germaniſche Blondine, einzige Tochter des im übrigen mit Söhnen beinah allzureich geſegneten Scherenbergſchen Hauſes.

Die Scherenbergs, denen ich mich nun zuwende, ſtammten urſprünglich aus Weſtfalen, wo ſie, mehrere Jahrhunderte zurück, denn noch jetzt bei einem Zweige der Familie verbliebenen Sieger-Hof beſaßen. Andere Zweige verließen ihre heimatliche Provinz und überſiedelten teils weſtlich ins Jülich-Cleveſche, teils öſtlich bis an die Oder hin, wo ſie ſich in Stettin und ſpäter in Swinemünde niederließen.

Das Haupt dieſes Stettin-Swinemünder Familienzweiges war zu der Zeit, von der ich hier berichte, Johann Friedrich Scherenberg, ein 60er, deſſen älteſter

Sohn, Christian Friedrich, damals schon über 30 Jahre zählte, während der noch unter uns lebende Maler Hermann Scherenberg, eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Diese starken Jahresunterschiede waren darin begründet, daß der alte Scherenberg zweimal verheiratet war, in erster Ehe mit einem Fräulein Courian, in zweiter Ehe mit einem Fräulein Villaret, beide der Stettiner französischen Kolonie entstammend. Aus diesen Eheschließungen mit Damen von durchaus französischer Eigenart, erklärt es sich auch wohl, daß, durch jetzt drei Generationen hin, alle oder doch fast alle diesem Swinemünder Zweige der Scherenberg-Familie Zugehörigen, eine ausgesprochene, zum Teil von sehr bemerkenswerten Erfolgen begleitete Vorliebe für die schönen Künste gehabt haben. Denn wenn es auch — ich habe darüber mit dem verstorbenen Konsistorialrat Fournier, dem besten Kenner auf diesem Gebiete, mehr als einmal eingehende Gespräche führen dürfen, als sicher gelten darf, daß auf allgemeine geistige Veranlagung hin angesehn, von einer im vorigen Jahrhundert von seiten der Kolonieleute noch als eine Art Dogma betrachteten Überlegenheit längst keine Rede mehr sein kann, so möchte ich doch beinah annehmen, daß in Bezug auf künstlerische Beanlagung (Hand-

geſchicklichkeiten mit eingeſchloſſen) auch in dieſem Augenblicke noch die Nachkommen der „Kolonie“ den berliniſchen Autochthonen, — ganz ſpeziell dieſen, im Gegenſatz zu dem Zuzug aus andern deutſchen Landesteilen — um einen guten Pas voraus ſind. Ich glaube dies mannigfach beobachtet zu haben, aber freilich in keinem Falle gleich auffällig wie in dem Fall Scherenberg. Überblicke ich mit Umgehung der Damen, in deren Reihen ſich vielfach dieſelbe künſtleriſche Neigung zeigte, die Geſamtheit deſſen was ſeit Beginn des Jahrhunderts der Scherenberg-Familie zugehörte, ſo ſtellt ſich, trotzdem faſt alle von vornherein für den Kaufmannsſtand beſtimmt wurden, folgendes als Reſultat heraus:

Chriſtian Friedrich Scherenberg, (geſtorben 1881) der Dichter von Ligny und Waterloo, von Zieten-Ritt, Abukir und Hohenfriedberg; Ernſt Scherenberg, Dichter und Schriftſteller; Guſtav Scherenberg, Schauſpieler und Theaterdirektor; Hermann Scherenberg, Maler und Illuſtrator; Hans Scherenberg (Sohn Hermanns) ebenfalls Maler.

Ein gut Stück Künſtlerſchaft.*) Aber auch die,

*) In eigentlichen Künſtlerfamilien iſt ein forterbendes ſich betätigen auf ihrem eigenſten, alſo künſtleriſchen Gebiet eine Durchſchnittserſcheinung; die Keans, die Kembles,

die über die Welt hin zerſtreut, innerhalb ihres urſprünglich gewählten Kaufmannsberufes verblieben, hatten, in der Kunſt dilettierend, ganz ausgeſprochen den dichteriſchen Zug oder führten ein Leben, das einer romantiſchen Dichtung gleichkam, unter ihnen Theodor Scherenberg (Chriſtian Friedrichs älterer Bruder) der 1813 in Abenteurerluſt und patriotiſchem Übereifer mit kaum ſechszehn Jahren in den Krieg zog und ein paar Wochen ſpäter bei Dennewitz fiel.

Die Beziehungen meiner Eltern, beſonders meiner Mutter, zu dem Scherenbergſchen Hauſe, waren ſehr freundliche; wir Kinder aber, vielleicht weil der alte Scherenberg ſchon ein Schwerkranker war, überſchritten kaum jemals die Schwelle des Hauſes. Deſto deutlicher hab ich dies Haus ſelbſt in ſeiner äußeren Erſcheinung in Erinnerung: ein ſauberer Bau mit aufgeſetztem Frontgiebel und ſchönen alten Linden davor. Kam dann der Sommer, ſo hörte man das

die Devrients weiſen Schauſpieler und immer wieder Schauſpieler auf, die Vernets immer wieder Maler. Die Scherenbergs aber, und darin liegt die Beſonderheit ihres Falles, waren zunächſt immer wieder Kaufleute; ſie wurden nicht durch Verhältniſſe, die ſie bei ihrer Geburt ſchon vorfanden, in die Kunſt eingeführt, ſondern hatten ſich den Eintritt in dieſelbe meiſt erſt durch Überwindung aller möglichen Schwierigkeiten zu erobern.

Summen der Bienen in dem Gezweig, und die Vögel flogen wie munterer hier ein und aus. Es war als wüßten sie, wieviel fröhliche Genossenschaft ihnen aus dem Hause, das sich hinter dem blühenden Gezweig barg, über kurz oder lang erwachsen würde.

Achtes Kapitel.

Die Krauſes.

Die Scherenbergs waren eine durch Klugheit und Begabungen, die Schönebergs eine durch Reichtum und Solidität angeſehene Familie, beide jedoch führten nicht eigentlich das Regiment, noch weniger die Thompſons, trotzdem der ſchon in Kürze geſchilderte, mal als Tiefenbach und mal als Illo ſich gerierende Chef des Hauſes, nach wie vor ſeinen Anhang und Einfluß hatte. Die Herrſchenden in der Stadt waren die Krauſes, zugleich diejenigen, auf die die Verfeinerung des noch aus der Kriegszeit herſtammenden derberen Tones zurückzuführen war. Das Haupt der Familie war um die Zeit, von der ich hier ſpreche, der Geheime Kommerzienrat Krauſe, meiſtens der „alte Geheimrat" oder auch nur kurzweg der „alte Krauſe" genannt. Alles erging ſich in Reſpekt gegen ihn, und der meinige war ſchon da, bevor ich noch den Vielgefeierten von

Angeſicht zu Angeſicht kennen gelernt hatte. Das hing ſo zuſammen. Am Bollwerk lag ein beſonders großes und ſchönes Schiff, das, vorn am Gallion, ſtatt eines Namens einfach die Bezeichnung „der neunte März" trug. Ich fragte, wie das käme und hörte nun, was ſofort einen großen Eindruck auf mich machte, daß der 9. März der Geburtstag des alten Krauſe ſei. Bald danach ſah ich dieſen zum erſten Mal, als er, am Anlegeplatz des Stettiner Dampfſchiffs, einen Gaſt empfing. Er war, trotz ſeiner beinah 70, noch in glänzender Verfaſſung, ſo daß ich ſagen darf, auf meinem Lebenswege niemandem begegnet zu ſein, der mir die dominierenden Geſtalten des vorigen Jahrhunderts ſo veranſchaulicht hätte, wie er. Die Männer von heute wirken wie blaß daneben, weil ihnen *das* fehlt, was ſich in der Gegenwart nicht gleich glücklich entwickeln kann: ein ungeheueres Selbſtgefühl. Wo kam nun dies Hochmaß her? Man ſollte füglich glauben, daß es in Zeiten, in denen der unter Umſtänden auch die höchſten Würdenträger des Staats nicht ſchonende fridericianiſche Krückſtock noch immer umging, an dieſem Selbſtgefühl hätte fehlen müſſen, aber es lag umgekehrt und mußte ſo liegen, denn gerade ſo ſelbſtherrlich wie der Fürſt des Landes, ſo ſelbſtherrlich war jeder in ſeinem Kreiſe. Man

glaubte ehrlich an die Staatspyramide, bei der es natürliches Geſetz war, daß der obere Stein auf den unteren drückte. Jeder herrſchte nach dem Maß ſeiner Stellung und ſeiner Verhältniſſe. Beim alten Krauſe kam zur Stärkung des Selbſtgefühls und eines aus glücklichen Lebensverhältniſſen erwachſenen Glaubens an ſich, noch ein anderes hinzu: die Macht einer ausgeſprochenen, in jedem Augenblick in Haltung und Miene ſich kundgebenden Männlichkeit, eine Macht, die vielleicht zu keiner Zeit eine ſo hervorragende Rolle geſpielt hat wie während des vorigen Jahrhunderts und nicht zum wenigſten — man gedenke des ruſſiſchen Hofes — auf dem Felde großer und kleiner Politik.

Und auf eben dieſem Felde mit Hilfe glücklicher natürlicher Gaben ſich zu betätigen, dazu bot auch der Beginn dieſes Jahrhunderts noch volle Gelegenheit und vielleicht nirgends mehr als in unſeren Seeſtädten, wo die Kontinentalſperre die Schwierigkeiten der durch die Fremdherrſchaft geſchaffenen Lage verſchärfte. Jedenfalls lag es dementſprechend in Swinemünde, das zu jener Zeit eine franzöſiſche Garniſon beſaß oder doch das, was man damals ſo nannte. Sah man näher zu, ſo waren es meiſt Truppen aus den Rheinbundſtaaten, Heſſen, Naſſauer, Weſtfalen. An den Odermündungen, ſpeziell in

Swinemünde, ſtanden Badenſer, die ſich gut nahmen und mit denen man, unter gegenſeitigem Entgegenkommen, auf vortrefflichem Fuße lebte, bis eines Tages Fritz von Blankenburg, wenn ich nicht irre der Vater oder Oheim des ſpäteren konſervativen Abgeordneten, durch einen geſchickt geplanten Überfall die ganze badiſch-franzöſiſche Beſatzung gefangen nahm. Inmitten ſolcher Ereigniſſe ſich gegen den Verdacht der Mitſchuld und andererſeits, bei Bekämpfung dieſes Verdachts, auch wiederum gegen den Vorwurf einer undeutſchen und illoyalen Geſinnung zu ſchützen, konnte nur einer ſo ſiegreichen und zugleich ſo diplomatiſchen Perſönlichkeit, wie die des alten Krauſe, gelingen, die denn auch klug und feſt alles zum guten Ende führte.

Ja, der alte Krauſe! So lang es die Verhältniſſe forderten, war er, neben vielem anderen, auch ein guter, in die Zeit ſich ſchickender Diplomat geweſen, als dann aber die Tage des erſten freien Aufatmens kamen, erwies er ſich als ein noch beſſerer Patriot. Kaum daß der Aufruf des Königs erlaſſen war, ſo war er da, ſich in ſeiner Vaterlandsliebe zu betätigen. Er begnügte ſich nicht, einen reitenden Jäger in voller Equipierung zu ſtellen, ſondern machte zugleich das Anerbieten 20 Jäger zu Fuß zu rüſten und ein Jahr lang zu unterhalten. Zwei

Jahre ſpäter, nach der Rückkehr Napoleons von Elba, ließ er ſeinen inzwiſchen herangewachſenen älteſten Sohn als Freiwilligen eintreten, in welcher Eigenſchaft dieſer den Feldzug von Anno 15 mitmachte.

Zeigte dies alles ſeine loyale Geſinnung, ſo bewies es nicht minder ſeinen glänzenden, durch die voraufgegangenen Kriegsjahre mehr geförderten als verminderten Beſitz- und Vermögensſtand. Und ſo lag es in der Tat. Hätte es aber noch eines Beweiſes dafür bedurft, ſo wäre dieſer dadurch erbracht worden, daß der alte Krauſe, nach wiederhergeſtelltem Frieden, ein in der Nähe Stettins gelegenes Gutsareal, die Güter Colbatz, Hoffdamm und Heidchen für die damals bedeutende Summe von 255,000 Taler an ſich brachte. Das war 1816, und dieſe Zeit bezeichnete wohl den Höhepunkt im Anſehn der Familie.

Sommer 1837 ſah ich den alten Geheimrat zum letzten Mal. Er traf damals Anſtalten den 1816 erworbenen Beſitz wieder zu veräußern und zwar an den Staat. Zu dieſem Zwecke war er nach Berlin gekommen und hatte daſelbſt in dem in der Burgſtraße belegenen Hotel de Portugal Wohnung genommen. Natürlich eine Flucht Zimmer im erſten Stock. Ich machte mich eines Nachmittags

auf, um hier an den, wenn er bei guter Laune war, ziemlich umgänglichen alten Herrn eine Frage nach ſeinem mir befreundeten Enkel zu richten, ein Vorhaben, das ſcheiterte. Denn im ſelben Augenblicke, wo ich, von der Treppe her, in den zwiſchen den Vorder- und Hinterzimmern hinlaufenden Korridor einbiegen wollte, ſah ich auch ſchon, am äußerſten Ende desſelben, eine hohe, von einer Gasflamme hell beleuchtete Geſtalt, die, während ſie mit einem mächtigen Weichſelrohr, (ich erkannte von weither die Elfenbeinkrücke) wie mit einem Gewehrkolben auf die Diele ſtieß, den Gang hinunter mit Donnerſtimme „Louis“ rief. Louis war ſein Diener, ein bildhübſcher, etwas durchtriebener Schlingel. Ich ſah ſofort, daß von einer gemütlichen Anfrage keine Rede ſein konnte, machte deshalb Kehrt und hörte nur noch, wie ſein Rufen nach dem Diener zum zweiten und dritten Mal, alles aufſtörend, das Hotel durchſchütterte. Solche Störung war ihm aber gleich. Er war nicht daran gewöhnt, auf Kellner oder Portier, oder wohl gar auf einen ſeine Nachmittagsruhe haltenden Weinreiſenden irgend welche Rückſicht zu nehmen.

Drei Jahre ſpäter ſtarb er, der „König von Swinemünde“.

Zu der Zeit, als wir daſelbſt eintrafen (1827),

war der alte Geheimrat nominell noch in voller Herrschaft, hatte jedoch, weil er seit 1816 die Hälfte des Jahres auf seinem Gute Colbatz zubrachte, das Tatsächliche der Herrschaft an seine zwei Söhne Wilhelm und Eduard, wie an zwei Statthalter abgetreten. Eduard, damals noch jung, wirkte wie ein adlatus des erheblich älteren Bruders und kam erst zu voller Bedeutung, als es ihm, einige Jahre danach, vergönnt war, den jungen Prinzen Adalbert, späteren Admiral, in seinem unter prächtigen Linden am Bollwerk gelegenen Hause wiederholentlich als Gast begrüßen zu können. Den überaus liebenswürdigen Prinzen, mit dem schon damals sprechend ähnlichen Großen-Kurfürstenprofil, ebenso wie zwei, drei seiner Adjutanten, darunter Hauptmann v. Bonin, den späteren Führer des Ersten Armeekorps 1866, habe ich aus jenen Tagen her noch deutlich im Gedächtnis.

* * *

All dies war im Beginn der 30er Jahre, wo meine Swinemünder Tage sich schon ihrem Ende zuneigten. Während der unmittelbar voraufgehenden Zeit aber lag, gesellschaftlich angesehen, das Stadtregiment bei des alten Krause schon genanntem

älteſten Sohne, dem Kommerzienrat Wilhelm Krauſe, von dem ich in Nachſtehendem zu berichten haben werde.

Das von ihm bewohnte Haus erhob ſich neben dem ſeines Bruders, an einer beſonders maleriſchen Stelle. Das Ganze, voll Eigenart und mit künſtleriſchem Sinn ausgeführt, war ein Hochparterre-Bau, von einem Flieſengang eingefaßt, um den ſich kurze Pfeiler mit dazwiſchen ausgeſpannten Ketten zogen. Eine von einem zierlichen und geſchweiften Gitter eingefaßte Sandſteintreppe führte zu dem Hochparterre hinauf und mündete auf einen breiten Flur, den wieder ein langer querlaufender Korridor durchſchnitt. Dadurch entſtand eine Vierteilung, die für Ordnung und Überſicht des Ganzen ſorgte: Wirtſchaftsräume, Schlafzimmer, Wohnzimmer und großer Saal. Die Wohnzimmer und der große Saal lagen nach vorn hinaus und bildeten jedesmal einen Gegenſtand meiner Bewunderung. In den Wohnzimmern waren es beſonders die Kupfer- und Stahlſtiche, die mich entzückten, zunächſt Landſchaften und Genreſtücke, dann aber auch Portraits engliſcher Staatsmänner ſamt Kriegs- und Seehelden, ſo daß ſich mir ſchon damals die Köpfe von Lord Canning, Lord Melbourne, Lord Palmerſton und mehr noch die von Nelſon, Wellington und Codring-

ton, dem „Sieger von Navarino“, tief einprägten. Am meiſten Eindruck aber machte Präſident Bolivar auf mich, Held und Befreier von Süd-Amerika, das mir als Cortez- und Pizarro-Gegend ohnehin teuer war, ein ſehr ſchöner Mann, der ebenſo durch ſein Ausſehn wie durch den Klang ſeines Namens, meine Sinne gefangen nahm. Ja, dieſe den Hauptſchmuck der Wohnung ausmachenden Bilder feſſelten mich immer wieder, mein Hauptſtaunen aber war doch wohl der große Frontſaal, der, meiſt geſchloſſen, nur bei Feſtvorbereitungen geöffnet wurde, bei welcher Gelegenheit ich dann einen flüchtigen Einblick tun konnte. Zu beiden Seiten ſtanden zahlloſe Stühle, dicht nebeneinander gerückt, ein mächtiger Glaskronleuchter hing von der Decke herab, und dem Eingange gegenüber, ganz wie bei uns, erhob ſich ein bis an die Decke reichender Trumeau. Das Ganze wie das Einzelne gab mir ein Gefühl von Befriedigung, und es freut mich heute noch, daß ich ſchon damals die ſchönheitliche Überlegenheit dieſer aus der Empirezeit ſtammenden und wahrſcheinlich aus England bezogenen Möbel ganz deutlich empfand. All die, Kapitel 5 geſchilderten „Prachtſtücke“, die wir in unſerm eigenen Hauſe beſaßen, wirkten, trotz einer gewiſſen Ähnlichkeit oder vielleicht

auch um derſelben willen, höchſt ſpießbürgerlich daneben.

Von Spießbürgerlichkeit konnte nun hier überhaupt an keiner Stelle die Rede ſein. Auf dem durch ein Gitter von dem eigentlichen Hofe abgetrennten Hühnerhofe ragten Volièren und Taubenhäuſer in japaniſchen Formen auf, aber einen noch viel größeren Eindruck als dieſe zierlich-phantaſtiſchen Bauten im Hofe, machten auf mich, im Hauſe ſelbſt, die großen und kleinen Giebelſtuben, ſamt dem dazwiſchen gelegenen pittoresken Bodenflur, der den Krauſeſchen Kindern als Spielplatz diente. Zur Sommerzeit hatte dieſer Spielplatz keine Bedeutung, Winters aber und beſonders in der Woche zwiſchen Heiligabend und Neujahr, wenn alle Geſchenke vom Weihnachtstiſch fortgenommen und hier hinauf geſchafft wurden, war dieſer Bodenflur wie ein Paradies für Kinder. Einmal befand ſich unter den hinaufgeſchafften Geſchenken auch eine holländiſche Windmühle, die größer war als ich und luſtig ihre Flügel drehte. Mir drehte ſich dabei alles im Kopf, ſo benommen war ich von dieſer Herrlichkeit. Was aber das Allerwichtigſte war und meinem militäriſchen Enthuſiasmus (der ſich übrigens [leider] ſehr bald wieder von dieſer Niederlage erholte) den erſten Stoß verſetzte, das war, bei Muſterung dieſer Spielſachen,

die totale Abweſenheit alles karrikiert Martialiſchen, nichts von Helm oder Czako, nichts von Trommel oder Säbel. Der feingebildete Sinn des Hausherrn mied ſolche Gewöhnlichkeiten.

Und hier muß es geſagt werden, in dieſer feinen Schulung des Hausherrn beſtand recht eigentlich ſein Übergewicht über alle ſeine Mitbürger, unter denen einige durch eine gewiſſe Genialität, andere durch gründlicheres Wiſſen ihm überlegen ſein mochten. Er hatte dafür jene weltmänniſchen Formen, wie ſie Reiſen, Lektüre, gute Lebensverhältniſſe zu geben pflegen und vertrat im eminenten Grade jenen erfreulichen vornehmen Dilettantismus, der, an allem Höheren ein Intereſſe nehmend, ſich, aus eben dieſem Intereſſe, mit dem Höheren nun auch wirklich zu beſchäftigen beginnt. Man wurde von dieſer Eigenart des auch in ſeinen Umgangsformen überaus liebenswürdigen Mannes auf einen Schlag überzeugt, wenn man ihn, ſtatt in den unteren Wohnzimmern, in den ſchon erwähnten nach dem Bollwerk hinausgelegenen Giebelzimmern aufſuchte, deren geräumigſtes er ſich zu einem phyſikaliſchen Kabinet eingerichtet hatte. Jetzt begegnet man dergleichen häufiger, damals aber war es wohl ein Unikum in der ganzen Provinz. Da befanden ſich Inſtrumente um die Fallgeſetze zu demonſtrieren, optiſche Gläſer, Leydener

Flaschen und Voltasche Säulen, Elektophore, Vergrößerungsgläser, Mikroskope, vor allem auch eine Luftpumpe. Noch mehr aber als die Luftpumpe selbst interessierte uns eine Windbüchse, die nach dem Luftpumpenprinzip geladen wurde. Machten sich nun Krähen und Raubvögel auf des Kommerzienrats Hühnerhofe bemerklich, so ging er — wahrscheinlich weil in der Stadt mit einer gewöhnlichen Schußwaffe nicht geschossen werden durfte — mit dieser seiner Windbüchse auf Jagd, und das Raubzeug wurde dann, nach seiner Erlegung, unter allseitigem Jubel an die Remisentür genagelt.

Das war das physikalische Kabinett. Aber im Laufe der Jahre sah sich dasselbe von dem etwas kleineren chemischen Laboratorium fast überholt, was teils mit dem raschen Fortschreiten der Chemie, teils mit dem zufälligen Umstande zusammenhängen mochte, daß unter den häufiger in Swinemünde eintreffenden Badegästen auch einige Berliner Chemiker waren, obenan Major Tourte, der, mit dem Kommerzienrat innig befreundet, von den Öfen und Schmelztigeln nicht fortkam und halbe Tage lang vor seinen Retorten saß.

So war der, dem, um es zu wiederholen, die gesellschaftliche Reformaufgabe der Stadt zugefallen war. Er unterzog sich derselben und modelte, will

ſagen moderierte den Ton. Aber er ging damit nur bis an eine gewiſſe Grenze, ſo daß, wie ſchon an anderer Stelle erzählt, die Derbheit zwar eingeſchränkt, aber nicht ganz aufgehoben wurde. Auch unter ſeinem Regime blieb das geſellſchaftliche Leben von einer gewiſſen Neckteufelei beherrſcht, entweder weil er die Unmöglichkeit einer totalen Umgeſtaltung einſah oder vielleicht auch dieſer etwas ſonderbaren Geſellſchaftsform ſelber ein wenig zuneigte. Alles lief in dem Leben der das Groteske liebenden Swinemünder Kaufleute darauf hinaus, die Träger des ſogenannten „Höheren“, — trotzdem der Kommerzienrat für ſeine Perſon ſich dieſen „Trägern des Höheren“ mit Fug und Recht zuzählen durfte, — jeden Augenblick fühlen zu laſſen, daß es mit dem Geiſtigen oder gar mit dem Idealen nicht allzuviel ſei. Man konnte ſich in die Tage des Tabakskollegiums zurückverſetzt denken, wo die „Gelehrten“ desſelben, die Gundlings und Morgenſterns, trotzdem oder richtiger weil ſie kluge Leute waren, vieles über ſich ergehen laſſen mußten. Genau ſo verliefen die Swinemünder Geſellſchaften. Mal erſchien ein berühmter Profeſſor, Theolog und Philoſoph (ich glaube es war Marheineke) an der Krauſeſchen Tafel und hatte natürlich die Frau vom Hauſe, eine durch Schönheit und Klugheit ausgezeichnete Dame zur Tiſchnachbarin, mit der er ſich,

ſchon beim ragout fin, in ein Geſpräch über philoſophiſche Themata verwickelt ſah. In geſchickter Weiſe Fragen ſtellend, immer nur in anſcheinender Beſcheidenheit eine ganz leiſe Vertrautheit mit den Dingen andeutend, erreichte die von Fichte, Hegel und Schelling wie von ihr wenigſtens oberflächlich bekannten Größen ſprechende Rätin alsbald ſoviel, den berühmten Profeſſor in das alleraufrichtigſte Staunen zu verſetzen. Und doch war alles bloß Rolle, die die Dame, den Wünſchen ihrer Umgebung nachgebend, ſich mit Hilfe des Konverſationslexikons einſtudiert hatte.

Neckereien derart waren es denn auch, denen ſich mein Vater, freilich ſehr durch ſeine Schuld, beſtändig ausgeſetzt ſah. Ich komme weiterhin darauf zurück. Hier nur ſchon ſoviel, daß man ihm eines Tages erklärte, ihn in den Freimaurer-Orden — zu deſſen Mitgliedern (was aber meinem Vater unbekannt war) in Wahrheit kein einziger aus der Honoratiorenſchaft gehörte — aufnehmen zu wollen. Er ängſtigte ſich etwas davor, weil er von „In Sarglegen“ und dergleichen gehört hatte. Und nun kam ſchließlich der dafür feſtgeſetzte Tag, und alle Prozeduren, wie ſie der landläufigen Annahme der damaligen Nicht-Freimaurerwelt entſprachen, wurden in feierlicher Sitzung, bei Stockfinſternis,

und unter Anſprachen und Schwüren mit ihm vorgenommen. Er merke nichts und wollt' auch nichts davon wiſſen, als ihm meine Mutter tags darauf erklärte, daß man ihn gefoppt habe. Schließlich gab er es zu, aber mit der durchaus verſöhnlichen Bemerkung: „Dann haben ſie's wenigſtens gut gemacht."

Ich überlaſſe es jedem, zu ſolchen gewagten Scherzen, ſei's zuſtimmend, ſei's mißbilligend, Stellung zu nehmen; wie man ſich aber auch dazu ſtellen möge, das wird zugeſtanden werden müſſen, daß in dem allem ein Etwas ſteckte, nach dem man ſich in binnenländiſchen Neſtern von 4000 Einwohnern vergeblich umgeſehen hätte. Von Pfahlbürgertum, von engem und kleinem überhaupt, exiſtierte keine Spur. Und das gab dem ganzen Leben nicht bloß Reiz und Unterhaltlichkeit, ſondern aller Tollheiten unerachtet, doch auch etwas von einem höheren Stempel. Ich habe ſpäter in jugendlichen Künſtler- und Dichterkreiſen oft ähnliches erlebt, aber als ſtadtbeherrſchendem Ton bin ich ihm nie wieder begegnet.

Neuntes Kapitel.

Wie wir in unserem Hause lebten. Sommer- und Herbsttage; Schlacht- und Backfest.

Wie wir in unserem Hause lebten? Im ganzen genommen gut, weit über unsern Stand und unsere Verhältnisse hinaus. Allerdings schoben sich, speziell auf das Küchendepartement hin angesehen, auch sonderbare Zeitläufte mit ein, so, beispielsweise, wenn wir, in Sommertagen, wegen überreichen Milchertrages, wochenlang im Zeichen der Milchsuppe standen. Alles streikte dann, Appetitlosigkeit vorschützend.

Aber das waren doch nur kurze Ausnahmezustände, für gewöhnlich wurden wir gut und zugleich sehr verständig verpflegt, was wir, mehr noch als meiner Mutter, unserer Wirtschaftsmamsell, einer Mamsell Schröder zuzuschreiben hatten. Von dieser muß ich, ehe ich weiter gehe, berichten. Als wir in Swinemünde eintrafen, war meine Mutter, wie

ſchon in einem früheren Kapitel erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben, und die Frage trat gleich nach unſerer Ankunft an meinen Vater heran, wer inzwiſchen die Wirtſchaft führen ſolle. Lokalzeitungen gab es nicht, alſo mußte mündlich herumgefragt werden, und ſchon wenige Tage ſpäter traf ein von einem Boten überbrachter Brief aus der Pudaglaſchen Oberförſterei bei uns ein, worin der Oberförſter Schröder anfragte, ob ſich ſeine Schweſter uns vorſtellen dürfe, ſie habe die Wirtſchaft in ſeinem Hauſe gelernt. Mein Vater antwortete ſofort zuſtimmend und war zwei Tage lang glücklich in der Vorſtellung, eine Oberförſter-Schweſter, noch dazu aus Pudagla, als Wirtſchafterin in ſein Haus nehmen zu können. Das gab Relief; er fühlte ſich wie geehrt. Und am dritten Tage fuhr die Schröder denn auch bei uns vor und wurde ſeitens meines Vaters empfangen. Er verſicherte ſpäter, Contenance bewahrt zu haben, doch bin ich deſſen nicht ganz ſicher, trotzdem ihm ſein gutes Herz und ſeine Politeſſe den Sieg über ſich erleichtert haben mögen. Die gute Schröder war nämlich ein Pendant zu der ungefähr um dieſelbe Zeit in Berlin auftauchenden „Prinzeſſin mit dem Totenkopf“. Was bei dieſer letzteren (die dann durch Dieffenbach, in einer berühmt gewordenen Kur, mittelſt „plaſtiſcher

Chirurgie", wiederhergeſtellt wurde) das Unheil verſchuldet hatte, weiß ich nicht, bei der Schröder aber waren es die Blattern. Indeſſen was heißt Blattern! Jeder hat einmal von den Blattern heimgeſuchte Perſonen geſehen und dabei den Ausdruck „der Teufel habe Erbſen auf ihrem Geſicht gedroſchen" mehr oder weniger bezeichnend gefunden. Jedenfalls iſt der Ausdruck ſprichwörtlich geworden. Hier aber wäre dieſe ſprichwörtliche Wendung eitel Beſchönigung geweſen, denn bei der guten Schröder gab es nicht erbſengroße Kuten, ſondern halbhandbreite Narbenflächen. Ein Anblick, wie ich ihn nie wieder gehabt habe. Trotzdem, wie ſchon in Vorſtehendem geſagt, kam es zu einem Engagement und niemals iſt ein glücklicheres abgeſchloſſen worden. Die Schröder war ein Schatz, und als ſechs Wochen ſpäter meine Mutter eintraf, ſagte ſie: „Das haſt du gut gemacht, Louis; ſo entſtellt ſie iſt, ihre Augen ſind ihr geblieben und ſagen einem, daß ſie treu und zuverläſſig iſt. Und vor Liebſchaften iſt ſie ſicher und wir mit ihr. An der werden wir nur Freude haben." Und ſo kam es auch. Solange wir in Swinemünde blieben, ſolange blieb auch die Schröder in unſerem Hauſe, von Alt und Jung geliebt und verehrt, nicht zum wenigſten von meinem Vater, der ihr beſonders

ihren Gerechtigkeitssinn und ihren Freimut hoch anrechnete, trotzdem er unter beiden Eigenschaften gelegentlich ernstlich zu leiden hatte. Sie war nämlich in einer beständigen Kriegführung gegen ihn, einmal aus Liebe zu meiner Mutter, (deren beredten Anwalt sie machte, trotzdem diese, nach dem Satze: „die beste Deckung ist der Hieb“ sich sehr gut selber zu verteidigen wußte) dann aber auch als Verwalterin der ihr mit vollster Machtvollkommenheit anvertrauten Speisekammer, gegen die mein Vater beständig Raubzüge unternahm, nicht bloß für seine Person — das wäre noch gegangen, wiewohl er imstande war einen halben Kalbsbraten ohne weiteres wegzufrühstücken — sondern Raubzüge auch zu Gunsten seiner Lieblinge: Hühner, Hunde, Katzen, von welch letzteren wir zwei hatten, Peter und Petrine. Peter, auch Peter der Große genannt, ein Kerl wie ein junger Jaguar, war sein besonderer Liebling, und wenn ihm das schöne Tier schnurrend in die Speisekammer gefolgt war (und er folgte immer) so nahmen die Leckerbissen für ihn kein Ende. Das Beste war gerade gut genug. Über diese gottlose Wirtschaft raste dann die treue Seele, die Schröder, die manchmal die ganze Mittagsbrotdisposition in Frage gestellt sah. — Ja, sie war ein Schatz im Hause, noch mehr aber ein Segen

für uns Kinder, ganz besonders für mich. Unsere Erziehung seitens der Eltern ging sprungweise vor, war da und dann wieder nicht da, von Kontinuität keine Rede. Für diese Kontinuität sorgte aber die Schröder. Sie hatte keine Lieblinge, ließ sich kein „ɛ" für ein „u" machen und verstand es, jeden an der rechten Stelle zu fassen. Was mich anging, so wußte sie, daß ich gut geartet aber empfindlich, eitel und von einer gewissen Großmannssucht beherrscht war. Das alles wollte sie niederhalten und so hörte ich denn zahllose Male: „Ja, du denkst wunder, wer du bist, aber du bist ein kindischer Junge, gerade so wie die anderen und mitunter noch ein bißchen schlimmer. Willst immer den jungen Herrn spielen, aber junge Herren lecken keinen Honig vom Teller und streiten es wenigstens nicht ab, wenn sie's getan haben und lügen überhaupt nicht. Neulich hast du was von Ehre geschnackt, nun, ich sage dir, Ehre sieht anders aus." Sie hielt auf Wahrheit, behandelte Großsprechereien mit feinem Spott und war sparsam in ihrem Lob. Aber wenn sie lobte, das wirkte. Sie hat mir viel gute Dienste geleistet, und erst spät im Leben, als ich schon über 50 war, bin ich noch einmal einer alten Dame begegnet, die gleich erziehlich auf mich eingewirkt hat. Denn man hört nie auf erziehungsbedürftig zu sein; ich

gehe noch jetzt in die Schule und lerne von Leuten, die meine Enkel sein könnten.

Soviel über die gute Schröder, und nachdem ich ihrer in diesem Exkurse gedacht habe, frage ich noch einmal: „ja, wie lebten wir?“ Ich gedenke es in einer Reihe von Bildern zu zeigen, und um Ordnung und Überblick in die Sache zu bringen, wird es gut sein, das Leben, wie wir es führten, in zwei Hälften zu teilen, in ein Sommer- und in ein Winterleben.

Da war nun also zunächst das Sommerleben. Um Mitte Juni hatten wir regelmäßig das Haus voll Besuch, denn meine Mutter hielt noch, nach alter Sitte, zu Verwandten, was wir Kinder nur sehr unvollkommen von ihr geerbt haben. Aber wohlverstanden, sie hielt zu Verwandten, nicht um Vorteile von ihnen zu haben, sondern um Vorteile zu gewähren. Sie war unglaublich generös, und es gab Zeiten, wo wir, schon erwachsen, uns die Frage vorlegten, welche Passion eigentlich bedrohlicher für uns sei, die Spielpassion des Vaters oder die Schenk- und Gebepassion der Mutter. Schließlich wußten wir aber Bescheid in dieser Frage. Was der Vater tat, war das reine weggeworfene Geld, was die Mutter zu viel ausgab, war immer selbstsuchtslos ausgegeben und barg

einen ſtillen Segen in ſich. Ein gewiſſes Verlangen (ſo gut ſich's tun ließ,) ein ganz klein wenig von einer grande Dame zu ſein, lief wohl mit unter, aber einen Beiſatz von menſchlicher Schwäche hat ſchließlich all unſer Tun. Später, wenn wir mit ihr über dieſe Dinge ſprachen, ſagte ſie: „Gewiß, ich hätte manches auch unterlaſſen können, es ging weit über unſern Etat; aber ich ſagte mir: was da iſt, wird doch ausgegeben und da iſt es beſſer, es läuft meinen Weg als den andern.“

Dieſe Sommermonate, von Mitte Juni an, waren durch die Fülle von Beſuch oft reizend, meiſt junge Frauen aus der Berliner Verwandtſchaft, plauderhaft und heiter. Das Haus war dann, auf Wochen hin, total verändert, und Scherz und Schalkhaftigkeit, die ſich bis zur Ausgelaſſenheit ſteigerten, herrſchten vor. Die Streitaxt war begraben, und die glänzendſte Nummer in dem ſich nun entſpinnenden Wettſtreite guter Laune, war immer mein Vater ſelbſt. Er war, wie oft ſchöne Männer, das abſolute Gegenteil von einem Don Juan, auch ſtolz auf ſeine Tugend, aber ſo undonjuanmäßig er war, ſo gasconiſch entzückend war er, wenn es ſich um übermütige, gelegentlich die verwegenſten Themata ſtreifende Wortkämpfe mit den jungen Frauen handelte, von welchen letztren er

nun forderte, daß ſie hübſch ſeien, ſonſt verlohnte ſich's ihm nicht. Ich habe dieſe Neigung, in ſcherzhaftem Tone mit Damen in diffizile Debatten einzutreten, von ihm geerbt, ja, dieſe Neigung ſogar in meine Schreibweiſe mit herübergenommen, und wenn ich entſprechende Scenen in meinen Romanen und kleinen Erzählungen leſe, ſo iſt es mir mitunter, als hörte ich meinen Vater ſprechen. Bloß, daß ich ſehr hinter ihm zurück bleibe, was mir, als er ſchon über 70 und ich, dem entſprechend auch ſchon leidlich bei Jahren war, von Leuten, die ihn noch in ſeiner guten Zeit gekannt hatten, oft geſagt worden iſt. „Hören Sie," ſo hieß es dann wohl „Sie ſind ja ſo weit ganz gut, wenn Sie mal Ihren glücklichen Tag haben, aber gegen Ihren Vater können Sie nicht an." Und das traf auch ſicherlich zu. Seine von Bonhomie getragenen und zugleich von phantaſtiſchen Advokatenkunſtſtücken unterſtützten Plaudereien, waren — auch wenn ſie Geldſachen, wo doch ſonſt die Gemütlichkeit aufhört, betrafen — geradezu unwiderſtehlich und dabei von nachwirkender Kraft, daß keines von uns Kindern je das geringſte bittere Gefühl über ſeine höchſt merkwürdigen Finanzoperationen unterhalten hat. Nur meine Mutter war zu ſehr anders geartet, um durch ſeine geſellſchaftlichen Liebenswürdigkeiten umgeſtimmt oder erobert

werden zu können; ihr war die Sache gerade dann am widerſtrebendſten, wenn ſie ins Leichte und Heitere gezogen werden ſollte. „Was ernſt iſt, iſt eben nicht heiter“. Übrigens beſtritt ſie ihm nicht, daß er, als glücklicher Humoriſt, es immer verſtanden habe, die Leute auf ſeine Seite zu ziehen, ſetzte dann aber hinzu „leider“.

Und nun zurück zu dem Sommerbeſuch in unſerm Hauſe. Das junge Weibervolk immer zu vergnügen, war mitunter etwas ſchwer, und es hätte ſich vielleicht als unmöglich erwieſen, wenn nicht die Pferde geweſen wären. An faſt jedem ſchönen Nachmittage fuhr der Wagen vor, und dieſe mit ihrem Beſuch uns zeitweilig faſt erdrückenden Badeſaiſontage mögen wohl die einzigen geweſen ſein, wo ſich meine Mutter, ohne übrigens ihre Grundanſchauung deshalb aufzugeben, vorübergehend mit der Exiſtenz von Pferd und Wagen ausſöhnte. Wer Swinemünde kennt, und es kennen es viele, weiß, daß man, bei Nachmittagspartien, wegen hübſcher Zielpunkte nicht in Verlegenheit kommt und auch ſchon damals war es ſo wie heute. Da ging es, am Strand hin, bis Heringsdorf oder nach der andern Seite hin, bis an die Moolen, am beliebteſten aber, ſchon um Schutz gegen die Sonne zu haben, waren die Fahrten landeinwärts, entweder durch dichten Buchenwald

auf Corswant zu oder noch lieber nach dem in Nähe des Haffs und des „Golms“ gelegenen Dorfe Camminke. Da war eine vielbesuchte Kegelbahn, auf der dann auch die Damen mitspielten. Ich meinerseits aber stellte mich gern neben die splittrige Lattenrinne, drauf der Kegeljunge die Kugeln wieder zurücklaufen ließ, welchen Stand ich übrigens nur wählte, weil ich kurze Zeit vorher gehört hatte, daß ein Mitspielender, auf eben dieser Kegelbahn, beim Abfangen der heranrollenden Kugel sich einen langen Lattensplitter unter den Nagel des Zeigefingers eingestoßen habe. Das hatte solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich immer schaudernd auf eine Wiederholung wartete, die aber zum Glück ausblieb. War ich dann endlich müde vom Warten, so trat ich durch eine schiefhängende, immer knarrende Gittertür in ein Stück Gartenland ein, das dicht neben der Kegelbahn hinlief und zwar parallel mit ihr. Es war ein richtiger Bauerngarten, Balsaminen und Reseda blühten drin, und an einer Stelle standen die Malven so hoch, daß sie eine Gasse bildeten. Sank dann die Sonne drüben am Walde, so schwamm der nach Westen liegende Golm in einem roten Licht, und die metallene Kugel auf seiner hohen Säule, sah, als wäre sie golden, auf das Dorf und den Kegelgarten hernieder. Myriaden von Mücken

ſtanden in der Luft, und die Hummeln flogen zwiſchen den Buchsbaumbeeten hin und her.

Mit Beginn des Auguſt verließ uns gewöhnlich unſer Beſuch wieder und kam dann der September heran, ſo ſchieden auch aus der Stadt ſelbſt die letzten Badegäſte. Wollte wer länger bleiben, ſo war das unbequem für die Wirte, wobei folgende Scene vorkam. Einer, (natürlich ein Berliner) als er ſich eben wieder von der Abfahrtsſtelle des Dampfſchiffs, wohin er ein paar abziehende Freunde begleitet, in ſeine Mietswohnung zurückbegeben hatte, ſetzte ſich, die Hände reibend, behaglich zu ſeinen Wirtsleuten und ſagte: „Na, Hoppenſack, nu ſind ja die Berliner alle weg oder doch beinahe alle; nu ſoll's losgehen, nu wird's gemütlich.“ Er erwartete natürlich vollſte Zuſtimmung. Statt deſſen aber ſah er nur lange Geſichter. Endlich nahm er ſich ein Herz und fragte, warum ſie ſo flau ſeien? „Gott, Herr Schünemann,“ ſagte Hoppenſack, „ein Regiſtrater und ſeine Frau kamen ja ſchon Ende Mai und nu is es beinah Mitte September. Man will doch auch mal wieder alleine ſein.“ Die Frau nickte zuſtimmend. Da hatte denn Schünemann keine Wahl mehr und mußte den andern Tag auch aufbrechen.

Waren dann die letzten Badegäſte fort, ſo ließen die Äquinoktialſtürme nicht lange mehr auf ſich

warten und ſetzten ſich, wenn es ein ſchlimmes Jahr war, bis in den November hinein fort. Erſt fielen die Kaſtanien, dann praſſelten die Ziegel vom Dach, und aus den Dachrinnen, die immer ſo angebracht waren, daß ſie gerade dicht neben den Schlafſtubenfenſtern mündeten, ſtürzte der Regen platſchend in den Garten. Dann wieder jagten zerriſſene Wolken am aufklärenden Himmel hin, die Luft wurde kalt. Alles fror, und den ganzen Tag über ſtand ein alter Holzhauer in der Remiſe, bei dem ſich nun mein Vater einfand und die Axt in die Hand nehmend, eine halbe Stunde lang ſtatt ſeiner das Holz ſpaltete.

Das geſellſchaftliche Leben ruhte während dieſer Spätherbſttage, man erholte ſich von den Strapazen der Sommer-Saiſon und ſtärkte ſich für die Wintergeſellſchaften. Aber ehe dieſe kamen, war noch ein mehrwöchentliches Interregnum durchzumachen, die Schlacht- und Backzeit, die letztere ſchon mit der Weihnachtszeit zuſammenfallend.

Mit dem Gänſeſchlachten fing es an. Eine reguläre Wirtſchaftsführung ohne Gänſeſchlachten konnte nicht wohl gedacht werden. Es handelte ſich dabei um mancherlei, zunächſt wohl um die Federn zur Herſtellung immer neuer Fremdenbetten, vor allem aber auch um die geräucherten Gänſe-

brüſte, die faſt ſo wichtig waren, wie die Schinken und Speckſeiten im Rauchfang. Waren, kurz vor Martini, die Gänſe zu dieſem Zweck in genügender Zahl herangetrieben und auf dem Hofe, wo nun ein entſetzliches Schnattern uns eine Woche lang um unſere Nachtruhe brachte, zu letzter Auffütterung eingepfercht, ſo wurde auch ſchon der Tag zu Beginn der Feſtlichkeit feſtgeſetzt. Meiſt Mitte November. Auf dem Hofe, hart an die Giebelwand des Hauſes ſich lehnend, befand ſich, wie ſchon erzählt (und zwar ſonderbarerweiſe mit einem Taubenſchlage darüber) die Geſindeſtube, darin, außer der Köchin, noch zwei Hausmädchen ſchliefen. Immer vorausgeſetzt, daß ſie ſchliefen. Der Kutſcher -- an Stelle des alten Ehm war längſt eine jugendlichere Kraft getreten — ſah ſich, der Hausordnung nach, zunächſt freilich auf die Häckſelkammer neben dem Pferdeſtall angewieſen, er verzichtete jedoch gern auf die Selbſtändigkeit dieſes ihm zuſtändigen Aufenthalts und zog es vor, den ohnehin engen Raum der Geſindeſtube durch ſeine Gegenwart noch enger zu machen. Alles nach dem Satze: „Raum iſt in der kleinſten Hütte ꝛc.“ War nun aber die Gänſeſchlachtzeit heran gekommen, ſo bedeutete das eine weitere, ſehr erheblich geſteigerte Raumbeſchränkung, denn am ſelbigen Abend, an dem das Maſſakrieren beginnen ſollte, ſtellte ſich zu dem,

was für gewöhnlich die Gesindestube beherbergte, auch noch ein Aufgebot alter Weiber ein, vier oder fünf, die sonst als Wasch- oder auch wohl als Jätefrauen ihr Dasein fristeten. Und nun begann das Opferfest. Immer spät abends. Durch die weit offenstehende Tür, geöffnet weil es sonst vor Stickluft nicht auszuhalten gewesen wäre, schienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. An dem Talglicht immer ein Dieb. Nächst der Tür aber, in einem Halbkreise, standen die fünf Schlachtpriesterinnen, jede mit einer Gans zwischen den Knieen, und sangen, während sie mit einem spitzen Küchenmesser die Schädeldecke des armen Tieres durchbohrten (eine Prozedur, deren Notwendigkeit mir nie klar geworden ist), allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegensatz sowohl zu dem mörderischen Akt wie zu der Trauermelodie stand. So wenigstens mußte man annehmen, denn die Mädchen, die, den Gast aus der Häckselkammer zwischen sich, auf der Bettkante saßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja, die besonders traurig klingenden Stellen sogar mit Juchzern. Meine beiden Eltern waren sittenstreng, und es war oft die Rede davon, ob diesem frechen Treiben nicht Einhalt zu tun sei; schließlich aber hatte man den

Kampf dagegen aufgegeben, und mein Vater, dem es ſchwante, daß dergleichen ſchon im Altertume vorgekommen ſei, ſagte, nachdem er nachgeſchlagen: „Es iſt eine Wiederholung alter Zuſtände, römiſche Saturnalien, oder was dasſelbe ſagen will, momentane Herrſchaft der Dienenden über die ſogenannte Herrſchaft.“ Und als er ſo den Hergang hiſtoriſch rubriziert hatte, gab er ſich zufrieden, umſomehr als die Mädchen am andern Morgen ihn jedesmal durch einen ganz beſonders ſittigen Augenniederſchlag erheiterten. Er ſtellte dann phantaſtiſch ausſchweifende Betrachtungen an, als ob Gil Blas ſeine Lieblingslektüre geweſen wäre. Das war aber nicht der Fall, er las vielmehr nur Walter Scott, was ich ihm heute noch danke, denn einige Bröckelchen fielen ſchon damals für mich ab. Quentin Durward zog er allem vor, vielleicht weil es ein franzöſiſcher Stoff war. Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, daß die Schreckniſſe dieſer Gänſeſchlacht-Epoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgetan waren, ſondern ſich, durch mindeſtens eine halbe Woche hin, noch weiter fortſetzten. Dieſe Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänſeblut zubereitete „Schwarzſauer“ tagtäglich auf unſeren Tiſch kam, ein Gericht, das, nach pommerſcher Anſchauung,

alles andre aus dem Felde ſchlägt. Auch mein Vater hielt es für ſeine Pflicht, ſich dieſer landestümlichen Anſchauung anzuſchließen und ſagte, wenn die dampfende Rieſenſchüſſel erſchien: „Ah, das iſt recht; davon eßt nur; das iſt die ſchwarze Suppe der Spartaner; alles Saft und Kraft,“ er ſelber aber ſuchte ſich, gerade ſo wie wir, das Backobſt und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Geſindeſchaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die ſich durch ihre Bohrverſuche den gegründetſten Anſpruch darauf erworben hatten.

Etwa 14 Tage ſpäter folgte dann das Schweineſchlachten. Meine Stellung dazu war noch genau dieſelbe, wie zu der Zeit, wo ich, kaum 7jährig, aus der Stadt hinaus auf Alt-Ruppin zu geflohen war, um ſowohl dem Anblick, wie der ganzen Skala ohr- und herzzerreißender Töne zu entgehen; aber ich war doch inzwiſchen aus den Kinderjahren in die Jungensjahre hineingewachſen, wo man wohl oder übel ſeine Ehre darin ſetzt, alles mannhaft mit durchzumachen, auch wenn ſich die eigenſte Natur dagegen auflehnt. Daß die Ausſicht auf „Reiswurſt mit Roſinen“ bei Durchführung dieſer Tapferkeitskomödie mitgewirkt hätte, kann ich nicht ſagen, denn ſo ſehr ich ſonſt für gute Biſſen war, ſo war ich doch in den der Weihnachtszeit voraufgehenden

Wochen immer halb krank von dem unausgesetzt das Haus durchziehenden Fettwrasen. Jedenfalls konnte von gutem Appetit um eben diese Zeit (trotzdem sich's da gerade verlohnt hätte) nie recht die Rede sein, besonders dann nicht, wenn, um Anfang Dezember, wie fast regelmäßig geschah, auch noch ein Hirsch von der Oberförsterei her eingeliefert war, der nun, — aufgebrochen wie man ein Rind aufbricht — an die Giebelwand des Gesindehauses gehängt wurde. Tag um Tag trat dann die Köchin an das schreckliche Giebelornament heran und schälte erst den Ziemer und dann die Vorder- und Hinterschlägel heraus, sodaß wir immer aufatmeten, wenn es mit dieser Wildherrlichkeit wieder vorbei war.

Unter einem glücklicheren Stern stand die Backwoche, wo mit Pfeffer- und Zuckernüssen begonnen und mit Brezeln, Kranz- und Blechkuchen aufgehört wurde. Wir durften nicht nur mit in die Backstube hinein, darin es, überaus anheimelnd, nach bitteren Mandeln und geriebener Zitrone roch, sondern erhielten auch, als Weihnachtsvorschmack, eigens für uns Kinder gebackene kleine Wecken, alles reichlich zugemessen. „Ich weiß," sagte meine Mutter, „daß sie sich den Magen daran verderben, aber das ist besser, wie wenn sie knapp gehalten werden. Sie sollen, all diese Zeit über, eine Festfreude haben

und die bringt ihnen ein Feſtkuchen am beſten bei.“ Es hat was für ſich, und bei ganz robuſten Kindern mag es das unbedingt Richtige ſein. Aber ſo robuſt waren wir doch nicht, daß es für uns ſo ohne weiteres gepaßt hätte. Mir war denn auch, um Weihnachten herum, immer ſehr weinerlich zumute.

Am Silveſter war Reſſourcenball, auf den man mich, als den Älteſten, mitnahm. Ich ſtellte mich dann in ſchwankender Gemütsverfaſſung in eine Saalecke und ſah zu. Wenn dann die tanzenden Paare an mir vorüberſchwirrten, war ich zunächſt glücklich, daß ich, als eine Art Gaſt da ſtehen und mit dem Auge teilnehmen durfte und war doch auch wieder unglücklich, daß ich, ſtatt mitzutanzen, eben nur das Zuſchauen hatte. Die Nichtigkeit meines Ich legte ſich mir ſchwer auf die Seele, doppelt ſchwer in dem gaſtriſchen Zuſtand, in dem ich mich um dieſe Zeit regelmäßig befand und erſt wenn um Mitternacht der in einen langen blauen Mantel gekleidete Nachtwächter in den Saal trat und nach voraufgegangenem Signal auf ſeinem Horn, ein fröhliches Neujahr wünſchte, fiel mit einem Male jede Sentimentalität wieder von mir ab. Das Komiſch-Groteske der Scene riß mich dann heraus, und ich hatte wieder meinen Frieden.

Zehntes Kapitel.

Wie wir in unſrem Hauſe lebten (Fortſetzung). „Große Geſellſchaft“.

Etwa um eben dieſe Zeit begann auch das geſellſchaftliche Leben und zwar in Geſtalt einer Reihe von Woche zu Woche wiederkehrender Gaſtereien. Über dieſe Gaſtmähler, unter denen manches inſoweit dem des Belſazar glich, als eine Geiſterhand ſchon den Bankrutt des Gaſtgebers an die Wand ſchrieb, habe ich in ihrer Totalität nur immer berichten hören, was aber von dieſen mal kleineren mal größeren Geſellſchaften auf ſpeziell unſer Haus entfiel, das habe ich mit Augen geſehen und davon will ich in Nachſtehendem erzählen.

Waren wir an der Reihe, ſo bemächtigte ſich des ganzen Hauſes eine feierliche Stimmung, die mit der Stimmung bei Hochzeiten eine gewiſſe Ähnlichkeit hatte, wie denn auch die bekannte Dreiteilung von Polterabend, Hochzeit und Lendemain

in der Gestalt von Vorbereitungstag, eigentlichem Festtag und Restereſſen wiederkehrte. Welchem dieſer drei Tage der Preis gebührte, mag unentſchieden bleiben, doch glaube ich faſt, daß mir der erſte Tag der liebſte war. Er verlief zwar unmateriell und entſagungsreich, hatte dafür aber die Vorahnung kommender Herrlichkeiten.

An dieſem Vorbereitungstage erſchien, wie in allen anderen Häuſern, ſo auch bei uns die Witwe Gaſter, eine renommierte Kochfrau. Sie vereinigte Behagen und Würdigkeit in ihrer Erſcheinung und wurde, dieſer letzteren Eigenſchaft entſprechend, mit Reſpekt und unbedingtem Vertrauen behandelt. Sie lebte, bei begreiflicher Abneigung gegen alles das (beſonders Süßigkeiten,) was ſie tagaus tagein zu produzieren hatte, beinah ausſchließlich von Rotwein und entlehnte das Wenige, was ſie nebenher noch an Nahrung brauchte, dem beſtändigen Fettwraſen in dem ſie ſtand. Ihr Eintritt in unſer Haus war für mich gleichbedeutend mit Poſtofaſſen in Nähe der Küche, wo nun alles, was ſich vollzog, von mir beobachtet, beziehungsweiſe bewundert wurde. Den Anfang machte immer die Herſtellung eines Baumkuchens. Als die Gaſter, die darüber Buch führte, den Tauſendſten fertig hatte, gaben ihr die Swinemünder Hausfrauen ein wohlverdientes Feſt.

Es gibt auch heute noch Baumkuchen, gewiß; aber die jetzigen sind Entartungen, schwächliche, schwammartige Bleichenwangs, während die damaligen eine glückliche Festigkeit hatten, die sich, an den gelungensten Exemplaren, bis zur Knusprigkeit steigerte, begleitet von einer vom dunkelsten Ocker bis zum hellsten Gelb reichenden Farbenskala. Ich war immer glücklich, dem Werdeprozeß solches Baumkuchens zusehen zu können. Auf einem riesigen Herde befand sich, nach der Wand hin, ein aus Ziegelsteinen aufgemauertes niedriges Halb-Gewölbe, das, nach oben zu dachartig vorspringend, nach unten zu schräg zurücktrat. An dieser zurücktretenden Stelle zog sich ein wohl 4 Fuß langes schmales Kohlenfeuer hin, an das nun zwei kleine Eisenständer mit aufgelegtem Bratspieß und Drehvorrichtung herangerückt wurden. Der auf diesen Ständern ruhende Spieß aber gab sich nicht einfach als solcher, vielmehr war ihm ein seiner ganzen Länge nach ausgehöhlter und nach außen hin mit gefettetem Papier überzogener Holzkegel aufgeschoben, der bestimmt war, die Seele des herzustellenden Baumkuchens zu bilden. Und nun, mit Hilfe eines an einem langen Stocke steckenden Blechlöffels, begann das Aufgießen eines dünnflüssigen, anfangs immer wieder herabtröpfelnden Teiges, sodaß das eingeschlagene Verfahren

eine ganze Zeitlang wie vergeblich erſchien. Von dem Augenblick an aber, wo die Teigflüſſigkeit konſiſtenter und das Abtropfen langſamer wurde, regten ſich auch die Hoffnungen wieder, und ehe ein paar Stunden um waren, konnte der prachtvoll gebräunte, zugleich zackenreiche Baumkuchen von dem Holzkegel heruntergenommen werden. Alles dabei war von ſymboliſcher Bedeutung. An das volle Gelingen dieſes Pracht- und Schauſtücks knüpfte ſich das Vertrauen auf das Gelingen des Feſtes überhaupt. Der Baumkuchen ſtellte dem Ganzen das Horoſkop.

Über die Küchentätigkeit des eigentlichen Geſellſchaftstages geh ich hier hinweg und führe ſtatt deſſen lieber das Feſt ſelbſt herauf. Es wurde dann — ein anderer Raum ſtand nicht zur Verfügung — ein langer Ausziehtiſch in den Salon meiner Mutter geſchafft, und alsbald zog ſich an dem gelben Moiré-Sofa mit den 300 Silbernägeln entlang, die wohlgedeckte Tafel hin. Erſt wenn die Lichter brannten, ſchritt man zu Tiſche. Der der Tafel Präſidierende kehrte dem großen Spiegel aus der Schinkelzeit jedesmal den Rücken zu, während alle anderen Gäſte ſich in dem Spiegelglaſe mehr oder weniger bequem betrachten konnten.

Meiner Erinnerung nach, waren es immer Herren-

diners, 12 oder 14 Perſonen, und nur gelegentlich erſchien auch wohl meine Mutter mit bei Tiſch, meiſt begleitet von ihrer, auch zur Winterzeit, oft monatelang auf Beſuch bei uns weilenden, damals noch ſehr jungen und hübſchen Schweſter. Dieſe letztere paſſend zu plazieren, erwies ſich immer als beſonders ſchwierig, und nur wenn der alte von Flemming und Hofrat Dr. Kind zugegen waren, war einigermaßen Sicherheit vor extremen Huldigungen gewährleiſtet. Sich vor ſolchen Huldigungen zu ſchützen, entzog ſich beinahe der Möglichkeit. Man reſpektierte vielleicht Tugend, wiewohl mir auch d a s noch zweifelhaft iſt, aber Tugendallüren waren abgeſchmackt und wo lag immer die Grenze zwiſchen Sein und Schein. Daß ſich die Damen gegen Ende der Tafel zurückzogen und nur noch auf eine kurze Viertelſtunde wieder erſchienen, um beim Kaffee die Honneurs zu machen, verſteht ſich von ſelbſt.

Ich habe weiter oben von der Kochkunſt der guten Frau Gaſter geſprochen, aber, dieſer Kochkunſt unerachtet, war die Bewirtung eigentlich einfach, namentlich gemeſſen an dem Raffinement, das jetzt bei Gaſtmählern vorherrſcht. Einfach ſage ich und dabei ſtabil. Keiner wollte zurückbleiben, aber auch nicht über den andern hinausgehen. Auf die Suppe folgte ein Fiſch, dann (feſtſtehend) Teltower Rübchen

und Spickgans, dann ein ungeheurer Braten und zum Schluß eine süße Speise, samt Früchten, Pfefferkuchen und Königsberger Marzipan. Eine fast noch größere Einfachheit herrschte hinsichtlich der Weine; nach der Suppe wurde Sherry gereicht, dann aber trat ein Rotwein von mäßigem Preis und mäßiger Güte seine Herrschaft an und hielt sich bis zum Kaffee. Das Besondere, das diese Festlichkeiten hatten, lag also nicht im Materiellen, sondern, sonderbar zu sagen, in einem gewissen geistigen Element, in dem Ton der herrschte. Dieser war, auf Anfang und Ende hin angesehen, ein sehr verschiedener. Den Anfang machten fein stilisierte Toaste, mitunter — namentlich wenn das Fest zugleich noch ein Familienfest, also Geburtstagsfeier oder dem ähnliches war — auch Verse, die, was Formgewandheit und glückliche Pointen angeht, nichts zu wünschen übrig ließen. Ich habe noch vor kurzem wieder einiges derart unter den Papieren meines Vaters gefunden und bin erstaunt gewesen, wie gut das alles war. Humor, Witz, Wortspiele fehlten nie, bei besondern Gelegenheiten aber kam auch das Gefühlvolle zum Ausdruck und die, die einem richtigen Gefühl am fernsten, dem Delirium aber am nächsten standen, erhoben sich dann regelmäßig von ihren Plätzen und gingen auf den Redner zu, um diesen

zu umarmen und zu küſſen. Dies Küſſen bezeichnete jedesmal den Beginn der zweiten Hälfte des Feſtes. Je weiter dann die Tafel gedieh, je freier wurde die Tafelberedſamkeit, die nun, vor nichts mehr erſchreckend, alsbald zu den übermütigſten, oft derb zufaſſenden Hänſeleien oder, wo ſich dieſe verboten, wenigſtens zu perſönlichen Schraubereien hinüberleitete. Genau das was man jetzt „uzen“ nennt. Eines der auserleſenſten Opfer dieſer Lieblingsbeſchäftigung der ganzen Tafelrunde, war, wie ſchon in frühern Kapiteln angedeutet, mein Papa. Längſt wußte man, daß er, auf Konverſation hin angeſehen, drei Steckenpferde hatte: die Rang- und Ordensverhältniſſe des preußiſchen Staats, die Einwohnerzahl aller Städte und Flecken unter Zugrundelegung der neueſten Zählung und die Namen und Herzogstitel der franzöſiſchen Marſchälle, einſchließlich einer Unſumme napoleoniſcher Anekdoten, die letzteren meiſt in Originalfaſſung. Mitunter wurde dieſe Faſſung auf Satzbildung und Grammatik hin beanſtandet, worauf mein in die Enge getriebener Papa mit unverbrüchlicher Ruhe antwortete: „Mein franzöſiſches Gefühl lehrt mich, daß es ſo heißen muß, ſo und nicht anders,“ ein Ausſpruch, der natürlich den Jubel nur ſteigerte.

Ja, Napoleon und die Marſchälle!

Das Wiſſen meines Vaters, nach dieſer Seite

hin, war geradezu stupend, und ich verwette mich, daß es damals keinen Historiker gab und auch jetzt nicht gibt, der, was französische Kriegs- und Personal-Anekdoten aus der Zeit von Marengo bis Waterloo angeht, auch nur entfernt imstande gewesen wäre, mit ihm in die Schranken zu treten. Wo er alles her hatte, ist mir rätselhaft. Ich kann es mir nur so vorstellen, daß er in seinem Gedächtnis ein Fach hatte, drin, wie von selber, alles hineinfiel, was er, bei seiner unausgesetzten Lektüre von Journalen und Miszellensammlungen in eben diesen als seiner Passion dienend, vorfand.

Obenan, auf dem von ihm beherrschten Gebiete, stand natürlich Napoleon selbst, an dem er übrigens merkwürdigerweise die Sankt Helena-Tage vor den Tagen seines soldatischen Ruhmes bevorzugte. Dann folgte Ney, sein ganz besonderer Liebling, beinah Abgott. Nach diesem aber, in einer Art von Saltomortale, sprang er über alle weiteren, mehr oder weniger berühmten Marschälle, für die er samt und sonders nicht allzuviel übrig hatte hinweg und wandte sich sofort den Größen zweiten und dritten Ranges zu, also Männern wie Rapp, Duroc, Nansouty, Cambronne, Friant, Lannes. Diesem letzteren, der schon 1809 bei Groß-Aspern fiel, war er fast so zugetan wie seinem Lieblinge Ney. „Ja, dieser

Lannes, dieſer Herzog von Montebello! Sonderbar. Er ſoll ſehr beſchränkt geweſen ſein. Aber am Ende, was tut das? Ney war auch beſchränkt.“ Und ſo bewies er aus der Beſchränktheit des einen die Größe des andern oder ſtellte wenigſtens die Bedeutungsloſigkeit der ganzen Beſchränktheitsfrage feſt. In ſeiner Hinneigung zu den kleinen Größen, lag aber nichts von Zufall oder Laune, ganz im Gegenteil, er wußte das „Warum“ recht gut; mitunter waren es nur Äußerlichkeiten und ihn beiſpielsweis über Nanſouty, der eine Küraſſier-Diviſion kommandierte, ſprechen zu hören, war ein vollkommener Hochgenuß. Nanſouty ſtand dann leibhaftig vor einem. Ich war in dieſen Dingen ſchließlich ſelber ſo zu Hauſe, daß ich hätte ſoufflieren können. Woher das ſo kam, davon erzähl ich an andrer Stelle, wenn ich von meines Vaters „ſokratiſcher Methode“ ſpreche.

Vorläufig aber, nach dieſem Exkurſe, zurück zu den Geſellſchaftsabenden ſelbſt, deren zweite Hälfte regelmäßig die Komödie des Neckens und Aufziehens heraufführte. Selbſt als Wirt war mein Vater nicht ſicher dagegen, eher, daß ſich das Necken dabei verdoppelte.

Von einem dieſer Abende, der mir noch beſonders lebhaft im Gedächtnis iſt, weil ſeiner, auch

in späteren Jahren noch, öfters und in allerhand Einzelheiten gedacht wurde, will ich hier erzählen. Man war schon beim Dessert und sang eben ein Lied, des Konrektor Beda, ein Stiefsohn der in einem früheren Kapitel erwähnten schönen Frau gleichen Namens, nach der Melodie von „O, Schill, dein Säbel tut weh" gedichtet hatte. Meine Mutter und deren Schwester — die Kaffeestunde rückte bereits heran — hatten wie herkömmlich auf dem gelben Moiré-Sofa Platz genommen, ich selber aber war auf gut Glück mit hereingeschlüpft und hielt mich in Nähe von Konsul Thompson, der sich denn auch ein Vergnügen daraus machte, mir, zum Ärger meiner Mutter, immer neue Massen von Traubenrosinen zuzustecken. Thompson, bequem in allem, sang das Schill-Lied nicht mit und nur immer, wenn der Refrain kam, fiel er mit aller Macht ein. Am obren Ende der Tafel aber saß Kommerzienrat Krause und sagte, während er sich, als das Lied schwieg, zu meinem Vater wandte: „Sage mir, lieber Bruder, bei diesem Liede von Schill oder doch nach der Melodie von Schill, ist mir mit einem Male wieder „Bertrands Abschied" eingefallen. In welchem Zusammenhange weiß ich nicht und ist auch am Ende gleichgültig; ich möchte nur wissen, ist dieser Bertrand in „Ber-

trands Abſchied" derſelbe, der mit auf Sankt-Helena war?"

„Gewiß iſt es derſelbe. Es gibt nur einen. Er war, glaube ich, mit in Saint-Cyr und hatte die ſchwärmeriſchſte Liebe für Napoleon, noch mehr als General Rapp."

„Das muß wohl ſo ſein, denn ich habe da heute in der Times einen Artikel über die nun Gott ſei Dank zurückliegenden Sankt Helena-Tage geleſen und bei der Gelegenheit, ich muß doch ſagen zu meinem Staunen, erfahren, daß Bertrand, in zu weitgehender Liebe zu ſeinem Kaiſer, dieſem ſeine ihm angetraute Frau zeitweilig abgetreten haben ſoll, ſo daß Napoleon gewiſſermaßen 3 mal verheiratet war, Joſephine, Marie Luiſe und Madame Bertrand. Ich kann nur wiederholen, ich find' es etwas übertrieben und möchte wiſſen, wie du dich zu dieſer Sache ſtellſt? Würdeſt du . . . meine liebe Freundin wird verzeihn," und er verbeugte ſich gegen meine Mutter „würdeſt du dich zu einem ähnlichem Akt loyaler Aufopferung entſchloſſen haben?"

„Unbedingt, wenn ich Bertrand geweſen wäre."

„Das ſind Ausflüchte, lieber Bruder. Wenn du Bertrand geweſen wärſt! Natürlich. Wie Bertrand darüber dachte, das wiſſen wir, ſeine Taten ſprechen. Aber ich möchte wiſſen, wie du

dich persönlich dazu verhältst. Mein Bruder Eduard, der den Artikel auch gelesen, sprach von Infamie."

„Das ist zu hart. Alle solche Fragen empfangen in den oberen Regionen eine neue, von dem Gewöhnlichen mehr oder weniger abweichende Beleuchtung; die moralischen Anschauungen verschieben sich infolge davon und werden freier. Ich glaube, daß die Entscheidung bei Madame Bertrand gelegen hat. Wollte sie, so war es nur in der Ordnung, wenn Bertrand selbst im Punkte der Loyalität nicht hinter seiner Frau zurückbleiben wollte. Du darfst auch nicht vergessen, daß der Kaiser über das verfügte, was man Dämonismus nennt. Friedrich der Große hatte das auch, sein Auge zwang den Willen der Menschen."

„Ich glaube, daß du recht hast, und wir müssen am Ende glücklich sein, daß wir nicht in jenen oberen Regionen leben; wir wären sonst vor nichts sicher."

„Sind wir auch nicht. Im absoluten Staat gehört alles dem König; er kann mir nicht bloß meine Frau nehmen, auch meinen Kopf."

„Das hat er schon," unterbrach meine Mutter und stand auf.

Als die Gäste fort waren und die Fenster, um frischer Luft willen, trotz der miteinströmenden Kälte weit geöffnet wurden, ging mein Vater, mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen, im Zimmer

auf und ab. Meine Mutter sah ihm eine Weile zu, dann sagte sie: „Nun Louis, du gehst ja auf und ab wie ein Sieger. Du bist wohl stolz darauf, daß du, wie Krause sagte, deinem Freunde Napoleon die dritte Frau angetraut hast!“

Mein Vater nickte.

„Merkst du denn nichts?“ fuhr sie fort, „gar nichts? Einen Tag fragen sie dich nach der Einwohnerzahl von Buxtehude, den andern Tag wollen sie wissen, was mehr sei, das Eichenlaub am roten Adlerorden oder die Schleife. Durchschaust du denn nicht diese Posse?“

Mein Vater nickte wieder.

„Ja, Louis, wenn du das alles durchschaust, dann begreife ich dich nicht, dann weiß ich nicht, warum du ihnen immer wieder den Gefallen tust.“

„Weil ich ein artiger Mann bin und guter Wirt.“

„Guter Wirt. Nun vielleicht. Aber das ist es nicht. Du hast bloß die grenzenlose Schwäche, deine Geschichten immer wieder anbringen zu wollen und bist schlimmer als die schlimmsten Anekdotenerzähler, die, wenn man ihnen sagt „kenn' ich schon,“ sich nicht stören lassen und ruhig weiter sprechen. Ist es nicht so? Hab ich nicht recht?“

„Ich glaube beinah, daß du recht hast. Aber

was tut das? ein jeder hat sein Steckenpferd, und wir wiederholen uns alle. Nimm mir's nicht übel, du wiederholst dich auch und betonst namentlich vieles . . ."

„Bitte, nichts davon."

„Außerdem aber nehme ich bei diesen Dingen alles Ernstes das für mich in Anspruch, daß ich in einem fort beflissen bin, nützliche Kenntnisse zu verbreiten. Ich bin kein elender Witz- und Wortspieljäger, ich kultiviere Historisches und helfe nach, wo nachzuhelfen ist. Und du wirst nicht bestreiten, daß die Summe historischer Kenntnis, namentlich bei den Studierten, ungemein gering ist. Das mit Bertrand . . . nun ja, vielleicht hätt ich anders antworten sollen, denn sie wollten mich vor dir in Verlegenheit bringen. Aber es ist ihnen nicht gelungen."

„Leider nicht. Und das ist das Schlimmste von der Sache."

Elftes Kapitel.

Was wir in Haus und Stadt erlebten.

Wie wir in unſerem Hauſe lebten, das zu zeigen, war Aufgabe der beiden vorigen Kapitel; in dieſem wird es ſich um Dinge handeln, die, wenigſtens zunächſt, nicht durch unſer Zutun geſchahen, ſondern von außen her an uns herantretend, das von uns geführte häusliche Leben nur begleiteten, beziehungsweiſe modelten. „Was wir in Haus und Stadt erlebten", habe ich drum als Überſchrift genommen.

Es war des Guten und Nicht-Guten gerade genug.

Im allgemeinen gilt das zwiſchen dem Sturze Napoleons und dem Tode Friedrich Wilhelms III. liegende Vierteljahrhundert als eine ereignisarme Stagnationsepoche, was, aufs Ganze hin angeſehen, auch mehr oder weniger zutreffen mag, gerade das halbe Jahrzehnt aber (1827 bis 32) das ich in Swinemünde verbrachte, brachte die Stagnation

unterbrechend, des Intereſſanten eine ganze Fülle: die Befreiung Griechenlands, den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, die Eroberung von Algier, die Juli-Revolution, die Losreißung Belgiens von Holland und die große polniſche Inſurrektion. Ich werde denn auch weiterhin in einiger Ausführlichkeit zu berichten haben, wie dieſe fernen Ereigniſſe die Bewohnerſchaft unſeres Hauſes berührten, vor allem aber mein eigenes junges Herz, das für ſolche Dinge von früh auf erglühte. Zunächſt indeſſen laß ich die Staatsaktionen aus dem Spiel und erzähle von dem, was ſich als Stadtereignis unter unſeren Augen zutrug. Allerdings trifft es ſich dabei ſo, daß ich, um der Chronologie willen, meine beſte Karte gleich zuerſt ausſpielen muß. Es war dies die Geſchichte von „Mohr und ſeiner Frau“.

Wer war Mohr?

Kutſcher Ehm hatte gleich am Tage nach unſerer Ankunft, als wir den erſten Umgang durch unſer Haus machten, die Frage geſtreift, war aber nicht weit damit gekommen, und erſt etliche Wochen ſpäter, als ich von ungefähr wieder den Namen „Mohr“ hörte, frug ich Ehm, was es damit ſei. Dieſer, der nur zu gerne davon ſprach, nahm mich auch gleich in mit ſeine Kammer hinein und während er ſich da an die Häckſellade ſtellte und zu ſchneiden be-

gann, ſaß ich auf einem Schemel neben ihm und hörte ſeiner Geſchichte zu. „Ja,“ ſo ſchloß er, (natürlich alles in Plattdeutſch) nach einer Weile, „ſo war das mit Mohr und ſeiner Frau. Die ſind nu beid' in Priſon, und die Frau is krank und verfallen und macht es woll nicht lange mehr, er aber, er is oben auf, und der alte Pietzker drüben meint auch, ‚ans Leben gingen ſie ihm nich.‘ Und das is auch richtig und is noch von anno 6 her. Da war er Soldat in Regiment Möllendorf und Napoleon, als es bei Jena nich recht weiter wollte, ſoll da ganz wütend geſagt haben: ‚wer is denn bloß der Kerl da? So was hab' ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht geſehn.‘ Und unſer König, als er wieder ein bißchen in Ruhe war, hat auch an Mohr'n ſchreiben laſſen, er könne ſich eine Gnade ausbitten. Und die Gnade, die hängt noch, die is noch nich 'runter, und deshalb ſagt Mohr immer: „ſie können nich, auch wenn ſie wollen; ich habe des Königs Gnade.“

Das klang ſoweit ganz gut, aber was dieſen Schlußworten Ehms vorausging, alſo die eigentliche Geſchichte, die klang ſchlimm, und es lief mir dabei kalt über den Rücken. Mohr war ein Mann von Mitte 40, ein guter Lichterſchiffer, der zwiſchen Stettin und Swinemünde fuhr und immer allerhand Kaufmanns-

waren mitbrachte, womit er dann Handel trieb. Er spielte sich auf den alten Soldaten aus, hielt auf Ordnung und Anstand und war groß und stark und wohlgelitten. Und auch gegen seine Frau lag nichts vor. Aber mit einem Male war er doch unter Bilanz oder vielleicht war es auch bloß, daß er seine Habgier nicht bezwingen konnte, kurz und gut, als er in Erfahrung gebracht hatte, die Witwe Lassahn, die mit einer jungen blonden Person am Rathausplatze wohnte, habe 100 Tlr. in ihrem alten Uhrschrank versteckt, war es beschlossene Sache; die alte Frau mußte sterben und die junge Person mit. Mohrs Frau war mit einverstanden, ja einige sagten, sie sei schuld. Das war wohl so um Fastnachten Anno 26. Mohr kam von Stettin zurück und legte am Bollwerk an, grad gegenüber von dem Olthoffschen Gasthof. Es war schon dunkel. Und so ging er denn zu der Witwe Lassahn und sagte dieser, sie solle nach dem Lichterschiff schicken, da sei seine Frau und warte und werde dem Mädchen den Sack Kaffee geben, den er für sie mitgebracht habe. Das Mädchen ging denn auch. Und nun war er allein mit der Alten. Mit der war er rasch fertig. Aber bald danach kam die junge blonde Person vom Bollwerk zurück. Was nun geschah, das weiß man bloß aus Mohrs eigener Beichte,

wenn er mitunter, von furchtbarer Angſt gepackt, nach dem Geiſtlichen rief oder nach Juſtizrat Kirſtein, dem er alles ſagen wolle. So ſtark er war, er hätte ſie nicht bezwungen, wenn ihm ſeine Frau nicht zur Hilfe gekommen wäre: das war ſo der Hauptinhalt der Geſchichte. Ich kenne auch die Einzelheiten, aber ich erzähle ſie nicht. Nur ſoviel hier, ſie geben ein furchtbar anſchauliches Bild von der Macht und Kraft der Verzweiflung. Alle ſollten ſich das in allen Lebenslagen geſagt ſein laſſen, auch im Leben der Völker. An Verborgenbleiben oder an Ablenken auf andere war nicht zu denken und eh' ein Tag um war, waren Mohr und Frau in Feſſeln. Darüber waren nun beinah anderthalb Jahre vergangen und noch immer ſchwebte die Sache. Sonderbarerweiſe kann ich mich nicht entſinnen, damals unter einem beſonderen Angſtgefühle geſtanden zu haben, auch nicht einmal, als ich eines Tages, ſchon bei Dunkelwerden, an dem mit Eiſentraillen verſehenen Rathausgefängnis vorüberging und die Straßenjungen mir zuriefen: „Kuck, da ſitzt Mohr.“ Aus dieſer meiner vergleichsweiſen Ruhe wurde ich erſt aufgeſtört, als es an einem Sonnabend, ich glaube es war im Frühjahr 28, hieß: „heute ſind ſie gekommen.“ Die, die gekommen ſein ſollten, waren der Scharfrichter und ſeine Knechte. Es

hatte auch ſeine Richtigkeit damit, wovon ich mich bald ſelbſt überzeugen ſollte. Jeden nachmittag machten wir, mein Bruder und ich, einen Spaziergang an dem ſchon in den Dünen gelegenen Kirchhof vorüber, auf den Strand zu. So auch an jenem Sonnabend. Der Kirchhof lag bereits hinter uns, und das Meer, wenn der Weg etwas anſtieg, blitzte ſchon hier und da vor uns auf, als wir plötzlich einer Anzahl von Leuten anſichtig wurden, die, links ab vom Wege, in einer von Strandhafer überwachſenen Dünenſchlucht ein ſonderbares Gerüſt aufſchlugen, nicht viel größer als ein großer Tiſch. Sie klopften gerade große Nägel, mit Eiſenringen daran, in die Bretter des Podiums, darauf außerdem noch Holzklötze ſtanden, ein halbes Dutzend oder ein paar mehr. Die Leute aber, die dabei beſchäftigt waren, waren nicht Zimmerleute, ſondern die, von denen es hieß „daß ſie gekommen ſeien“. Sie ließen ſich nicht ſtören, und wir unſererſeits, nachdem wir das unheimliche Bild uns eingeprägt, gingen raſch weiter auf den Strand zu, wo der Blick aufs Meer uns wieder frei machte.

Gegen Dunkelſtunde waren wir, auf einem Umwege, wieder in unſerer Wohnung zurück; aber da wurde nicht viel von dem, was bevorſtand, geſprochen, und erſt am Abend erfuhren wir, daß

mein Papa mit dabei sein werde und das Kommando habe. Richtig, es war so. Als großer stattlicher Mann und 1813er war er ausersehen, an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu marschieren und draußen, vor Beginn der Exekution, das Schaffot mit seinen Leuten kreisförmig zu umstellen.

Als der Montag da war, ich hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sah ich denn auch meinen Vater in Pontifikalibus. Er hatte einen Hut mit einer Feder auf und trug einen kolossalen Schleppsäbel, dessen blanke Messingscheide mir noch in diesem Augenblicke vor Augen steht. Die Freiwilligenbüchse, die keine Büchse war, hatten ihren verstaubten Platz zwischen den Flurschränken nicht verlassen, denn, als Offizier, war es sein Recht und seine Pflicht, nur den Säbel zu führen. Wir Kinder schlichen uns bis in die Nähe des Rathausplatzes, von wo aus der Zug sich alsbald in Bewegung setzte, erst eine Abteilung Schützengilde, dann die Schleife mit den beiden Verurteilten, rechts und links von ein paar der besten Schützen begleitet; abschließend dann die gesamte bewaffnete Bürgerschaft. Die Stadt war wie ausgestorben, alles draußen oder im Gefolge. Wie die letzten außer Sicht waren, zogen wir uns in unser Haus zurück. Einige befreundete Damen begleiteten meine Mutter, die merkwürdig ruhig

war; sie fand alles, was vorging, nur in der Ordnung, Aug um Auge, Zahn um Zahn, und ließ den Damen, die mit bei uns eingetreten waren, ein Glas Portwein reichen. Dann sprach sie von ganz anderen Dingen; sie wollte falsche Sentimentalität nicht aufkommen lassen und hatte recht wie immer.

Inzwischen gingen die Dinge draußen ihren Gang. Mit der Frau ging es rasch. Dann kam Mohr an die Reihe. Man legte ihn auf die Klötze — denn die vorzunehmende Prozedur war die des Räderns — und schob ihm dann einen zur Schleife geschlungenen Strick rasch um den Hals, der nun, durch die Ringe hindurch, von zwei Seiten her fest angezogen werden sollte. Das war, damit er fester liege; aber eigentlich war es, um der Qual ein rascheres Ende zu machen; ein sehr zu billigendes Verfahren. Im selben Momente jedoch, wo die Knechte, die es gut meinten, den Strick scharf anzogen, riß dieser von der dabei angewandten Gewalt, und Mohr, der bis zum letzten Augenblicke den unsinnigen Glauben an seine Begnadigung „noch von Jena her“ festgehalten hatte, richtete sich auf, fixirte den neben ihm stehenden Scharfrichter und sagte mit einem grausigen Freudenausdruck im Auge: „Wat wird nu aus Muhr'n?“

Er hatte nicht lange zu warten. Eine neue, ſich um ſeinen Hals legende Strickſchleife war die Antwort auf ſeine Frage.

Gegen 11 waren alle von der Exekution zurück, mein Vater in ſichtlicher Erregung, aber dieſe doch auch wieder gedämpft durch das Gefühl der verantwortlichen Kommandorolle, die ſein Teil bei der Sache geweſen war. Er erzählte den Hergang ziemlich ruhig, nur mit beſonderer Betonung einzelner franzöſiſcher Wörter wie Maſſacre, Sangfroid, pitoyable, zu denen er immer griff, wenn er etwas ſcharf markieren wollte. Mir war zu Mut als ob wenigſtens ein Unwetter heraufziehen oder eine Sonnenfinſternis ſtattfinden müſſe; es kam aber nichts derart, und in verhältnismäßig kurzer Zeit — was mit dem langen Schweben des Prozeſſes zuſammenhängen mochte — war alles vergeſſen.

Indeſſen bei dem geringſten Anſtoß, und der kam öfter als mir lieb war, war die Sache doch wieder da. Das Mohrſche Ehepaar hatte einen Sohn hinterlaſſen, einen ſchwarzen, etwas ſonderbaren Jungen in meinem Alter, der wie ein Igel ausſah, ſo ſtanden ihm die kurzen ſtarren Haare vom Kopf ab. Er merkte auch, daß ich ihm nach Möglichkeit aus dem Wege ging, aber er war mir darum nicht gram, denn er hatte bei den Begegnungen doch wohl

herausgefühlt, daß sich in mein Entsetzen die Teilnahme über sein Geschick einmischte.

Schließlich war ich wohl nur noch der Einzige, der sich mit der Sache, wenigstens vorübergehend, beschäftigte. Und das kam so. Jahrelang hatte das kleine Staketenzaun-Haus, drin der Mord geschehen war, leer gestanden, und die Blumen in dem halb verwilderten Vorgarten blühten für Niemanden. Da, im Sommer 30, als ich bei untergehender Sonne mit meinem Papa vom Seebade zurückkam und bei der Gelegenheit auch den Rathausplatz und das Staketenzaun-Haus passierte, sah ich mit einem Male, daß die bis dahin geschlossenen grünen Jalousieen aufgemacht und die kleinen Fenster des Wohnzimmers geöffnet waren. An einem derselben aber saß ein Gerichts-Aktuarius, ein fideler Herr, den ich sehr gut kannte, und blätterte, während er Tabakswolken in die Luft blies, in einem vor ihm liegenden Aktenbündel. Er saß so, daß er eine gelbe Malvenstaude links und eine rote rechts hatte. Das Ganze war ein Bild äußersten Behagens. Ich wies darauf hin und sagte zu meinem Vater: „Das ist ja gerade die Stube . . .“ „Ja, das ist die Stube“ wiederholte er, „mein Geschmack wär' es auch nicht.“ Aber mit dieser kurzen Bemerkung war es abgetan, und ich empfand an jenem Tage zum ersten Male,

was ich seitdem so oft empfunden habe, daß es mit den Schreckensdingen eine eigene Bewandtnis hat, gerade so wie mit der Einwirkung von Sturm und Unwetter auf uns. Einige können bei Sturm nicht schlafen, andere aber schlafen dann am besten und wickeln sich mit einem ganz besonderen Behagen in ihre Decke.

* * *

Mein Vater, als wir vom Rathausplatze samt seinem, seine Pfeife schmauchenden Aktuarius wieder nach Hause kamen, erzählte natürlich von meinem Entsetzen über das wieder bewohnte Haus. Alle lachten mich aus, besonders die Dienstleute, und die gute Schröder sagte: „das fehlte auch noch, daß solch Kerl wie Möhr arme Leute um ihre Miete bringt.“ Ich mußte mir den Spott gefallen lassen, und mein Vater, der guten Schröder zustimmend, sprach von Weichlichkeit und Schwäche. Trotzdem traf es sich so, daß dasselbe Jahr noch, mir und meinem Angstgefühle zu einer Art Rechtfertigung verhalf und zwar war es mein Papa selber, den die längst abgetane Geschichte, sehr gegen seinen Willen, doch wieder gepackt haben mußte.

Der November hatte mit einem richtigen Nordwester eingesetzt und was nicht hinaus mußte, saß

am warmen Ofen. Mein Vater aber, der sich sagen mochte, daß sein Schimmel, der überhaupt immer über sein tun und lassen entschied, schon seit einer halben Woche nicht aus dem Stall gekommen sei, setzte sich in den Sattel und ritt auf den Strand zu. Spätnachmittag war es stiller geworden, und die Mondsichel stand schon blaß zwischen zerrissenem Gewölk, als er, die Dünen passierend, plötzlich in unmittelbarste Nähe der Stelle kam, wo sie „Mohr und seine Frau" eingescharrt hatten. Und jetzt sah er auch, dicht neben sich, den kleinen Schlängelpfad, der auf die Stelle zuführte. Da mit einem Male wollte der Schimmel nicht weiter, bog nach rechts hin aus und prustete und schäumte so, daß es die größte Mühe kostete, an der Stelle vorbeizukommen. „Ich wette, der Schimmel hat gewußt, da liegt Mohr; oder er hatte wenigstens die Witterung." Meine Mutter aber lachte: „Wenn sich doch alles so leicht erklären ließe. Du hast dich geängstigst, und als das Tier deine Angst merkte, da kam es auch in Angst. Ich glaube nicht an Spuk; aber eh' ich glaube, daß sich dein Schimmel um Mohr und seine Frau kümmert, da glaub' ich doch noch eher an den alten Geisler oben."

Die Schlußworte waren scherzhaft gemeint; ich nahm sie aber sehr ernsthaft und hörte nur heraus,

daß es mit dem alten Geisler doch auch etwas auf sich haben müsse. Trotzdem konnt' ich nicht davon lassen, mich immer wieder an die Stelle zwischen Ofen und Schrank zu setzen, von der es hieß, da sei er gestorben.

* * *

Die Geschichte mit Mohr blieb für mich das große Stadtereignis, und nur einzelnes, bei dem die Elemente eine Rolle spielten, prägte sich mir mit ähnlicher Lebendigkeit ein. Ein paar Vorkommnisse der Art will ich erzählen.

Es war ein sehr heißer Sommer, ich glaube 29 oder 30, und soweit sich's ermöglichte, waren wir im Freien oder machten auch wohl Partieen. Unter diesen war auch eine nach der Oberförsterei Pudagla, der, wie schon erwähnt, zu jener Zeit der Oberförster Schröder, ein Bruder unserer Mamsell Schröder, vorstand, ein vorzüglicher Herr, gütig, gewissenhaft, gastlich. Und eines Sonntags fuhren wir da hinaus: meine Mutter und ich und noch zwei jüngere Geschwister. Die Schröder blieb zu Haus, ich weiß nicht weshalb, ebenso mein Vater, der nicht dabei sein konnte, weil er „Wache" hatte. „Wache haben" war ein terminus technicus und hieß soviel, wie, statt des Gehilfen, der seinen

„freien Sonntag“ hatte, das Geschäftliche persönlich übernehmen, also statt seiner auf „Wache zu ziehn“. Mein Vater fand dies immer etwas „inferior“ für einen Mann von seinen Qualitäten, jedenfalls aber sehr langweilig, weshalb er nie unterließ, sich für die Nachmittags- und Abendstunden eine Spielpartie einzuladen. Da zu dieser, wenn irgend möglich, auch die beiden Doktoren der Stadt gehörten, so war er auf diese Weise ziemlich sicher, vor Mixturenmischen und ähnlichem bewahrt zu bleiben. Solche Einladung an zwei, drei Freunde war auch an dem hier zu schildernden Tage ergangen, wir aber fuhren in aller Frühe schon auf die Oberförsterei zu, denn es war ein weiter Weg, erst Ahlbeck, dann Heringsdorf, dann Gothen und zuletzt Pudagla selbst, das in einem weiten Bezirk kostbarer alter Buchen lag. Nach dem Strand hin, in einiger Entfernung, erhob sich der Streckelberg, der höchste Berg dieser Gegenden, zu dessen Füßen Vineta gelegen haben soll. Um 10 waren wir draußen, frühstückten und bewunderten zunächst ein junges Reh, das man in einem Abschlag des großen Gemüsegartens eingehegt hatte. Dann gingen wir zu Tisch. Gegen 4 Uhr, so war das Nachmittagsprogramm, wollten wir in den Wald und

dort Kaffee trinken. Es war inzwiſchen aber ſo heiß geworden, daß wir den Schatten des Hauſes vorzogen und uns in Flur und Küche vergnügten, bis wir aus des Oberförſters Munde hörten, daß ein ſchweres Gewitter im Anzuge ſei. „Dann wollen wir eilen," ſagte meine Mutter, „wir fahren gute 3 Stunden, bei Dunkelwerden vielleicht noch länger, und mein Mann wird in Unruhe ſein, weil er weiß, daß die Kinder ſich ängſtigen." Ob ſie dies alles glaubte, denn mein Papa ängſtigte ſich wenig um uns, weiß ich nicht. Der gute Oberförſter aber gab nach, und um 6 fuhr der Wagen vor. Ich kam vorn zu dem Kutſcher, einen Strauß mit Erdbeeren in der Hand, der mich zunächſt tröſtete. „Viel vor 9 kommt es nicht herauf" waren des Oberförſters letzte Worte geweſen, und er ſchien auch recht behalten zu ſollen. Wir litten zunächſt wenig von der Schwüle, bis wir, nach faſt anderthalbſtündiger Fahrt am Strand hin, in den Wald einbogen. Es war zwiſchen Gothen und Heringsdorf. Und nun änderte ſich die Situation ſehr ſchnell, denn kaum, daß wir unter den Bäumen waren, ſo fuhr auch ſchon ein heller Blitz durch das Dunkel. Von Donner hörten wir nichts. In der Tat, es war zunächſt nur Wetterleuchten, aber von ſolcher Intenſität, daß der

Wald wie in Feuer ſtand. Die Pferde wurden immer unruhiger, und als wir bis an die erſten Häuſer von Ahlbeck gekommen waren, wandte ſich der Kutſcher in den Fonds des Wagens hinein und fragte, ob wir nicht vor dem Dorfkruge halten und das Wetter abwarten wollten. Aber meine Mutter, in der ihr eigenen Reſolutheit, wollte davon nichts wiſſen. „Nur zu“. Und ſo ging es denn weiter. Zunächſt zwiſchen den Häuſern und Hütten hin und dann wieder in den jenſeits des Dorfes ſich fortſetzenden Wald hinein. Das Wetter hielt ſich noch immer, und erſt als wir wieder im Freien und ſchon in Nähe des zwiſchen den Dünen gelegenen, mehrerwähnten Kirchhofs waren, hörten wir ein dumpfes Rollen und ſahen wie ſich etliche, vereinzelt umherſtehende Kiefern im Winde zu beugen begannen. Es war ſicher, das Losbrechen war nur noch eine Frage von Minuten. „Vorwärts“. Aber die Pferde konnten kaum noch, und immer langſamer mahlte der Wagen in dem tiefen Sande. Trotzdem ſchien alles gut für uns ablaufen zu ſollen, das Unwetter gab uns erneuert eine Friſt, und als wir unſer Haus und die Kirche ſchon in Sicht hatten, war noch kein Tropfen Regen gefallen. Im ſelben Augenblicke jedoch, wo wir hielten, gab es Blitz

und Schlag zugleich, so mächtig, daß wir erschreckt in unsere Sitze zurückfielen; es mußte ganz in der Nähe eingeschlagen haben, und wolkenbruchartig stürzte der Regen auf uns nieder.

In der Gehilfenstube, soviel sahen wir wohl, war Licht, aber niemand kam, um uns behilflich zu sein, und zu rufen oder mit der Peitsche zu knipsen, konnte bei dem Wetter, das tobte, nicht viel helfen. Ich sprang also vom Bock und half meiner Mutter und den Geschwistern so gut es ging, aber trotzdem, als wir kaum zwei Minuten später in den dunklen Hausflur eintraten, waren wir total durchnäßt und stapften auf den Fliesen umher, um den Regen abzuschütteln. Aus der Küche kam jetzt eins der Mädchen, einen Blaker in der Hand. „Gott, Madame . . .“ Aber unser in seine Whistpartie vertiefter Vater erschien noch immer nicht und wurde erst sichtbar, als meine Mutter, die mit einem Male klar in der Sache sah, die zur Gehilfenstube führende Tür hastig aufriß und mit nicht mißzuverstehender Ausgesprochenheit hineinrief: „Guten Abend, Louis; wir sind da.“

„Nun, das ist ja gut; eben muß es eingeschlagen haben.“

Und während er diese Betrachtungen anstellte, legte er die letzten Trumpfkarten auf den Tisch und

ſagte: „drei Trick, macht einen Rubber von 7; Doktor, Sie geben.“

An Begrüßung war nicht zu denken, und meine Mutter zog ſich empört in ihre Stube zurück.

Und nun ſollten wir zu Bett gebracht werden; ich bat aber aufbleiben zu dürfen, was mir auch gewährt wurde. Das Gewitter — eins von den ganz ſchweren, wie ſie ſich auf Inſeln einſtellen, wo der einſchließende Waſſergürtel ſie feſthält — nahm inzwiſchen ſeinen Fortgang. Mich fröſtelte, und ich wußte nicht recht, wo ich hin ſollte. Da ſtahl ich mich unbemerkt wieder nach vorn in die Stube, wo die vier Whiſtſpieler noch immer ſaßen und dann und wann in ihrer Spielerregung ſo ſcharf auf die Tiſchkante ſchlugen, daß die Glasmanſchetten auf den Meſſingleuchtern ſchwirrten und klirrten. Die Lichter waren faſt ſchon niedergebrannt. „Ich denke noch einen Rubber.“ Und dabei fuhr mein Vater mit dem Daumen über die Seitenwand der wieder zuſammengerafften Karten. „Nimm ab, Werkenthin.“ Ein greller Schein leuchtete durch die Ritze der Fenſterladen, und mir war als müſſe der Blitz zwiſchen die Spieler fahren. Das Wetter war aber ſchon im Schwinden, und ich ging in meine Kammer, wo meine Geſchwiſter bereits ſchliefen. Was eine halbe Stunde ſpäter drüben auf der andern

Seite des Flurs zur Sprache kam, lag mir zum Glück außer Hörweite.

* * *

Wenn ich nicht irre, war es in demſelben Jahre, daß die Herbſttage mit ſtarkem Sturm einſetzten, und als wir Kinder eines Abends auf Schemeln und Fußbänken in der Küche ſaßen, um uns an dem großen Herdfeuer zu wärmen, erſchien mit einem Male mein Vater und ſagte: „Nun wird es Ernſt; der Wind ſteht gerade auf die Molen, und kein Tropfen Waſſer kann heraus. Bleibt es ſo, ſo können wir morgen Kahn fahren oder vielleicht ſitzen wir auch auf dem Dach.“ Er glaubte es alles ſelber nicht recht, aber etwas, was vom Alltäglichen abwich, in Sicht zu ſtellen, war ihm ein beſonderes Vergnügen, und wir Kinder waren, wenigſtens in dieſem Stück, alle ſo ſehr nach ihm geartet, daß wir ihm Dank dafür wußten und unſere Mutter nicht begriffen, die von ſolcher Phantaſiebelaſtung nie was wiſſen wollte.

„Können wir untergehen?“ fragte ich.

„Ja, mein lieber Junge, wer will ſo was ſagen. Möglich iſt alles. Übrigens iſt es ein Glück, daß unſere Küſte den Alluvial-Charakter hat, kein

ewiges Rumoren in der Erde, nichts Feuerſpeiendes. Andre Gegenden ſind ſchlimmer daran. In Caracas, einer ſüdamerikaniſchen Stadt, deren Einwohnerzahl nicht genau feſtſteht, hat neulich eine Welle eine franzöſiſche Brigg gepackt und von der Rhede her auf den großen Marktplatz der Stadt geſtellt. Und dann zog ſich die Welle wieder zurück und ließ die Brigg genau da, wo ſie ſtand, ſo daß die Bewohner von Caracas hinaufſteigen und den franzöſiſchen Kapitän beſuchen konnten. Das iſt aber nur, weil da alles vulkaniſch iſt; gerade da, wo das Schiff vor Anker lag, ging es los, eine ſogenannte Eruption.“ Er ſprach dann noch eine Weile ſo weiter und hinterließ uns in einem ſehr aufgeregten Zuſtande. Dann und wann, wenn ein Windſtoß kam, fielen große Stücke Ruß aus dem Rauchfang auf den Herd, und wenn dann die glimmenden Scheite aufflackerten und auseinanderflogen, fuhren wir zuſammen, und ich meinerſeits dachte: „Wenn es hier doch vielleicht vulkaniſch wäre!“

Wie die Nacht verging, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich, daß wir am andern Tage ſehr enttäuſcht am Frühſtückstiſche ſaßen. Der Wind, ein richtiger Nordweſter, war ganz nach Weſten herumgegangen, die Stauung hatte aufgehört, und das Waſſer im Strom ſtand nicht viel höher als

gewöhnlich. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als unsere Mappen zu packen und unsern Schulgang ganz alltäglich zu Fuß anzutreten, während wir doch mit Sicherheit darauf gerechnet hatten, in einem Boot in die Schule fahren und unterwegs bei Bäcker Woltermann unsere Frühstücksbrötchen kaufen zu können. Ein kleiner romantischer Hang saß uns allen tief im Geblüt und blieb uns auch für manches weitere Jahr. 1848, wo wir Kinder doch alle schon erwachsen waren, kriegten wir noch einmal einen starken Anfall von dieser Lust am Abenteuerlichen. Wir lebten damals im Oderbruch und verfolgten die durch die Märztage auch in der Provinz Posen heraufbeschworenen Vorgänge. Eines Tages hieß es: „Die Polen kommen; sie stehen schon südlich von Küstrin und wollen auf Berlin zu, um mit dem Berliner Volk zu fraternisieren.“ Ich hielt es eigentlich für Unsinn, trotzdem regte mich die Nachricht angenehm auf, meine Geschwister noch viel mehr, und alle Stunden gingen wir auf die höchstgelegene Bodenstube, um von dort aus Ausschau zu halten. Als es zuletzt hieß „sie kommen nicht,“ waren wir eigentlich traurig; Confederatka, rote Schärpe, Übungsversuche im Französischen, all das wäre doch mal was anderes gewesen.

Ach Gott, wie einem die Tage
Langweilig hier vergehn,
Nur wenn sie einen begraben
Bekommen wir was zu sehn . .

Es liegt eine furchtbare Wahrheit in der Einsamkeits- und Verlassenheitsstimmung dieser Heineschen Strophe. Wir wenigstens waren damals ihrer Wahrheit untertan.

* * *

Zwei Jahre später, Anfang Januar 32, hatten wir wieder ein am Strom spielendes Ereignis. Aber diesmal war es keine Sturmflut, sondern ein kleines Eis-Abenteuer. Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde gewesen, und das Eis, das schon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte sich wieder gelöst und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootverkehr nach der Insel Wollin hinüber nicht hinderten, flußabwärts dem Meere zu. Silvester war wie herkömmlich gefeiert worden, und für den zweiten Januar stand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz besonders viel versprach: mein Freund Wilhelm Krause, der schon als Schüler und Pensionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeschule besuchte, mußte

am 3. Januar wieder in Berlin sein und seitens seines Vaters, des Kommerzienrats, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen, bis nach dem jenseitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrpost ging, das Geleit zu geben. In einem sichren Eisboote wollte man, zwischen den Schollen hindurch, die Partie machen, alles in allem 8 Personen: erst zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrat und sein Sohn, dann Konsul Thompson und Sohn und schließlich mein Vater und ich. Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal weil es was Apartes war und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Aussicht stand. Es verlautete nämlich, daß drüben im Fährhause gefrühstückt und wir drei Jungens mit Eierpunsch und holländischen Waffeln regaliert werden sollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erschien, mich ausschließlich an den Eierpunsch zu halten, blieb aber später nicht auf der Höhe dieses Entschlusses. Um 9 sollte das Boot von „Krausens Klapp" abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenschein bereits überzeugt hatte, daß der über Nacht eingetretene starke Frost die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Wasserläufe dazwischen

mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf sich gehabt, im Gegenteil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker gewesen wäre; sie war aber sehr dünn und so standen wir vor der Erwägung, ob ein Überschreiten des Flusses überhaupt möglich sei. Der Kommerzienrat, dem daran lag, keine Schulversäumnis eintreten zu lassen, war entschieden für das kleine Wagnis, und als die in langen Pelzjacken dastehenden Bootsleute dies erst sahen, meinten sie sofort auch ihrerseits „es werde schon gehen, und wenn was passiere, so wäre es auch so schlimm nicht ... ein bißchen naßkalt ...“ „Ja, Kinder,“ sagte Thompson, „wie denkt ihr euch das eigentlich? Das heißt doch soviel wie 'reinfallen und da hat man seinen Schlag weg, man weiß nicht wie. Oder die Eisscholle schneidet einem den Kopf ab.“

„Ih, Herr Konsul, so schlimm wird es ja woll nich kommen.“

„Ja, so schlimm wird es ja woll nicht kommen, ... das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Trost nehmen. „Oskar ...“ und dabei nahm er seinen Jungen bei der Schulter „wir zwei bleiben hier; Onkel Krause ist ein Windhund, der kann es riskieren. Und du Bruder, wie steht es mit dir?“

Diese Schlußworte richteten sich an meinen Vater, der ohne weiteres erklärte, Thompson habe

recht. In diesem Augenblick aber traf ihn ein so wehmütiger Blick aus meinen Augen, daß er ins Lachen kam und hinzusetzte: „Nun gut, wenn der Kommerzienrat dich mitnehmen will, meinetwegen... ich bin der Schwerste von euch allen . . . und von Verpflichtung kann keine Rede sein, eher das Gegenteil . . .“ Und bei diesem Entscheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem 8 oder 10 Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging vorauf, an dem nachschleifenden Tauende aber hielt sich der Kommerzienrat mit der Linken, während er seinen Jungen an der andern Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite Bootsmann, ähnlich ausgerüstet, aber statt des Taus mit einer Eispieke, dran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht sehr gefährlich. Die beiden Bootsleute waren immer vorauf und erfüllten mich mit dem angenehmen Gefühl, „wenn die überfrorne Stelle den Bootsmann getragen hat, dich trägt sie gewiß.“ Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom so stark ging, daß nicht einmal Schülbereis das Wasser bedeckte, aber solche freie Strömung war immer nur zwischen zwei verhältnismäßig naheliegenden Eisschollen, so daß das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen

Übergang von einer Scholle zur andern zu ſchaffen. War er drüben, ſo reichte er mir die lange Piekenſtange oder richtiger hielt die Stange ſo, daß ſie mir als ein Geländer diente. Kurzum, ich empfand nur ſoviel von Gefahr, wie nötig war, um den ganzen Vorgang auf ſeine höchſte Genußhöhe zu heben, und als ich, nach dem Frühſtück drüben, wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und ſchritt in gehobener Stimmung auf unſer Haus zu, wo meine Mutter, die von einem ſehr erregten Geſpräch zu kommen ſchien, ſchon im Flur ſtand und mich erwartete. Sie küßte mich mit beſonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinüberſehend, und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

„Nein," ſagte ich „es gab Eierpunſch und Waffeln, und ich wollte auch welche für die Geſchwiſter mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr."

„Ich weiß ſchon. Du biſt deines Vaters Sohn."

„Da hat er ganz gut gewählt," ſagte mein Vater.

„Meinſt du das wirlich, Louis?"

„Nicht ſo ganz. Es war nur eine façon de parler."

„Wie immer."

Zwölftes Kapitel.

Was wir in der Welt erlebten.

Das waren so die Dinge, die uns die Stadt erleben ließ, aber auch was draußen in der Welt geschah, war für uns da, nicht zum wenigsten für mich. Ich hatte von früh an einen Sinn für die politischen Vorgänge, wie sie mir unsere Zeitung vermittelte. Bis zu meinem zehnten Jahre freilich blieb mir diese Lektüre, wenn nicht absichtlich, so doch tatsächlich vorenthalten, was denn zur Folge hatte, daß mir die geschichtlichen Ereignisse der zwanziger Jahre: die Freiheitskämpfe der Griechen, samt dem sich anschließenden russisch türkischen Kriege, lediglich durch eine Jahrmarkts-Schaubude zur Kenntnis kamen. Alle diese augenblendenden, immer wieder in gelb und rot und nur ganz ausnahmsweise (wenn es Russen waren) in grün auftretenden Guckkastenbilder taten aber, trotz all ihrer Gröblichkeit und Trivialität, oder vielleicht auch um dieser willen,

ihre volle Schuldigkeit an mir und prägten ſich mir derart ein, daß ich über die Perſonen, Schlachten und Heldentaten jener Epoche beſſer als die Mehrzahl meiner Mitlebenden unterrichtet zu ſein glaube. Griechiſche Brander ſtecken die türkiſche Flotte in Brand, das Bombardement von Janina (mit einer platzenden Rieſenbombe im Vordergrund) Marco Bozzaris in Miſſolunghi, General Diebitſch Sabalkanskis Einzug in Adrianopel, die Schlacht bei Navarino, — all das ſteht in einer Deutlichkeit vor mir, als wär ich mit dabei geweſen und läßt es mich nicht bedauern, meine früheſte zeitgeſchichtliche Belehrung aus einem Guckkaſten erhalten zu haben.

Von Sommer 1830 an trat aber die Zeitung an die Stelle des durch Beleuchtungskünſte verſchönten und vergrößerten Guſtav Kühnſchen Bilderbogens, und ich ſehe mich noch am Bollwerk ſtehen und auf das Anlegen der „Kronprinzeſſin Eliſabeth“, des von Stettin kommenden Dampfers warten, der täglich die Zeitungen mitbrachte. Mein Vater war natürlich auch mit an der Landungsbrücke, meiſt in Geſellſchaft von Freunden. Waren es nun Freunde von der „milderen Obſervanz“ d. h. ſolche von denen keiner nach dem in ziemlicher Nähe gelegenen Spiel-Pavillon hinüberlugte, ſo unterließ er's nicht, ſich ſofort in die Neuigkeiten zu verſenken, waren

aber umgekehrt etliche von den entſchloſſeneren Freunden zugegen, alſo von denen, deren Gedanken in derſelben Richtung gingen wie die ſeinigen, ſo tat er nur einen flüchtigen Blick in die Zeitung und übergab mir dann dieſe, mit der ich nun in fliegender Eile nach Hauſe ſtürmte. Der Gehilfe, den wir damals hatten, war mein guter Freund und brannte auf Neuigkeiten nicht viel weniger als ich, ja, hätte am liebſten gleich ſelbſt geleſen. Es war aber immer Mittagſtunde, wo ziemlich viel zu tun für ihn war und ſo fiel mir denn nicht bloß die Wonne des Leſens, ſondern ſogar die des Vorleſens zu. Hinter dem Rezeptiertiſche, wo man ſich vor Enge kaum drehen konnte, war doch noch, nahe dem Fenſter ein freier Winkel geblieben, in dem ein eingeſeſſener Binſenſtuhl gerade Platz hatte. Da ließ ich mich nun nieder, während ich die Füße zugleich auf einen etwas vorgezogenen Kaſten ſtemmte, von außen her aber, wo die dichtbelaubten Kaſtanien ſtanden, fielen die Lichter und Schatten auf das aufgeſchlagene Blatt. Und nun begann die Lektüre, die ſich, durch den ganzen Sommer hin, faſt ausſchließlich auf das unter der Überſchrift „Frankreich“ ſtehende beſchränkte. Polignacs Ordonnanzen intereſſierten mich wenig. Als dann aber die franzöſiſche Flotte unter Admiral Duperré vor Algier erſchien und die Be-

ſchießung anhob und dann General Berthézène mit ſeiner Diviſion den Kirchhof in Nähe der Stadt angriff und nahm und der Dey mit ſeinem Harem um freien Abzug bat, da kannte mein Entzücken keine Grenze, das auch nicht voll mehr erreicht wurde, als ich hörte, daß Karl X. geſtürzt und Louis Philipp König geworden ſei. Von großem Eindruck auf mich war erſt wieder die Nachricht, daß in Brüſſel bei Aufführung der „Stummen von Portici“ die Revolution ausgebrochen ſei und zwar gerade bei der Stelle „dem Meer-Tyrannen gilt die wilde Jagd“; ich fand dies unbeſchreiblich ſchön, vielleicht in der dunklen, für eine Poetennatur immerhin ſchmeichelhaften Vorſtellung, daß hier ein Lied eine politiſche Tat geweckt oder gezeitigt habe.

Das war der Sommer 30. Aber was war der Sommer gegen den Winter! Ende November brach, in Nachwirkung der Ereigniſſe in Frankreich und Belgien, die Inſurrektion in Polen aus. Großfürſt Konſtantin wurde flüchtig, und nachdem man auf beiden Seiten gerüſtet, kam es zu Beginn des folgenden Jahres zu den blutigen Schlachten bei Grochow und Oſtrolenka. Die Namen von damals prägten ſich mir ſo tief in die Seele, daß ich, als ich, ein Menſchenalter ſpäter, in den zufällig mir

zu Händen kommenden Briefen der Rahel Levin den Namen Skrzynecki und Rybinski begegnete, wie auf einen Schlag den Insurrektionskrieg von 30 und 31, einen der erbittertſten, die je ausgefochten wurden, wieder vor Augen hatte. Kein anderer Krieg, unſere eigenen nicht ausgeſchloſſen, hat von meiner Phantaſie je wieder ſo Beſitz genommen wie dieſe Polenkämpfe, und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Moſen) und dazu die Lieder aus Holteis „Altem Feldherrn", ſind mir bis dieſe Stunde geblieben, trotzdem die letztren poetiſch nicht hoch ſtehen. Viele Jahre danach, als ich, dicht am Alexanderplatz, eine kleine Parterre-Wohnung inne hatte, ſtellte ſich allwöchentlich einmal ein Muſikanten-Ehepaar vor meinem Fenſter auf, er blind, mit einer Klapptuba, ſie, ſchwindſüchtig, mit einer Harfe. Und nun ſpielten ſie: „Fordere niemand mein Schickſal zu hören" oder „Denkſt du daran, mein tapferer Lagienka". Ich ſchickte ihnen dann ihren Obolus hinaus und ließ ſie's noch einmal ſpielen und noch jetzt, ich muß es wiederholen, zieht, wenn ich die Lieder höre, die alte Zeit vor mir herauf, und ich verfalle in eine unbezwingbare Rührung. Ich erzähle das ſo ausführlich, weil ich — in gewiſſem Sinne zu meinem Leidweſen und jedenfalls in einem Wider-

ſtreit zu den poetiſchen Empfindungen, die mich damals beherrſchten und auch jetzt noch beherrſchen — die Bemerkung daran knüpfen muß, daß ich vielfach nur mit geteiltem Herzen auf Seite der Polen ſtand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewiſſes Engagement zu Gunſten der geordneten Gewalten, auch die ruſſiſche nicht ausgeſchloſſen, in mir verſpürt habe. Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber, und ich danke Gott, daß die Geſchichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menſchen gegeben hätte, die, mit Schiller zu ſprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen". So hat denn alles Einſetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächſt meine herzlichſten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldiſchen. Aber noch einmal, es läuft, mir ſelber verwunderlich, ein entgegengeſetztes Gefühl daneben her und ſolange die Revolutionskämpfe des ſicheren Sieges entbehren, begleite ich all dieſe Auflehnungen nicht bloß mit Mißtrauen (zu welchem meiſt nur zu viel Grund vorhanden iſt) ſondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht ſagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Miß-

billigung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir insoweit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß, und in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300,000 Mann, daß sie mit 30,000 Mann schnell fertig werden, und wenn die 30,000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmäßig, und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswert, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen, es kommt mir nicht auf Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl

sonst noch in einer auf freies Empfinden Anspruch machenden Seele vorfinden mögen.*)

Ein Jahr lang dauerte der polnische Insurrektionskrieg, während welcher Zeit ich mich zu einem kleinen Politiker herangelesen hatte. Namentlich in Herzählung der alle vier Wochen im Ober-Kommando wechselnden polnischen Generale, kam mir niemand

*) Ich habe in vorstehendem den Grund für meine geteilten Sympathien in einem gewissen Ordnungssinne gesucht, in einem an die Zahl, bez. die Machtüberlegenheit zu stellenden natürlichen Anspruch. Und es liegt in der Tat so. Wenn sich zwei Jungen auf der Straße schlagen und der ganz Kleine siegt über den ganz Großen, so freuen wir uns über den Kleinen, ärgern uns aber über den Großen dermaßen, daß die dem Kleinen zu gute kommende Freude sehr erheblich beeinträchtigt wird. Also noch einmal, wir ziehen aus dem Machtverhältnis ganz bestimmte Konsequenzen. Aber vielleicht spielt in dieser Frage auch noch ein anderes, aufs Moralische hin angesehn ganz gleichgültiges Moment mit, dessen trotzdem hier gedacht werden muß: die Macht der rein äußerlichen Erscheinung. Friedrich Wilhelm III., als es sich um den Einzug in Paris handelte, wollte von der Heranziehung des Yorkschen Korps, das doch die Hauptsache getan hatte, zu diesem Einzugszwecke nichts wissen, weil die Hosen der Landwehrleute zu sehr zerrissen waren. Manche hatten gar keine Hosen mehr und deckten ihre Blöße nur noch mit ihrem Mantel. Der König ist oft dafür getadelt worden, ich meinerseits aber habe mich immer auf seine Seite gestellt. Das Ästhetische hat eben auch sein Recht, mitunter sogar ein weit- und tiefgehendes, trotzdem

gleich, was natürlich für meine Beſcheidenheit nicht ſehr förderlich war. Doch ſtand es wohl nicht allzu-ſchlimm damit; in all meiner Eitelkeit war ich doch immer zunächſt bei der Sache.

* * *

Herbſt 31 ſah ſich die Revolution beſiegt, aber ein neuer ſchlimmerer Feind war inzwiſchen herauf-geſtiegen und näherte ſich von Oſten her unſern Grenzen: die Cholera. Vorbereitungen zur Abwehr derſelben wurden getroffen, natürlich (wie immer) auch bewitzelt, und als der alte Geheimrat Ruſt Abſperrungsmaßregeln vorſchlug, erſchien eine Berliner Karrikatur, die den alten Ruſt, bei voll-kommenſter Porträt-Ähnlichkeit, als Sperling (aber mit einem doppelten r geſchrieben) darſtellte. Da-runter ſtand: „Passer Rusticus, der gemeine Landſperrling". Indeſſen, es half zu nichts; es

ich nicht verkenne, daß dabei ſchließlich ein Dorfſpitz heraus-kommen kann, der wohlgekleidete Lumpe paſſieren läßt und ehrlich Leute, die gerad um ihrer Tugenden willen in Lumpen gehn, anbellt. Bedarf das der Abſtellung, muß das aus unſerer Seele heraus, ſo müſſen wir nach ganz anderen, von der Erſcheinung abſehenden Prinzipien erzogen werden und es lernen, unter allen Umſtänden immer nur das Eigentliche, den Kern der Sache zu befragen. Davon ſind wir aber vor-läufig noch weit ab.

blieb bei der Abſperrung und auch nach Swinemünde hin wurde Militär detachiert, um dort einen Kordon zu ziehen. Im Sommer eben genannten Jahres (1831), an einem glühend heißen Tage, traf ein Bataillon vom Kaiſer Franz Regiment bei uns ein. Die Grenadiere hatten, von Wollin her, einen 4-meiligen Marſch durch ſandige Kiefernheide machen müſſen und kamen ziemlich marſchmüde an, trotzdem ſie ſich, während der Bootfahrt von einem Flußufer zum andern, wieder erholt hatten. Wir Jungens ſtanden am Bollwerk und ſtaunten die ſchönen großen Leute an, an die zunächſt Quartier-Billets verteilt wurden. Mein Freund Oskar Thompſon und ich hatten uns etwas vorgedrängt und ſtudierten die Achſelklappen.

„Haſt du es 'raus?“ fragte ich.

„Ja,“ ſagte Thompſon, „es iſt ein „R“ und heißt Rex.“

„Unſinn. Du mußt doch wiſſen Kaiſer Franz. Kaiſer und Rex geht nicht.“

„Na, denn ſage 'was Beſſeres.“

„Es heißt Franciscus Imperator. Es iſt ein „F“ und ein „I“ . . .“

„Nein, mein junger Freund,“ ſagte jetzt, ſich raſch umwendend, der die Kompagnie führende Hauptmann, ein ſehr gütig ausſehender Herr, mit goldner

Brille; „es ist kein „J“, sondern eine römische I und es heißt: Franz der Erste.“

Mir schoß das Blut in die Stirn, und ich zog mich, unsicher, ob ich ihm vielleicht danken müsse, verlegen zurück. Gleich danach aber sah ich, wie der Hauptmann einen jungen Offizier, der kaum 20 sein mochte, heranrief und mit diesem ein paar Worte wechselte. Dieser junge Offizier wurde bald der Liebling aller Damen und ein Gegenstand ihrer lebhaften Neugier. Er hieß von Witzleben und war der Sohn des Obersten von Witzleben, der, damals in Dresden wohnend, unter dem Namen A. W. Tromlitz seine im Walter Scott-Stil gehaltenen Romane schrieb. Er (Tromlitz) war als Schriftsteller sehr gefeiert, mehr als wir uns das heute denken können, sein Sohn aber wurde später mein besonderer Gönner, eine Gönnerschaft, der er, in dem von ihm redigierten Militär-Wochenblatt in anerkennenden Worten über meine die Kriege von 1864, 66 und 70 behandelnden Bücher Ausdruck gab. Er ist darin, als Militär, einzig dastehend geblieben, weil die militärischen Fachleute gegen die Schreibereien eines „Pequin“ ein für allemal eingenommen sind. Ob sie darin recht haben? Ich glaube nicht, wenigstens nicht ganz. Alle diese Dinge liegen mir jetzt weit zurück, und der Wert oder Unwert dessen, was ich

damals über unsre Kriege geschrieben habe, bedeutet mir nicht viel mehr. Ich darf auch hinzufügen, daß ich, auf jedem Gebiete, für Autoritäten bin, also, was so ziemlich dasselbe sagen will, das Urteil von Fachleuten bevorzuge. Trotzdem können auch Fachleute zu weit gehen, wenn sie Verständnis für ihre Sache für sich ausschließlich in Anspruch nehmen. Es gibt konventikelnde Leineweber, die die Predigt eines Ober-Konsistorialrats sehr wohl beurteilen können, und es gab immer Farbenreiber, die sich sehr gut auf Bilder verstanden. In neuerer Zeit sind Auktionskommissarien an ihre Stelle getreten. Es liegt auf militärischem Gebiete nicht viel anders, wenn es überhaupt anders liegt, dessen sind die Revolutionskriege, die seit hundert Jahren geführt werden, ein beredter Zeuge. Heute noch Kellner oder Friseur und nach Jahr und Tag ein Schlachtenlenker. Und was in praxi hundertfältig geleistet wird, das kann doch auch auf theoretischem Gebiete nicht zu den Unmöglichkeiten zählen. Ich nenne hier, einschaltend, nur den Namen Bernhardi. Gewiß, die Laienschaft hat sich zunächst zu bescheiden, aber sie darf doch gelegentlich mitsprechen, ja selbst Vorzüge für sich in Anspruch nehmen: größere Freiheit und unbefangeneres in Rechnung stellen außermilitärischer Faktoren, vor allem der sogenannten Imponderabilien.

Im letzten ist Kriegsgeschichtsschreibung doch nichts anderes als Geschichtsschreibung überhaupt und unterliegt denselben Gesetzen. Wie verläuft es? Ein reiches Material tritt an einen heran, und es gilt unter dem Gegebenen eine Wahl zu treffen, ein „Für oder Wider" ein „Ja oder Nein" auszusprechen. Auch die Darstellung des Kriegshistorischen ist, zu sehr wesentlichem Teile, Sache literarischer und nicht bloß militärischer Kritik. Ordnen und aufbauen können, ist wichtiger als ein reicheres Wissens- und Erkenntnismaß und alles in allem kann ich nicht einsehen, warum es leichter sein soll über den Charakter Wallensteins, als über den Gang der Schlacht bei Großbeeren ins klare zu kommen.

* * *

Mein Gönner von Witzleben — er war zuletzt General — hat sich's natürlich nicht träumen lassen, daß mich sein Wohlwollen zu solchen Betrachtungen hinreißen würde, vielleicht wär' er sonst ein wenig härter mit mir verfahren. Aber so oder so, ich kehre zunächst zum Jahre 30 und zu dem Bataillon vom Franz Regiment zurück, das damals „um Kordon zu ziehen und die Quarantäne zu sichern" in Swinemünde einzog. Das Bataillon blieb nicht

lange, wahrscheinlich weil man sich von der Nutzlosigkeit solcher Kordons überzeugt hatte; statt seiner aber erschien nun eine Batterie oder Halb-Batterie schweren Geschützes, bronzene Zwölfpfünder, von denen zwei auf die Molenköpfe geschafft und dort so gestellt wurden, daß sie den Hafeneingang bestrichen. Aber auch diese Zwölfpfünder kriegten nichts zu tun; sie standen da bis ins nächste Frühjahr hinein, wo dann Befehl kam, sie nach Stettin hin zurückzuziehen. Ehe dieser Befehl aber ausgeführt werden konnte, nahm der Kommandierende Veranlassung zur einer Dankesbezeugung für die Gastfreundschaft, die die Swinemünder gegen ihn und seine Offiziere geübt hatten. Er erließ Einladungen an die Honoratioren, sich auf der diesseitigen Mole zu versammeln, um dort einem von ihm zu veranstaltenden Schießversuche beizuwohnen. Auch mein Vater war draußen und hatte mich mitgenommen, weil er sehen wollte, welchen Eindruck das Schauspiel auf mich machen würde.

Die Luft war feucht und der Himmel grau. Alles fröstelte. Wir fanden, daß es etwas lange daure, denn die schräg vor uns stehende Sonne neigte sich schon dem Horizonte zu. Da plötzlich große Bewegung . . . ein donnernder Knall, und im nächsten Augenblicke brachen alle Versammelten

in ein ſtaunendes „Ah“ aus. Es war nämlich ein Ricochette-Schießen, was im Prinzip etwa dasſelbe bedeutet wie das „Butterſtullenwerfen“ auf einem Teich. Die mächtige Kugel ſetzte in Entfernung von 300 oder 500 Schritt zum erſten Mal auf und trieb eine Waſſerſäule, ganz nach Art eines Springbrunnenſtrahls in die Luft; dann folgte ein zweites und drittes Aufſetzen, bis die Waſſerſäulen immer kleiner wurden und ſchließlich die Kugel verſank. Ich hätte ſtundenlang dem entzückenden Schauſpiele zuſehen können. Aber es währte nur kurze Zeit. Als der Sonnenball über dem Waſſer hing, war alles vorbei, und man trat den Heimweg nach der Stadt an, wo den Offizieren und allen anderen, die mit draußen geweſen waren, bei Konſul Tompſon ein Abſchiedsſouper gegeben wurde. Viele Reden wurden gehalten, unter Ausdruck der Freude, daß die Cholera, ſo fatal ſie ſei, ſo liebe Gäſte gebracht habe. Zuletzt ſprach auch mein Vater und bemerkte in ſeiner launigen, wenn auch vielleicht anfechtbaren Weiſe: „was draußen auf der Mole die Kanone, das ſei drinnen in ſeiner Stadtapotheke der große Salzſäure-Ballon geweſen, unter deſſen Heranziehung er jeden Augenblick imſtande geweſen wäre, das bedrohte Swinemünde unter Chlor zu ſetzen.“

Meine Mutter — wie denn faſt alle Frauen

an den Reden ihrer Männer Anſtoß nehmen — war wenig erbaut von dieſem Toaſte; beſonders mißfielen ihr die chemiſch-pharmaceutiſchen Anſpielungen. Sie freute ſich zwar immer, wenn das Geſchäft blühte, hielt aber im übrigen nicht viel vom Metier.

Dreizehntes Kapitel.

Wie wir in die Schule gingen und lernten.

Als wir Johanni 27 in dem Hause mit dem Rieſendach und der hölzernen Dachrinne, darin mein Vater bequem ſeine Hand legen konnte, glücklich untergebracht waren, meldete ſich alsbald auch die Frage, „was wird nun aus den Kindern? In welche Schule ſchicken wir ſie?“ Wäre meine Mutter ſchon mit zur Stelle geweſen, ſo hätte ſich wahrſcheinlich ein Ausweg gefunden, der, wenn nicht aufs Lernen, ſo doch auf das „Standesgemäße“ die gebührende Rückſicht genommen hätte. Da meine Mama jedoch, wie ſchon erzählt, einer Nervenkur halber in Berlin zurückgeblieben war, ſo lag die Entſcheidung bei meinem Vater, der ſchnell mit der Sache fertig war und ſich in einem ſeiner Selbſtgeſpräche mutmaßlich dahin reſolvierte, „die Stadt hat nur eine Schule, die Stadtſchule, und da dieſe Stadtſchule die einzige iſt, ſo iſt ſie auch die beſte.“ Geſagt, getan; und

ehe eine Woche um war, war ich Schüler der Stadtschule. Nur wenig ist mir davon in Erinnerung geblieben: eine große Stube mit einer schwarzen Tafel, stickige Luft trotz immer offenstehender Fenster und zahllose Jungens in Fries- und Leinwandjacken, ungekämmt und barfüßig oder aber in Holzpantoffeln, die einen furchtbaren Lärm machten. Es war sehr traurig. Ich verknüpfte jedoch damals, wie leider auch später noch, mit „in die Schule gehen“ so wenig angenehme Vorstellungen, daß mir der vorgeschilderte Zustand, als ich seine Bekanntschaft machte, nicht als etwas besonders Schreckliches erschien. Ich ging eben davon aus, daß das so sein müsse. Als aber, gegen den Herbst hin, meine Mutter eintraf und mich mit den Holzpantoffeljungens aus der Schule kommen sah, war sie außer sich und warf einen ängstlichen Blick auf meine Locken, denen sie, in dieser Gesellschaft, nicht mehr recht trauen mochte. Sie hatte dann eines ihrer energischen Zwiegespräche mit meinem Vater, dem wahrscheinlich gesagt wurde, „er habe mal wieder bloß an sich gedacht“ und denselben Tag noch erfolgte meine Abmeldung bei dem uns schräg gegenüber wohnenden Rektor Beda. Dieser nahm die Abmeldung nicht übel, erklärte vielmehr meiner Mutter „er habe sich eigentlich gewundert . . .“

All das war nun ſoweit ganz gut, berechtigte Kritik war geübt und ihr gemäß verfahren worden, aber als es nun galt, etwas Beſſeres an die Stelle zu ſetzen, wußte auch meine Mutter nicht aus noch ein. Lehrkräfte ſchienen zu fehlen oder fehlten wirklich und da ſich, bei der Kürze der Zeit, noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, ſo wurde beſchloſſen, mich vorläufig wild aufwachſen zu laſſen und ruhig zu warten, bis ſich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelſte Nacht zu bewahren, ſollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter leſen und bei meinem Vater einige lateiniſche und franzöſiſche Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geſchichte.

„Wirſt du das auch können, Louis?“ hatte meine Mutter gefragt.

„Können? Was heißt können! natürlich kann ich es. Immer das alte Mißtrauen.“

„Es iſt noch keine 24 Stunden, daß du ſelber voller Zweifel warſt.“

„Da werd' ich wohl keine Luſt gehabt haben. Aber, wenn es drauf ankommt, ich verſtehe die Pharmacopöa borussica ſo gut wie jeder andere, und in meiner Eltern Haus wurde franzöſiſch geſprochen. Und das andere, davon zu ſprechen wäre

lächerlich. Du weißt, daß ich da 10 Studierte in den Sack ſtecke."

Und wirklich, es kam zu ſolchen Stunden, die ſich, wie ſchon hier erwähnt werden mag, auch noch fortſetzten, als eine Benötigung dazu nicht mehr vorlag und ſo ſonderbar dieſe Stunden waren, ſo hab ich doch mehr dabei gelernt, als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, die er, von lange her, auswendig wußte oder vielleicht auch erſt am ſelben Tage geleſen hatte, dabei das Geographiſche mit dem Hiſtoriſchen verquickend, natürlich immer ſo, daß ſeine bevorzugten Themata ſchließlich dabei zu ihrem Rechte kamen. Etwa ſo.

„Du kennſt Oſt- und Weſtpreußen?"

„Ja, Papa; das iſt das Land, wonach Preußen Preußen heißt und wonach wir alle Preußen heißen."

„Sehr gut, ſehr gut; ein bißchen viel Preußen, aber das ſchadet nichts. Und du kennſt auch die Hauptſtädte beider Provinzen?"

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig."

„Sehr gut. In Danzig bin ich ſelber geweſen und beinahe auch in Königsberg, — bloß es kam was dazwiſchen. Und haſt du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Verteidigung durch unſern General Kalkreuth doch ſchließlich eroberte?"

„Nein, Papa.“

„Nun, es iſt auch nicht zu verlangen; es wiſſen es nur wenige, und die ſogenannten höher Gebildeten wiſſen es nie. Das war nämlich der General Lefèvre, ein Mann von beſonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Dantzic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterſcheiden ſich die Sprachen. Das alles war im Jahre 1807.“

„Alſo nach der Schlacht bei Jena?“

„Ja, ſo kann man ſagen; aber doch nur in dem Sinne, wie man ſagen kann, es war nach dem ſiebenjährigen Krieg.“

„Verſteh' ich nicht, Papa.“

„Tut auch nichts. Es ſoll heißen, Jena lag ſchon zu weit zurück; es würde ſich aber ſagen laſſen, es war nach der Schlacht bei Preußiſch-Eylau, eine furchtbar blutige Schlacht, wo die ruſſiſche Garde beinahe vernichtet wurde, und wo Napoleon, ehe er ſich niederlegte, zu ſeinem Liebling Duroc ſagte: „Duroc, heute habe ich die ſechſte europäiſche Großmacht kennen gelernt, la boue.“

„Was heißt das?“

„La boue heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen ſtärkeren deutſchen Ausdruck nehmen, und ich glaube faſt, daß Napoleon, der, wenn er

wollte, etwas Cyniſches hatte, dieſen ſtärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat."

„Was iſt cyniſch?"

„Cyniſch . . . ja, cyniſch . . . es iſt ein oft gebrauchtes Wort, und ich möchte ſagen, cyniſch iſt ſoviel wie roh oder brutal. Es wird aber wohl noch genauer zu beſtimmen ſein. Wir wollen nachher im Konverſations-Lexikon nachſchlagen. Es iſt gut über dergleichen unterrichtet zu ſein, aber man braucht nicht alles gleich auf der Stelle zu wiſſen."

So verliefen die Geographieſtunden, immer mit geſchichtlichen Anekdoten abſchließend. Am liebſten jedoch fing er gleich mit dem Hiſtoriſchen an oder doch mit dem, was ihm Hiſtorie ſchien. Ich muß dabei noch einmal, aber nun auch wirklich zum letzten Male, ſeiner ausgeſprochenen Vorliebe für alle Ereigniſſe ſamt den dazu gehörigen Perſonen, die zwiſchen der Belagerung von Toulon und der Gefangenſchaft auf St. Helena lagen, Erwähnung tun. Auf dieſe Perſonen und Dinge griff er immer wieder zurück. Seine Lieblinge hab ich ſchon in einem früheren Kapitel genannt, obenan Ney und Lannes, aber einen, der ſeinem Herzen vielleicht noch näher ſtand, hab ich doch, bei jener erſten Aufzählung, zu nennen vergeſſen, und dieſer eine war Latour d'Auvergne, von dem er mir ſchon

in unſeren Ruppiner Tagen allerlei Geſchichten erzählt hatte. Das wiederholte ſich jetzt. Latour d'Auvergne, ſo hieß es in dieſen ſeinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erſter Grenadier von Frankreich“ als welcher er, trotzdem er Generalsrang gehabt, immer in Reih und Glied und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde geſtanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen ſei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Erſten Grenadiers“ in eine Urne getan und bei der Truppe mitgeführt, ſein Name Latour d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs neu mit aufgerufen werde, wobei dann der jedesmalige Flügelmann Ordre gehabt habe, ſtatt des „Erſten Grenadiers“ zu antworten und Auskunft zu geben, wo er ſei. Das war ungefähr das, was ich, von meinem Vater her, längſt auswendig wußte; ſeine Vorliebe für dieſe Geſtalt aber war ſo groß, daß er, wenn's irgend ging, immer wieder auf dieſe zurückkam und dieſelben Fragen tat. Oder richtiger noch, immer wieder dieſelbe Scene inſcenierte. Denn es war eine Scene.

„Kennſt du Latour D'Auvergne?“ ſo begann er dann in der Regel.

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France.“

„Gut. Und weißt du auch, wie man ihn ehrte, als er ſchon tot war?“

„Gewiß.“

„Dann ſage mir, wie es war.“

„Ja, dann mußt du aber erſt aufſtehen, Papa, und Flügelmann ſein; ſonſt geht es nicht.“

Und nun ſtand er auch wirklich von ſeinem Sofaplatz auf und ſtellte ſich als Flügelmann der alten Garde militäriſch vor mich hin, während ich ſelbſt, Knirps der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers ſpielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour D'Auvergne!“

„Il n'est pas ici,“ antwortete mein Vater in tiefſtem Baß.

„Où est-il donc?“

„Il est mort sur le champ d'honneur.“

Es kam vor, daß meine Mutter dieſen eigenartigen Unterrichtsſtunden beiwohnte — nur das mit Latour D'Auvergne wagten wir nicht in ihrer Gegenwart — und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenſpiel zu verſtehen gab, daß ſie dieſe ganze Form des Unterrichts, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Geſichtsausdruck ſeine „ſokratiſche

Methode“ nannte, höchſt zweifelhaft finde. Sie hatte aber in ihrer in dieſem Stück und auch ſonſt noch ganz konventionellen Natur total unrecht, denn, um es noch einmal zu ſagen, ich verdanke dieſen Unterrichtsſtunden, wie den daran anknüpfenden gleichartigen Geſprächen, eigentlich alles Beſte, jedenfalls alles Brauchbarſte was ich weiß. Von dem was mir mein Vater beizubringen verſtand, iſt mir nichts verloren gegangen und auch nichts unnütz für mich geweſen. Nicht bloß geſellſchaftlich ſind mir, in einem langen Leben, dieſe Geſchichten hundertfach zu gute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren ſie mir immer wie ein Schatzkäſtlein zur Hand, und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich ſo recht eigentlich zu Dank verpflichtet fühle, ſo würde ich antworten müſſen: meinem Vater, meinem Vater, der ſozuſagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgepickten und über alle möglichen Themata ſich verbreitenden Anekdotenreichtum unendlich viel mehr unterſtützt hat, als alle meine Gymnaſial- und Realſchullehrer zuſammengenommen. Was die mir geboten, auch wenn es gut war, iſt ſo ziemlich wieder von mir abgefallen, die Geſchichten von Ney und Rapp aber ſind mir bis dieſe Stunde geblieben.

* * *

Diese, so sehr ich mich ihr verpflichtet fühle, doch immerhin etwas sonderbare väterliche Lehrmethode, der alles Konsequente und Logische fehlte, würde, da meine Mutter nur eben die Schwächen und nicht die Vorzüge derselben erkannte, sehr wahrscheinlich zu heftigen Streitigkeiten zwischen den beiden Eltern geführt haben, wenn meine kritikübende Mama dem Ganzen überhaupt eine tiefere Bedeutung beigelegt hätte. Das war aber nicht der Fall. Sie fand nur, daß meines Vaters Lehrart etwas vom üblichen völlig Abweichendes sei, wobei nicht viel Reelles, d. h. nicht viel Examenfähiges herauskommen würde, worin sie auch vollkommen recht hatte. Da ihr selber aber alles Wissen sehr wenig galt, so belächelte sie zwar die „sokratische Methode", sah aber keinen Grund, sich ernsthaft darüber zu ereifern. Es kam, ihrer aufrichtigsten Überzeugung nach, im Leben auf ganz andere Dinge an, als auf Wissen oder gar Gelehrsamkeit, und diese anderen Dinge hießen: gutes Aussehen und gute Manieren. Daß ihre Kinder sämtlich gut aussähen, war eine Art Glaubensartikel bei ihr, und daß sie gute Manieren entweder schon hätten oder sich aneignen würden, betrachtete sie als eine natürliche Folge des guten Aussehens. Es kam also nur darauf an, sich vorteilhaft zu präsentieren. Ernste Studien erschienen ihr nicht als Mittel, sondern

umgekehrt als Hindernis zum Glück, zu wirklichem Glück, das sie von Besitz und Vermögen als unzertrennlich ansah. Ein Hunderttausendtalermann war etwas, und sie hatte Respekt und selbst Ehren für ihn, während ihr Gerichtspräsidenten und Konsistorialräte nur wenig imponierten und ihr noch weniger imponierend erschienen wären, wenn nicht im Hintergrunde das von ihr respektierte „Staatliche" gestanden hätte. Sie war unfähig, sich vor einer sogenannten geistigen Autorität in gutem Glauben zu beugen, nicht weil sie von sich selbst eine hohe Meinung gehabt hätte (sie war im Gegenteil völlig ohne Eitelkeit und Einbildungen) sondern nur weil sie, wie sie nun mal war, auf dem praktischen Gebiete des Lebens — und die nicht praktischen Gebiete kamen für sie gar nicht in Betracht — eine Macht des Wissens oder gar der Gelehrsamkeit nicht anerkennen konnte. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo seitens beider Eltern, etwa 20 Jahre nach dem hier erzählten, eine Trennung, eventuell Ehescheidung geplant wurde. Die Trennung erfolgte dann auch wirklich, die Ehescheidung unterblieb. Aber diese letztere wurde doch vorübergehend ganz ernsthaft erwogen, und ein Freund unseres Hauses, der damalige bethanische Geistliche, Pastor Schultz, dessen Spezialität Ehescheidungsfragen waren (es war die Zeit unter

Friedrich Wilhelm IV., wo man ſolche Dinge mit friſch auflebender dogmatiſcher Strenge behandelte), — Paſtor Schultz, ſag ich, lehnte ſich, als er von dem Plane hörte, mit aller Kraft und Beredſamkeit dagegen auf. Meine Mutter hielt ſehr viel auf ihn und kannte zudem das Anſehen, deſſen er ſich „bis hoch hinauf" erfreute, „bis hoch hinauf", was für ſie Bedeutung hatte; nichtsdeſtoweniger machten ſeine ſtrengen Auseinanderſetzungen nicht den geringſten Eindruck auf ſie, ſo wenig, daß ſie, als er ſchwieg, mit ſuperiorer Seelenruhe ſagte: „Lieber Schultz, Sie verſtehen dieſe Frage gründlich; aber ob ich ein Recht darauf habe, mich ſcheiden zu laſſen oder nicht, dieſe Frage kann in der ganzen Welt kein Menſch ſo gut beantworten wie ich ſelber." Und damit brach ſie ab. Ähnlich ungläubig ſtand ſie jeder Autorität gegenüber. Sie war voll Mißtrauen in die Leiſtungsfähigkeit aller drei Fakultäten und bezweifelte — patriarchaliſche Zuſtände waren ihr Ideal — daß die Menſchen beiſpielsweiſe was Reelles von der Juriſterei hätten. Alles gehe, ſo meinte ſie, nach Gunſt oder Vorteil oder im beſten Fall nach Schablone. Reich ſein, Beſitz, (am liebſten Landbeſitz) alles womöglich unterſtützt von den Allüren eines Geſandtſchafts-Attachés, — das war etwas, das ſchloß Welt und Herzen auf, das

war eine wirkliche Macht; das andere war Komödie, Schein, eine Seifenblase, die jeden Augenblick platzen konnte. Und dann war nichts da. Man wird begreifen, daß, bei dieser Anschauung, meine Mutter zwar darauf hielt, mich aus der Barfüßler-Schule herauszubringen, im übrigen aber in einem Interim, ohne regelmäßigen Schulunterricht, kein besonderes Unglück sah. Es war gegen die Ordnung, das war das Schlimme daran. Im übrigen, das bißchen Lernen, das war jeden Augenblick wieder einzubringen. Und wenn nicht, nicht.

* * *

Zu diesem Wiedereinbringen schien sich endlich Gelegenheit bieten zu sollen, als es Ende März 1828 hieß, Kommerzienrat Krause werde gleich nach Ostern einen Hauslehrer ins Haus nehmen und einige andere Honoratiorenkinder an dem seinen eigenen Kindern zu erteilenden Unterricht teilnehmen lassen. So war es denn auch. Es machte aber, außer meinen Eltern, keiner von dieser freundlichen Bereitwilligkeit Gebrauch, und als zwischen den beiden Familien alles verabredet und geordnet war, erschien ich, bei Beginn des Unterrichts, mit einer Seehundsfell-Mappe, drin drei Schreibebücher und ein Kinder-

freund ſteckten, in der Schulſtube des Krauſeſchen Hauſes. Das Krauſeſche Haus, von dem ich in Kapitel 8 bereits ausführlicher geſprochen, war mir damals ſchon wohlbekannt, aber in den Teil des Hauſes, der zunächſt das Schulzimmer und rechts und links daneben zwei für den Hauslehrer eingerichtete Manſardenſtuben enthielt, war ich noch nie gekommen. Ich empfing auch hier wieder ſofort den freundlichſten Eindruck, indeſſen ſo freundlich derſelbe war, ſo war doch keine Zeit, mich mußevoll umzutun, denn der Lehrer ſaß ſchon auf ſeinem kuruliſchen Stuhl, einem großen Seſſel in Gartenſtuhlformat, die zwei jüngeren Krauſeſchen Kinder neben ſich, mein Freund Wilhelm ihm gegenüber*)

*) Wilhelm Krauſe, dem zuliebe der Hauslehrer überhaupt gehalten wurde, war ein bildhübſcher Junge, aber ſehr zart und von jenen roten Backen („wie gemalt") die kein langes Leben prophezeien. Und ſo kam es auch. Mit kaum 20 Jahren ſchickte man ihn nach Malaga, von deſſen Klima man ſich Gutes für ſeine Geſundheit verſprach. Er war ſehr muſikaliſch und nahm an Bord des Schiffes, auf dem er die Reiſe machte, ſeinen ſchönen Kiſtingſchen Flügel mit. Dieſer Flügel nun war, bei Ankunft in Malaga, wegen zu enger Türen und Treppen nicht gleich unterzubringen und ſtand eine Stunde lang oder länger auf der Straße, was viel Volk herbeilockte. Jedem ſollt er ſagen, was es mit dem Kaſten eigentlich ſei, worauf er die prompteſte Antwort gab, indem er den Flügel aufſchlug und darauf ſpielte. Das Volk war entzückt, ſo daß ſich ſagen läßt, dieſer glückliche

Neben dieſem war noch ein Stuhl frei; der war für mich. Ich ging aber, ſo war ich inſtruiert, zuvörderſt auf den Lehrer zu, um dieſem die Hand zu geben. Er rückte denn auch, war er doch ohnehin kurzſichtig, ſeinen Seſſel ein wenig herum, um mich beſſer ſehen zu können. „Nun, das iſt recht, daß du da biſt. Setze dich da drüben neben deinen Freund. Und nun wollen wir mit einer Leſeprobe beginnen. Ihr habt alle den Kinderfreund, und der ſoll auch bleiben. Aber heute möcht' ich doch, daß wir zuerſt die Bibel nähmen; ihr habt doch die Bibel?" Wir beſtätigten, und er ſeinerſeits fuhr fort: „Ich denke, wir fangen mit dem Anfang an. ‚Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde'. Für die zwei Kleinen iſt es noch zu ſchwer, aber ihr beiden Großen könnt euch darin teilen."

Wir laſen denn auch das Kapitel ſo ziemlich zu

Zufall habe ihn, von Anfang an, zu einer populären Figur gemacht. Er erholte ſich anſcheinend auch geſundheitlich, nahm an allem Teil und ſchrieb reizende Briefe, die Willibald Alexis, ein Freund des Krauſeſchen Hauſes, herausgegeben hat. Aber ſein Leiden war ſchon zu weit vorgeſchritten und ſo ſtarb er denn bereits im Sommer 1842. Als der Begräbnistag da war, war gerade Prinz Adalbert, auf ſeiner Braſilienfahrt, im Hafen von Malaga gelandet und nahm, in freundlicher Erinnerung an die im Krauſeſchen Hauſe verlebten Tage, Veranlaſſung, ſich mit ſeinen Offizieren an der Trauerfeierlichkeit zu beteiligen.

ſeiner Zufriedenheit, und als wir durch waren, ſagte er, nun will ich noch ein paar Fragen tun und mir allerlei von euch erzählen laſſen, ob ihr ſchon in Stettin wart oder in Rügen und ob ihr ſchon ſchwimmen könnt und ſchlittſchuhlaufen und ob ihr wißt, wo Vineta gelegen hat. Ihr kennt doch Vineta?"

Wir ſagten ihm, was ihn erheiterte, daß wir zu Boot über die Stelle hingefahren wären. Und dann frug er, welche Spiele wir ſpielten und ob wir's verſtänden einen Drachen ſteigen zu laſſen. Aber wir müßten ihn auch ſelber machen können. Es lag ihm offenbar daran, uns durch leicht zu beantwortende Fragen, ſowohl mit Vertrauen zu ihm wie zu uns ſelbſt zu erfüllen. Es mochten ſo anderthalb Stunden vergangen ſein, dann ſagte er: „Nun iſt es genug für heute, morgen wollen wir aber volle Zeit halten. Ich habe ſchon einen Stundenplan gemacht, und du mußt ihn dir abſchreiben." Dieſe Worte richteten ſich an mich. Ich erhielt dann noch die Beſtellung an meine Eltern, daß er am Nachmittage kommen würde, ſeinen Beſuch zu machen, worauf ich nach Hauſe ſtürmte, um zu erzählen, wie mir 's gegangen ſei. Meine Mutter war etwas überraſcht, während mein Vater ſagte: „Gefällt mir alles ſehr; nur nicht gleich ſcharf zufaſſen.

Immer peu à peu. Nicht quälen, nicht einſchüchtern. Vertrauen wecken und Liebe. Und daß er euch gleich freigegeben hat! Das iſt das, was ich einen richtigen Pädagogen nenne. Ferien ſind etwas Dummes, ich habe nie gewußt, was ich in den Ferien machen ſollte; aber Freiſtunden, à la bonne heure. Und daß er euch immer gefragt hat und ſich gleich hat von Drachenſteigen erzählen laſſen! Er hat offenbar die ſokratiſche Methode."

Die hatte er nun freilich nicht, aber in allem, was mein Vater ſonſt noch zum Lobe des Hauslehrers geſagt hatte, hatte er recht. Dr. Lau, ſo hieß der neue Hauslehrer, war ein vorzüglicher Pädagog, weil er ein vorzüglicher Menſch war, und wenn ich oben geſagt habe, daß ich eigentlich alles den Anekdoten meines Vaters zu verdanken hätte, ſo muß ich doch den guten Dr. Lau ausnehmen. Dieſer verſtand es auch, einem allerlei kleine Geſchichten, woran eine Kinderſeele hängt, zu vermitteln, aber weil er zugleich ein geſchulter Mann war, ſo tat er das alles in Ordnung und Zuſammenhang, und das bißchen Rückgrat, was mein Wiſſen hat, verdank ich ihm.

Dr. Lau war ein Priegnitzer. Er mochte damals, als er ins Krauſeſche Haus kam, gegen 30 ſein, ſah aber älter aus, was wohl damit zuſammenhing,

daß er zu jenen disproportionierten Leuten gehörte, bei denen Linien und Maße nicht recht stimmen. Man suchte sofort nach einem Buckel, trotzdem dieser eigentlich nicht existierte oder doch nur ganz embryonisch. Dafür war aber etwas anderes da: der bekannte große Kopf mit eindringlichem Gesicht und Leberteint, wozu sich, dicht neben dem rechten Auge, auch noch eine sogenannte „Himbeere" von apart dunklem Farbenton gesellte. Den Schluß machte eine große Brille mit Silberfassung, die er, wenn er etwas genau sehen wollte, jedesmal abnahm und putzte. Das Ganze von Schönheit weit entfernt. Dennoch darf man sagen, daß er auch äußerlich einen guten Eindruck machte, weil man ihm Wohlwollen, Humor und Idealismus von der Stirn herunterlesen konnte. Solche Menschen gibt es nicht mehr oder doch kaum noch. Sie waren das Produkt einer armen, aber zugleich geistig strebsamen Zeit. In kleinen Verhältnissen geboren, hatten sie sich mit Notgroschen und Stipendien durchgeschlagen und unter Bitternissen und Demütigungen aller Art doch keinen Augenblick den Mut verloren. Ich kann mir diesen ihren Zustand, aus meiner eigenen Vergangenheit heraus, sehr wohl konstruieren. Als ich, zwischen 16 und 20, Lehrling in einer Berliner Apotheke war, noch dazu an der Ecke der Haidereuter Gasse, lag

mir unter anderen Unliebsamkeiten auch die Verpflichtung ob, jeden Sonnabend, einen in einem hölzernen dorischen Tempel aufgebauten Teil der Apotheke, der den lächerlichen Namen corpus chemicum führte, mit einem großen nassen Handtuche wieder sauber putzen zu müssen. Eine vollkommene Waschfrauenarbeit. Aber es störte mich sehr wenig, weil es sich nicht selten so traf, daß gerad an diesen Sonnabenden irgend eine Ballade von mir, sagen wir „Pizarros Tod“ oder „Simson im Tempel der Philister“ in dem damals in der Adlerstraße erscheinenden „Berliner Figaro“ gestanden hatte. Und daß ich mir nun sagen durfte, dieser „Simson im Tempel der Philister“ rührt von dir her, trägt deinen Namen, gab mir ein so kolossales Selbstbewußtsein, daß nicht bloß das corpus chemicum, sondern mit ihm auch die ganze Prinzipalität samt allen Provisoren und Gehilfen als etwas tief Inferiores unter mir verschwand. Ich nehme an, so stand es auch mit Dr. Lau, der in dem Bewußtsein „ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den west-östlichen Diwan, sondern kann ihn sogar auswendig“, über alle Misere des Lebens weggekommen war und allem Anscheine nach auch jetzt wieder, nach seinem Eintreffen in Swinemünde — dessen „Konsuln“ ihm, als einem guten

Liviuskenner, schwerlich imponierten — ein innerlich freies und glückliches Leben führte. Die Konsuln ihrerseits lachten natürlich auch über Dr. Lau und hielten ihn für eine komische Null.

So war seine Stellung zu den Stadtgrößen. Anders stand er in dem Krauseschen Hause, dem er jetzt angehörte. Da war er geliebt und geschätzt und antwortete darauf mit Hingebung und Treue. Wir liebten ihn außerordentlich und sahen in ihm etwas in jeder Hinsicht Ausgezeichnetes. Daß er uns, weil er seinem Herzen nicht Gewalt antun mochte, dann und wann Gedichte aus dem west-östlichen Diwan, der seine Spezialität war, vorlas, war gewiß anfechtbar, aber daß er sich dadurch lächerlich gemacht hätte, davon konnte keine Rede sein. Im Gegenteil. Diese Vorlesungen, von denen wir natürlich kein Wort verstanden, waren uns nur die Besieglung alles dessen, was wir an diesem kleinen Manne mit dem buntkattunenen, immer die Brille putzenden Taschentuche bewunderten. Unter allem aber stand uns eines obenan: er war nämlich auch Bräutigam. Das Bildnis seiner Braut, in Pastell, hing am Fußende seines Bettes, eine Pastorentochter von freundlichen, beinahe hübschen Gesichtszügen, mit einem schwarzen Sammetband um den Hals, daran ein Medaillon hing. Das Gesicht war uns

interessant genug, aber das Interesse, das es uns einflößte, verschwand doch neben dem Medaillon, weil wir von der Frage nicht los konnten: „was steckt eigentlich darin? ist es sein Bildnis oder ist es ein Schnitzelchen von seinem Haar?“ Von Locke konnte wohl nicht gesprochen werden. Aber was es auch sein mochte, ein Liebeszeichen war es gewiß, und wenn wir dann wieder etwas von Suleika hörten, so folgten wir freudiger und geduldiger und suchten nach Ähnlichkeiten zwischen der Schönheit aus dem Osten und der Pastorentochter aus der Ost-Priegnitz. Übrigens wolle man aus dem Pastellbilde am Fußende des Bettes nicht schließen, daß Dr. Lau von einer gekünstelt heraufgeschraubten Gefühlsbeschaffenheit gewesen wäre, ganz im Gegenteil. Er war von durchaus gesundem Sinn, und wenn ich mich eines literarischen Vorgangs erinnere, darin ich mit 9 oder 10 Jahren die Hauptrolle spielte, so muß ich meinen guten Dr. Lau sogar einen Realisten nennen. Dies kam so. Meines Vaters Geburtstag stand bevor, und ich hatte die Pflicht, auf einem linierten Briefbogen, — schon die bloße Linierung war ein Schrecknis — meine Glückwünsche niederzuschreiben. Ich durfte dies in einer Schulstunde tun, während welcher Lau Exer-

zitienhefte korrigierte. Mit einem Male ſagte er: „Nun gib her.“

Ich hatte aber mit meinem Geburtstagsbriefe noch gar nicht angefangen, ſondern mich bis dahin darauf beſchränkt, allerlei Reime auf ein neben mir liegendes Blatt zu kritzeln, halber Unſinn, der nicht viel was andres war, als der Ausdruck meiner Verzweiflung. Ich wußte nicht, was ich ſchreiben ſollte, der berühmte Anfang wollte ſich nicht finden laſſen und ſo ſchob ich denn, mit Hilfe dieſer Spielerei, das, um was es ſich eigentlich handelte, nur hinaus. Verlegen reichte ich das bekritzelte Blatt hinüber, und Lau, nachdem er ſeine Brille geputzt, begann zu leſen:

Lieber Vater,
Du biſt kein Kater.
Du biſt ein Mann,
Der nichts Fettes vertragen kann;
Doch von den Ruſſen hörſt du gern
Wie ſie den Polen den Weg verſperrn ꝛc. . . .

In ſolcher Reimerei, drin ich, von Zeile zu Zeile, ſozuſagen lapidar gegenüberſtellte, was mein Vater ſei und nicht ſei, was er möge und nicht möge, ging es weiter zwei Seiten lang. Als Dr. Lau damit durch war, ſchlug er auf den Tiſch und ſagte: „das iſt gut, das wollen wir nehmen; darüber wird ſich

dein Vater freuen. Nur das mit dem Kater müssen wir fortlassen.“ Und den Anfang durchstreichend, schrieb er statt dessen „Lieber Vater, du Stadtberater.“ Denn mein Vater war kurz vorher Senator oder Mitglied des Magistrats geworden, dessen Sitzungen er, bei großer Abneigung gegen dergleichen, natürlich nie beiwohnte. Auch diesen Zug habe ich von ihm geerbt. Lau blieb zwei Jahre lang. Als sein Abgang nahe war, kam ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm zu Ehren ein Stück aufzuführen, noch dazu ein Lustspiel. Es war ungebührlich lang, und kein Mensch hörte recht zu, was mich sehr traurig machte. Das Schlimmere aber lag nach der Herzensseite hin. Ich liebte Dr. Lau ganz aufrichtig, mehr als irgend einen anderen Lehrer, den ich später gehabt habe; trotzdem brachte mich die verdammte Komödianteneitelkeit um jedes richtige Gefühl für den Mann, dem ich doch so viel verdankte. Ja, noch ganz zuletzt, als er, bewegt, von uns Kindern Abschied nahm, dachte ich nicht an den lieben braven Mann, sondern immer noch an das dumme Stück, mit dem wir so gar keinen Erfolg erzielt hatten. Eigentlich bleibt es zeitlebens so; immer wenn mit allem Fug und Recht die großen Gefühlregister gezogen werden sollen, denkt man, als Kind, an Kuchen und Traubenrosinen,

zehn Jahre ſpäter an einen neuen Schlips, und wenn endlich wer geſtorben iſt, an den Boule-Schrank und wer ihn wohl eigentlich kriegen wird.

Lau, ſoviel ich weiß, hat nie mehr von ſich hören laſſen. Vielleicht daß er an Krauſes ſchrieb, aber ich habe nichts davon vernommen. Viele Jahrzehnte ſpäter erfuhr ich, daß er Rektor in Wittſtock geworden ſei und als ſolcher iſt er mutmaßlich geſtorben.

* * *

Lau verließ uns im Spätherbſt 30 und Bemühungen ſeine Stelle rechtzeitig zu beſetzen, waren entweder verſäumt worden oder hatten zu keinem Reſultate geführt. Wir ſtanden alſo wieder vor einem Interim, das aber diesmal, weil die Krauſes mit in Verlegenheit waren, einen anderen Charakter annahm, als vordem. Mit andern Worten, die „Methode“ meines Vaters brauchte nicht wieder zu momentaner Aushilfe für mich herangezogen zu werden, denn, nach einigem Umtun in der Stadt, ergab ſich's, daß ein in den Vorbereitungen zum Examen ſteckender Theologe vorhanden und desgleichen bereit ſei, ſich, bis zum Eintreffen eines neuen Hauslehrers, unſerer anzunehmen. Freilich nur halb und auch das kaum. Es war dies der Predigtamtskandidat

Knoop, Sohn des Lotſenkommandeurs, ein gewiſſenhafter junger Mann, gegen den nicht das Geringſte zu ſagen geweſen wäre, wenn er uns und unſre Eltern nicht zu ſehr hätte fühlen laſſen, daß er alles nur aus Gefälligkeit tue, ja, daß er uns geradezu ein Opfer bringe. Vorwürfe waren ihm daraus freilich nicht zu machen, denn es lag wirklich ſo. Die Sache fing gleich damit an, daß er in ſeinem väterlichen Hauſe verblieb und unſern Eltern gegenüber darauf beſtand, daß wir zu wechſelnden und jedesmal von ihm zu beſtimmenden Tagesſtunden in ſeiner meiſt in einer Tabakswolke ſteckenden Hinterſtube mit kleinen Zitzgardinen, erſcheinen müßten. Er war nicht freundlich und nicht unfreundlich, und ſah, gleichviel ob er uns Intereſſantes oder Nichtintereſſantes mitteilte, gleichmäßig gelangweilt drein. Im Ganzen aber kam es ſeinerſeits überhaupt nicht recht zu Mitteilungen, ſondern nur zu Aufgaben, ein Verfahren, aus dem genugſam hervorging, daß er uns nicht eigentlich belehren, ſondern nur beſchäftigen wollte. Dazu gehörte denn vor allem, weil ihm das das bequemſte war (Exerzitien und Aufſätze hätten ja korrigiert werden müſſen) das Auswendiglernen von Vers und Proſa, von Bibelkapiteln und Schillerſchen Balladen. Er erſchrak dabei vor keiner Länge. Ganz im Gegen-

teil, ſo daß ihm beiſpielsweiſe der „Kampf mit dem Drachen“, weil er länger vorhielt, um vieles lieber war als der „Handſchuh“, der nur 5 Minuten dauerte. Wir hatten gegen dieſe neue Form des Unterrichts nicht viel einzuwenden und nur einmal kam es mir hart an. Es ereignete ſich das in den Weihnachtstagen 30 auf 31, kurz vor Tiſch. Ich ſelber war, wie gewöhnlich zu dieſer Feſtzeit, in jenem eigentümlich gaſtriſchen Zuſtande, wo ſich der ſchon geſchädigte Magen unbegreiflicherweiſe nach neuer Schädigung ſehnt. Ein wohliger Duft von gebratener Gans zog durch das ganze Haus und gab meinen Gedanken eine dem Höheren durchaus abgewandte Richtung. Ich hatte mich, der wieder in Gedichtauswendiglernen beſtehenden Ferienaufgabe gedenkend, auf den erſten Boden zurückgezogen und mir 's hier, in einem Kinderſchlitten mit Seegraskiſſen, leidlich bequem gemacht, dabei einen alten vielkragigen Mantel meines Vaters über die Kniee gebreitet, denn es war bitterkalt, und in der Sonne blinkten links neben mir ein paar Schneeſtreifen, die der Wind durch die Fenſterritzen hineingepuſtet hatte. Fröſtelnd und unzufrieden mit mir und meinem Schickſal, ſaß ich da, Schillers Gedichte vor mir, und lernte „das Eleuſiſche Feſt“. Unten klimperte wer auf dem Klavier. Als es

endlich schwieg, hörte ich den von einem asthmatischen Pusten begleiteten Schritt meines Vaters auf der Treppe und nicht lange mehr, so stand er vor mir, übrigens zunächst weniger mit mir als mit den zwei Schneestreifen beschäftigt. Er schob denn auch, eh er sich zu mir wandte, den Schnee mit der Sohlenkante zusammen und sagte dann erst: „Ich begreife nicht, warum du hier sitzest.“

„Ich lerne.“

„Was?“

„Das Eleusische Fest.“

„Nun, das ist gut. Aber du siehst aus, als ob du keine rechte Freude daran hättest. Ohne Freude geht es nicht, ohne Freude geht nichts in der Welt. Von wem ist es denn?“

„Von Schiller.“

„Von Schiller. Nu, höre, dann bitt ich mir aus, daß du Ernst mit der Sache machst. Schiller ist der Erste. Wie lang is es denn?“

„Siebenundzwanzig Verse.“

„Hm. Aber wenn es von Schiller ist, ist es gleich, ob es lang oder kurz ist. Es muß runter.“

„Ach, Papa, die Länge, das is es ja nicht. „Der Kampf mit den Drachen“ ist noch länger, und ich habe es in der letzten Stunde, die wir hatten, doch hergesagt.“

„Nun, was ist es dann?“

„Es ist so schwer. Ich versteh es nicht.“

„Unsinn. Das ist bloß Faulheit. Gewiß, es gibt Dichter, die man nicht verstehen kann. Aber Schiller! Gang nach dem Eisenhammer, Bürgschaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit. „Und in Poseidons Fichtenhain, Tritt er mit frommem Schauder ein“, — das kann jeder verstehn und war immer meine Lieblingsstelle. Natürlich muß man wissen, wer Poseidon ist.“

„Ja, das geht, und Poseidon kenn ich. Und die, die du da nennst, die hab ich auch alle gelernt. Aber das Eleusische Fest, das kann ich nicht. Ich weiß nicht, was es heißt und weiß auch nicht, was es bedeutet, und ich weiß auch nicht, gleich zu Anfang, welche Königin einzieht.“

„Das ist auch nicht nötig. Du wirst doch verstehn, daß eine Königin einzieht. Welche er meint, ist am Ende gleichgültig. Es ist ein Ausdruck für etwas Hohes.“

„Und in dem zweiten Verse heißt es dann: „Und in des Gebirges Klüften barg der Troglodyte sich“. Was ist ein Troglodyte?“

„Nun, das ist ein griechisches Wort und wird wohl Leute bezeichnen, die einen Kropf haben oder irgend so was. An solcher einzelnen Unklarheit

kann das Ganze nicht ſcheitern. Alſo ſtrenge dich an . . .“

Er hätte mir wohl noch weitere Lehren gegeben, wenn nicht in dieſem Augenblicke zu Tiſche gerufen wäre. „Nun komm nur. Es heißt zwar plenus venter . . . aber du wirſt ſchon darüber hinkommen“.

Ich kam nicht darüber hin und habe das Eleuſiſche Feſt nicht auswendig gelernt, weder damals noch ſpäter. Aber ſoviel bin ich dem Lotſenkommandeursſohn doch ſchuldig, das Eleuſiſche Feſt bedeutete nur den Ausnahmefall und kann die Tatſache nicht aus der Welt ſchaffen, daß ich ihm, und nur ihm allein, die Totalkenntnis der Schillerſchen Balladen verdanke. General v. d. Marwitz erzählt einmal in ſeinen Memoiren, daß er einen Hauslehrer gehabt, der, aus einem kleinen Buche von höchſtens hundert Seiten, Weltgeſchichte vorgetragen habe; nach dem Vortrage ließ er dann ſeinen Zögling ein paar Seiten auswendig lernen, und wenn er mit dem Buche durch war, begann das Auswendiglernen von Seite 1 an von neuem. Marwitz ſetzt hinzu: „Dieſer Lehrer war beſchränkt und bequem, aber ich verdanke ihm, in bezug auf hiſtoriſche Fakten und Zahlen, eine Überlegenheit über alle Perſonen, auch die Klügſten mit einbegriffen, mit denen ich in meinem

langen Leben in Berührung gekommen bin. Keiner wußte so sicher wie ich, in welchem Jahre die Schlacht bei Crecy oder bei Granson oder bei Lepanto gewesen war."

* * *

Ostern 31 war endlich ein neuer Hauslehrer da, so daß die Stunden im kommerzienrätlichen Hause wieder ihren Anfang nehmen konnten. Der Neu-Engagierte hieß Dr. Philippi und kam aus Hamburg. Er war aus einem großen Hause, sehr gebildet und von weltmännischen Manieren. Das war das Gute, das er mitbrachte; zugleich aber gab ihm sein Hamburgertum, sein Vertrautsein mit den Formen einer wirklich reichen und vornehmen Kaufmannswelt, ein bis zu Dünkel und Unart sich steigerndes Selbst- und Überlegenheitsgefühl, das ihm von Anfang an seine Stellung verdarb. In der Stadt gewiß und fast auch in dem liebenswürdigen Hause, dem er als Mitglied angehörte. Dr. Lau, wie hervorgehoben, hatte auch etwas von diesem Selbst- und Überlegenheitsgefühl gehabt, aber in ganz andrer Art. Lau war nicht spitz und ironisch, sondern immer nur heiter und humoristisch gewesen und hatte seine vergnügliche Stimmung, und mit ihr Licht und Behagen, zunächst in seine Ver-

kehrsformen und ſchließlich auch in ſeine Unterrichtsſtunden mitherübergenommen; Philippi dagegen, der überaus eitel und weil man ihm nicht Ehre genug erwies, auch immer ſehr geärgert und verſtimmt war, ließ durchweg jene freundliche Geſinnung vermiſſen, ohne die nichts recht gedeiht. Wir lernten dies und das, aber es hatte kein Leben, nicht einmal ſoviel, wie der moroſe Predigtamtskandidat ſeinen halb widerwillig gegebenen Stunden zu geben gewußt hatte. Nicht ein einziges Schulvorkommnis hat ſich mir aus jenen Philippiſchen Tagen her eingeprägt. Ein wenig mochte dies allerdings auch daran liegen, daß die Zeit, wo ich das elterliche Haus zu verlaſſen hatte, näher und näher rückte, und daß mich nur noch das intereſſierte, was kommen würde, nicht das, was da war.

Vierzehntes Kapitel.

Wie wir erzogen wurden. — Wie wir ſpielten in Haus und Hof.

Wie wir erzogen wurden? Ich habe dieſe Frage ſchon an mehr als einer Stelle geſtreift und bin ihr namentlich im vorigen Kapitel, wo ſich's um die Schule handelte, vergleichsweiſe nahe getreten. Indeſſen Erziehung und Schule, bei vielem was ſie gemeinſam haben, ſind doch auch wieder zweierlei; die Schule liegt draußen, Erziehung iſt Innenſache, Sache des Hauſes und vieles, ja das beſte, kann man nur aus der Hand der Eltern empfangen. „Aus der Hand der Eltern" iſt nicht eigentlich das richtige Wort, wie die Eltern *ſind*, wie ſie durch ihr bloßes Daſein auf uns wirken, — *das* entſcheidet. Es gibt unbeſtritten ausgezeichnete Schul- und Erziehungsanſtalten, die, mit Rückſicht auf Charakterausbildung, vielfach erheblich mehr leiſten mögen, als das elterliche Haus; aber in der Haupt-

ſache bleibt doch ein Manko. Der Charakter mag gewinnen, der Menſch verliert. Es gibt ſo viele Dinge, die mit ihrem ſtillen und ungewollten, aber eben dadurch nur um ſo nachhaltigerem Einfluß erſt den richtigen Menſchen machen. Das große, mit Pflicht-, Ehr- und Rechtsbegriffen ausſtaffierte Tugendexemplar, iſt unbedingt reſpektabel und kann einem ſogar imponieren; trotzdem iſt es nicht das Höchſte. Liebe, Güte, die ſich bis zur Schwachheit ſteigern dürfen, müſſen hinzukommen und unausgeſetzt darauf aus ſein, die kalte Vortrefflichkeit zu verklären, ſonſt wird man all dieſes Vortrefflichen nicht recht froh. Ich hatte das Glück, in meinen Kindheits- und Knabenjahren, unter keinen fremden Erziehungsmeiſtern — denn die Hauslehrer bedeuteten nach dieſer Seite hin ſehr wenig — heranzuwachſen, und wenn ich hier noch einmal die Frage ſtelle „wie wurden wir erzogen“, ſo muß ich darauf antworten: „gar nicht und — ausgezeichnet“. Legt man den Accent auf die Menge, verſteht man unter Erziehung ein fortgeſetztes Aufpaſſen, Ermahnen und Verbeſſern, ein mit der Gerechtigkeitswage beſtändig abgewogenes Lohnen und Strafen, ſo wurden wir gar nicht erzogen; verſteht man aber unter Erziehung nichts weiter, als „in guter Sitte ein gutes Beiſpiel geben“ und im übrigen das Beſtreben, einen jungen Baum,

bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so wurden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht bloß auf Hausanstand, worin sie Muster waren, sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war. Noch weit über seine Bonhomie hinaus, ging seine Humanität. Er war der Abgott armer Leute.

So waren die zwei Persönlichkeiten, die wir tagaus, tagein vor Augen hatten und wie man mit Recht gesagt hat, das Wichtigste für den physischen Menschen sei die Luft, drin er lebe, weil er aus ihr mit jedem Atemzuge Gesundheit oder Nicht-Gesundheit schöpfe, so ist für den moralischen Menschen das, was er von seinen Eltern sieht und hört, das Wichtigste, denn es ist nicht eine von glücklichen Zufällen abhängige, vielfach unfruchtbare Belehrung, sondern ein Etwas, das in jenen Jahren, wo die Seele sich bildet, von Minute zu Minute seine Wirkung übt.

„Gar nicht erzogen und ausgezeichnet erzogen," so sagte ich, und dies scheinbar sich Widersprechende paßte ganz vorzüglich zusammen. Es paßte zu-

ſammen und hätte noch beſſer gepaßt, wenn der Zuſtand des ſich gar nicht oder doch nur wenig um uns Kümmerns ein permanenter geweſen und jederzeit in ſeiner vollen Reinheit aufrecht erhalten worden wäre. Leider aber war dies nicht der Fall; vielmehr wurde durch dann und wann auftretende Verſuche mit den herkömmlichen pädagogiſchen Mitteln einzugreifen, unſer normaler Nicht-Erziehungsprozeß geſtört, teils nutzlos, teils geradezu ſchädigend. Ich kann mich nämlich nicht entſinnen, jemals mit einem vollen Recht beſtraft worden zu ſein, entweder war es im Maß verfehlt, oder ganz und gar ungerechtfertigt. Es traf ſich dabei ſo ſonderbar, daß alle dieſe Strafen durch meinen Vater vollzogen wurden, wobei jedoch zwei Gruppen unterſchieden werden müſſen, ſolche, zu denen der Vollziehende, mein Vater alſo, ſich durch ſich ſelber getrieben fühlte und ſolche, zu denen er bloß abkommandiert wurde. Jene haben keinen großen Eindruck in meiner Seele hinterlaſſen, aber dieſe, die bloß auf Befehl erfolgten, ſchmerzen mich bis dieſen Tag.

Ich gebe ein paar Beiſpiele zur Charakteriſierung der einen und der anderen Art und beginne mit den aus freiem Willen entſproſſenen Strafen. Daß es überhaupt zu ſolchen kam, muß bei dem Charakter

meines Vaters überraſchen, denn er war ganz ausgeſprochen für leben und leben laſſen und jedenfalls der unſtrafluſtigſte Mann von der Welt. Daß er nun, dem allen zum Trotz, doch gelegentlich zu Strafvollſtreckungen aus eigener Initiative ſchritt, hatte in ganz kleinen Nebenzügen ſeines Charakters ſeinen Grund, in etlichen Sonderbarkeiten, die freilich ganz zu ihm gehörten und erſt recht eigentlich das aus ihm machten, was er war, ein Original. Unter dieſen kleinen Nebenzügen waren zwei, für mich wenigſtens, von ganz beſonderer Bedeutung: er war zunächſt allemal außer ſich, wenn eine Fenſterſcheibe neu eingeſetzt werden mußte und geriet zum zweiten und zwar weit über den Fenſterſcheiben-Ärger hinaus, in eine kleine Berſerker-Rage, wenn ihn das Rieſendach ſeines Hauſes, weil es wieder mal durchgeregnet hatte, zur Einlegung von ein paar neuen Dachziegeln zwang. An dieſen beiden Eigentümlichkeiten iſt der Frieden meiner Kinderjahre mehrfach geſcheitert. Ich war ein eifriger Ballſpieler und bevorzugte jene beſondere Form des Spiels, wo ſich einer meiner Kumpane mit dem Rücken an die Wand ſtellen und ſeine rechte Hand ausſtrecken mußte. Nach dieſer Hand zielte ich nun und war ich dabei nicht geſchickt genug, ſo flog der Ball gelegentlich in eine Scheibe. Danach kam dann das Strafgericht. Aber

viel viel ſchlimmerere Folgen entſprangen mir aus meines Vaters Antipathie gegen die vorerwähnten Dachreparaturen. Zu meinen Hauptſpielvergnügungen, ich komme weiterhin ausführlich darauf zurück, zählte das Umherklettern und ſich Verſtecken auf dem Bodengebälk. Ich ſaß oder hockte da, meiſt mit dem Rücken an einen Rauchfang gelehnt, und war glücklich, wenn die Jungen, die nach mir ſuchten, mich nicht finden konnten. Aber gerade dieſe Momente höchſten Triumphs waren es doch auch, die zuletzt wieder eine Gefahr heraufbeſchworen. Wenn ich da, durch Mauer- und Lattenwerk verborgen, eine Stunde lang und oft noch länger gehockt hatte, kamen, wie ſich denken läßt, kleine menſchliche Schwachheiten über mich, denen ich ſozuſagen auf ordnungsmäßige Weiſe nicht nachgehen konnte, weil ich mich dadurch meinen unten auf mich wartenden Feinden überliefert haben würde. So denn zwiſchen zwei Bedrängniſſe geſtellt, kroch ich zuletzt, aus meinem Halb-Verſteck, auf einen möglichſt im Schatten liegenden Balken hinaus und nahm hier die Stellung ein, wie die berühmte kleine Brunnenfigur in Brüſſel, mich zugleich derſelben Beſchäftigung unterziehend. Gleich danach verbarg ich mich wieder ſo gut es ging und wartete da, bis ich, bei endlichem Dunkelwerden, meine Chance wahrnehmen und unten, am

Treppenpfeiler, unter 3maligem Anſchlag den Frei-Platz erreichen konnte. Das war dann jedesmal ein großer Sieg, aber eine ſchmerzliche Niederlage heftete ſich nur allzuoft an meine Sohlen. Traf es ſich nämlich ſo, daß mein Vater am anderen Tage ſein Haus revidierte, vor allem aber die Böden, gegen die er immer ein beſondres Mißtrauen unterhielt, ſo trat er alsbald ſinnend an die Stelle, zu deren Häupten ich am Abend vorher geſtanden, und hielt hier eine ſeiner herkömmlichen, zunächſt gegen das „verdammte Dach, das ihn noch aufzehren werde", gerichteten Anſprachen, bis ihm mit einem Male der Gedanke kam „ſollte vielleicht wieder . . .?" Und nun begann das Prozeſſualiſche. Wurde meine Schuld feſtgeſtellt, ſo traf mich eine Strafe, die die wegen Ball und Fenſterſcheibe mindeſtens dublierte.

Solcher Art waren die Vollſtreckungen aus der freien Initiative meines Vaters, kleine Exekutionen, die vielleicht auch hätten wegbleiben können, aber gegen die ich, wie ſchon geſagt, in meinem Gemüte nicht länger murre. Sehr anders verhielt es ſich mit den Strafen, an die mein Papa, wie in Ausführung eines richterlichen Befehls, heran mußte. Dieſe waren ſchmerzlich und nachhaltig. Eine davon iſt mir beſonders ſtark im Gedächtnis geblieben.

Es war schon im Oktober, ein heller, wundervoller Tag, und wir spielten in unserem Garten ein von uns selbst erfundenes, aber freilich nur einmal gespieltes Spiel: „Bademeister und Badegast“. An der Gartentür standen Tisch und Stuhl, auf welch letztrem der Bademeister saß und gegen gesiegelte Marken Zutritt gewährte. War diese Marke gezahlt, so schritt der Badegast über eine auf Holzkloben liegende Bretterlage hin und kam schließlich an den Badeplatz. Dies war ein vorher gegrabenes riesiges Loch von wenigstens 4 Fuß im Quadrat und ebenso tief. Das Wasser fand sich von selbst, denn es war Grundwasser, und in diesem Grundwasser stapften wir nun, nach Aufkrempelung unserer Hosen und wie in Vorahnung der Kneippschen Heilmethode, glückselig herum. Aber nicht allzulange. Meine Mutter hatte, vom Wohnzimmer meines Vaters aus, diesen Badejubel beobachtet und aus Gründen, die mir bis diesen Augenblick ein Geheimnis sind, entschied sie sich dahin: „daß hier ein Exempel statuiert werden müsse.“ Hätte sie sich der Ausführung dieses Entscheids nun selber unterzogen, so wäre die Sache nicht schlimm gewesen, die Hand einer Mutter, die rasch dazwischen fährt, tut nicht allzu weh; es ist ein Frühlingsgewitter, und kaum hat es eingeschlagen, so ist auch die Sonne schon

wieder da. Leider jedoch hatte meine Mutter, und zwar schon Jahr und Tag vor Eröffnung dieser „privaten Badesaison“, den Entschluß gefaßt, nur immer Strafmandate zu erlassen, die Ausführung aber meinem Vater, wie einem dafür Angestellten, zuzuweisen. Das Heranreifen eines solchen Entschlusses in ihr, kann ich mir nur so erklären, daß sie davon ausging, mein sehr zur Bequemlichkeit neigender Vater sei eigentlich „für gar nichts da“, und daß sie mit dem allen den Zweck verband, ihn auf den Weg des Pflichtmäßigen hinüberleiten zu wollen. Treff ich es damit, so muß ich sagen, ich halte das von ihr eingeschlagene Verfahren für falsch. Wer die Untat entdeckt und als Untat empfindet, der muß auch auf der Stelle Richter und Vollzieher in einer Person sein. Vergeht aber eine halbe Stunde oder eine ganze und muß nun ein vom Frühschoppen heimkehrender Vater, der eigentlich sagen möchte „seid umschlungen Millionen“, muß dieser unglückselige Vater, auf einen Bericht und eine sich daran knüpfende Pflicht-Ermahnung hin, den Stock oder gar die Reitpeitsche von seinem verstaubten Schreibpult herunternehmen um nun den alten König von Sparta zu spielen, so ist das eine sehr traurige Situation, traurig für den mit der Exekution Beauftragten und traurig für den, an dem sich der

Auftrag vollzieht. Kurz und gut, ich wurde ganz gründlich ins Gebet genommen, und als ich aus der Marter heraus war und total verbockt (ein Zustand, den ich sonst nie gekannt habe) in unserer schüttgelben Kinderstube mit dem schwarzen Ofen und dem Alten-Geislerstuhl auf- und abging, erschien meine Mutter und forderte von mir, daß ich nun auch noch hinübergehen und meinem Vater abbitten solle. Das war mir über den Spaß, und ich weigerte mich. Schließlich aber redete sie mir freundlich zu, und ich tat es. Ich glaube, sie fühlte in ihrem Gerechtigkeitssinne, daß sie viel zu weit gegangen war und weil ihr mein Vater, dem die Sache gewiß geradezu gräßlich war, schon ähnliches gesagt haben mochte, so lag ihr daran, alles baldmöglichst wieder beglichen zu sehn.

All das waren so Proben aus dem verunglückten Detail der Erziehung oder ich könnte auch sagen unerwünschte Leistungen auf dem von beschränkten Leuten so recht eigentlich als „Erziehung" angesehenen Gebiete, weil beschränkte Leute von der Erziehungsvorstellung die Vorstellung der Strafe nicht trennen können. Glücklicherweise kam es zu solchen Scenen nur sehr ausnahmsweise, was ich hier nochmals von ganzem Herzen preise. Regel war, unsere Kreise nicht zu stören, und wenn ich nicht in die

Schule ging oder gerade Schillersche Balladen lernen mußte, so gehörte meine Zeit der Beschäftigung nach freier Wahl an, der Ungebundenheit, dem Spiel.

* * *

Mein Vater ging dem Spiel nach; ich auch. Aber während seine Spiele L'hombre, Whist und Boston hießen, des edlen Pharaos ganz zu geschweigen, hießen die meinigen, um nur ein paar zu nennen, Klinker und Knut und Anschlag und Versteck. Kartenspiel, wie's auch Kinder spielen, war mir immer höchst langweilig, wogegen ich all das, was ich meine Spiele nannte, mit einer Lust und Leidenschaft spielte, die weit über die Kartenspiellust meines Vaters hinausging. Ich war der geborne kleine Akrobat. Von Schulgerechtem konnte dabei keine Rede sein; aber in allem, was einem auf diesem Gebiete, wenn man leidlich gesund ist, von Mutter Natur als Voranlage mitgegeben wird, war ich sehr glücklich ausgestattet. Ich war stärker und gewandter als die Schul- und Straßenjungen, mit denen ich anfänglich (später änderte sich's) in Berührung kam, und diese Kraft und Gewandtheit zu zeigen, war ich in so hohem Maße beflissen, daß ich, im Rückblick auf meine Kinderjahre, diese

ganze Zeit nicht als eine Schul- und Lernzeit voll Gequält- und Gedrilltwerdens, sondern als eine Zeit unausgesetzten Spielens vor Augen habe, so sehr überwogen die Spielstunden alles andere, sowohl dem Zeitmaße, wie dem Interesse nach.

Noch einmal, es war zumeist meine natürliche Veranlagung für das Turnerische, was mich die gewöhnlichen Knabenspiele mit so viel Lust und Liebe spielen ließ, und ich werde davon in diesem und den folgenden Kapiteln noch mancherlei zu berichten haben. Aber in jenem wohlbekannten Widerspruche, der nun mal, einem rätselhaften Naturgesetze folgend, unser Leben und unsere Neigungen durchzieht, in diesem auch bei mir zu Tage tretenden Widerspruche traf es sich so, daß meine zwei leidenschaftlichsten Spielbeschäftigungen in dem einen Falle gar nichts und in dem andern sehr wenig mit Akrobatik und halsbrecherischen Kunststücken zu tun hatten. Denn diese zwei leidenschaftlichsten Beschäftigungen waren: die Buchbinderei (richtiger noch, bloße Papparbeit) und das Versteckspielen.

Die Papparbeit! Mir ganz unerfindlich jetzt, wie mich diese langweiligste Beschäftigung durch Jahre hin, so ganz in Anspruch nehmen konnte, daß ich mindestens ein Drittel meiner freien Zeit damit verbracht und mindestens zwei Drittel meines

Taſchengeldes für Pappe, marmoriertes Papier und Goldborten ausgegeben habe. Nun darf ich zwar hinzuſetzen, daß ich den Kleiſterpinſel im Dienſt einer höheren Idee ſchwang, und daß der meiner Leimtopfarbeit dienende Stubenwinkel eine Art Schutzwaffenfabrik war, wo meine Völker, ich komme weiterhin darauf zurück, wehrhaft gemacht und mit Schilden und Bruſtharniſchen ausgerüſtet wurden; aber wiewohl das alles zutrifft, ſo kann ich doch das Entſchuldigungsmoment, das darin liegt, vorm Richterſtuhl der Wahrheit kaum gelten laſſen, weil ich deutlich fühle, daß ich, auch wenn die Volksausrüſtungsfrage mir fern gelegen hätte, dennoch dieſelbe Klebebeſchäftigung geübt haben würde. Dann freilich wahrſcheinlich als Domarchitekt und Kathedralenbauer in Pappe. Ich kann es mir nur ſo erklären, daß ſich ein gewiſſer Geſtaltungsdrang darin ausſprach. Es prickelte mich, etwas entſtehen zu ſehen. Aber vielleicht iſt dieſe Erklärung auch noch zu ſchmeichelhaft.

Ähnlich ratlos ſteh ich der Verſteckſpiel-Paſſion gegenüber. Denn wenn auch die darauf verwendete Zeit — weil ich die ſechs, acht Jungen, die mich aufſuchen mußten, nicht immer zur Hand hatte — viel geringer war, ſo war doch die Leidenſchaft dafür noch viel, viel größer und am größten

da, wo sie am unverständlichsten war. Das schon vorgeschilderte Herumklettern in dem in tiefem Schatten liegenden Sparrenwerk des Daches, auch wenn ich dabei, hinter einem Rauchfang oder Lattenverschlag, auf Augenblicke nach Schutz und Deckung suchen mußte, — war kein eigentliches Versteckspiel, trotzdem etwas davon mit vorkam; eigentliches Versteckspiel, nach meiner damaligen Anschauung, war etwas viel Großartigeres, Poetisch-phantastischeres und jedenfalls gleichbedeutend mit einem völligen stundenlangen Verschwinden, wozu der riesige Heuboden, den wir auf unserem Hofe hatten, eine nicht zu übertreffende Gelegenheit bot. Bis unter den First eines langen Stallgebäudes lag das Heu dicht aufgeschichtet, und in die tiefen und engen Löcher, die sich hier und da zwischen den Dachbalken und der Heumasse befanden, ließ ich mich leise hinabgleiten. Da saß ich dann endlos, unter beständigem Herzklopfen, vor Enge und Schwüle beinahe erstickend und immer nur durch die glückselige Vorstellung aufrecht erhalten „und wenn sie dich suchen bis an den jüngsten Tag, sie finden dich nicht.“ Und sie fanden mich auch wirklich nicht, gaben zuletzt alles Suchen auf, brachen das Spiel ab und gingen in die Küche, wo sie, Schemel und Fußbänke an den Herd rückend, unter Verwünschungen gegen

mich ihr Vesperbrot verzehrten. Ich aber, wenn ich an dem Stillwerden in Hof und Garten merkte, daß man die Jagd auf mich aufgegeben hatte, wand mich aus meinem Heuloche wieder heraus und erschien nun unter ihnen mit dem Ausdruck höchster Geringschätzung. Ich tue wieder die Frage, worin wurzelt da das Glück?

Begreiflicher als die Versteckspiel-Freude war die Lust am Klettern, wozu, neben anderem, die dicht vor unserem Hause stehenden Kastanienbäume mich geradezu herausforderten. Auf den unteren Ästen sich einlogieren, das konnte jeder; aber von der höchsten Spitze her einen blühenden Zweig heruntergeholen, das war ein lohnender Ehrgeiz, dem ich beinahe mal zum Opfer fiel. Unter dem Baume stand der alte Pietzker, unser Nachbar, ein Holländer, der einen Handel mit Eidamer Käse trieb und nach Art der französischen Bauern immer in einer weißen Zipfelmütze einherging. Er war mein guter Freund und rief mir, in den Baum hinauf, zu „ich sollte mich in acht nehmen, Kastanienholz bräche leicht."

Es war gut gemeint, aber kam zu spät. Denn im selben Augenblicke gab es auch schon ein Knicken und Knacken und ganz zuletzt noch einmal auf den Hauptast des Baumes aufschlagend, stürzte ich, von oben herab, auf den steinharten Boden, steinhart, weil

10 Fuß breit um das Haus herum Müll und Ziegelschutt aufgeschüttet war. Ich lag da für tot und rührte mich nicht, der Umstand indes, daß das viele kleine Gezweige zunächst die Vehemenz des Sturzes gemindert hatte, hatte mich doch gerettet, und nach kurzer Zeit schlug ich die Augen auf, und Pietzker trug mich in die Apotheke, wo man mir mit Salmiakgeist weiter aufzuhelfen trachtete. Geschah auch. Als ich aber über Rücken- und Rippenschmerzen klagte, sagte Pietzker: „Da hilft bloß Mierenspiritus.“ Und ehe ich „ja oder nein“ sagen konnte, wurde ich damit übergossen. Ich hatte immer noch Schmerzen, war jedoch wieder beweglich geworden und konnte, wenn auch freilich nur mit Anstrengung, beim Abendbrot, bei dem die Eltern glücklicherweise fehlten, erscheinen. Es war gerade die schon in einem früheren Kapitel erwähnte Milchsuppenzeit, was an und für sich gut paßte. Zugleich aber war es auch der Tag, wo aus der herkömmlichen Folge von Reis, Gries, Hirse, gerade die Hirse an der Reihe war, und mit einem Male merkend, daß sich, wohl in weiterer Folge meines Sturzes, die Vorderhälfte des einen Backzahns ablöste, fühlte ich auch schon, wie sich ein Hirsekorn in die offene Stelle einsenkte. Unter furchtbaren Schmerzen verbrachte ich die Nacht und war am andern Tag ein Bild des Jammers. Dazu kam noch die beständige Furcht,

ich könnte wegen Kletterns, das natürlich verboten war, abgeſtraft werden. Das unterblieb aber. Mein Vater trat vielmehr, als ich unglücklich daſaß, zu mir heran und ſagte: „Pietzker hat mir alles erzählt. Du wirſt noch den Hals brechen. Wo tut's denn weh?“

Er hatte geglaubt, daß ich auf Kopf und Rücken zeigen würde, ich zeigte aber auf den Zahn und erzählte ihm, daß die Vorderhälfte abgebrochen ſei.

„Nun, das iſt nicht ſchlimm. Da muß die andere Hälfte auch 'raus. Dann biſt du's los. Weh tut es. Aber das iſt die Strafe.“

Fünfzehntes Kapitel.

Wie wir draußen ſpielten, an Strom und Strand.

Es iſt ein hübſches Wort, daß die Kinder ihren Engel haben, und man braucht nicht ſehr gläubig zu ſein, um es zu glauben. Für die Kleinen iſt dieſer Engel eine mit einem langen weißen Lilienſchleier angetane Fee, die lächelnd zu Füßen einer Wiege ſteht und entweder vor Gefahr bewahrt oder wenn ſie ſchon da iſt, aus ihr hilft. Das iſt die Fee für die Kleinen. Iſt man aber aus der Wiege, beziehungsweiſe dem Bettchen heraus und ſchläft man bereits in einem richtigen Bett, mit andern Worten, iſt man ein derber Junge geworden, ſo braucht man freilich auch noch ſeinen Engel, ja, man braucht ihn erſt recht, aber ſtatt des Lilien-Engels muß es nun eine Art Erzengel ſein, ein ſtarker, männlicher Engel, mit Schild und Speer, ſonſt reicht ſeine Kraft für ſeine mittlerweile gewachſenen

Aufgaben nicht mehr aus. Ich war nicht eigentlich wild und wagehalſig, und alle meine Kunſtſtücke, die mir als etwas Derartiges angerechnet wurden, geſchahen immer nur in kluger Abmeſſung meiner Kräfte, trotzdem hab ich, im Rückblick auf jene Zeit, das Gefühl eines beſtändigen Gerettetwordenſeins, ein Gefühl, in dem ich mich auch ſchwerlich irre. Denn als ich mit 12 Jahren aus dem elterlichen Hauſe kam, in einem Alter alſo wo die Fährlichkeiten recht eigentlich erſt zu beginnen pflegen, wird es mit einem Male ganz anders, ſo ſehr, daß es mir vorkommt, als habe mein Engel von jenem Zeitpunkt ab wie Ferien gehabt; alle Gefahren hören entweder ganz auf oder ſchrumpfen doch ſo zuſammen, daß ſie mir keinen Eindruck hinterlaſſen haben. Es muß alſo, bei dem Dichtnebeneinanderliegen dieſer Zeitläufte, doch wohl ein Unterſchied geweſen ſein, der mir ſo ganz verſchiedene Gefühle zurückgelaſſen hat.

Aus ſogenannten Schlüſſelbüchſen ſchießen, war ein Hauptvergnügen. Es wird ſolche Schlüſſelbüchſen unter Großſtadtskindern kaum noch geben und deshalb möcht ich ſie hier beſchreiben dürfen. Es waren Hohlſchlüſſel von ganz dünner Wandung, alſo ſozuſagen mit ungeheurer Seele, womit die Wäſchetruhen und namentlich die Truhen der Dienſtmädchen

zugeſchloſſen wurden. Solche Schlüſſel uns anzueignen, war unſer beſtändiges Bemühen, worin wir bis zur Piraterie gingen. Wehe dem armen Dienſtmädchen, das den Schlüſſel abzuziehen vergaß, — ſie ſah ihn nie wieder. Wir bemächtigten uns ſeiner, und durch die einfache Prozedur eines Zündloch-Einfeilens, war nun die Schußwaffe hergeſtellt. Da dieſe Schlüſſel immer roſtig, mitunter auch ſchon ausgeſplittert waren, ſo war es nichts Seltens, daß ſie ſprangen; wir kamen aber immer heil davon. Der Engel half.

Ungleich gefährlicher waren die beſtändig geübten Feuerwerkskünſte. Ich hatte mich mit Hilfe von Schwefel und Salpeter, die wir in der Apotheke bequem zur Hand hatten, zu einem vollſtändigen Pyrotechniker herangebildet, dabei von meiner Papp- und Kleiſterkunſt ſehr weſentlich unterſtützt. Alle Sorten von Hülſen wurden mit Leichtigkeit hergeſtellt und ſo entſtanden Sonnen, Feuerräder und pot à feu's. Oft weigerten ſich dieſe Schöpfungen, ihre ihnen zugemutete Schuldigkeit zu tun, und wir warfen ſie dann zuſammen und zündeten den ganzen Haufen mißglückter Herrlichkeit mit einem Schwefelfaden an, abwartend was draus werden würde. All das war ziemlich gefahrlos. Deſto gefahrvoller für uns war aber das, was in der Pyrotechnik als das einfachſte und

niedrigſtehende Produkt gilt und auch von uns ſo angeſehen wurde: der Schwärmer. Dieſer, wenn ich die Miſchung verfehlt haben mochte, wollte häufig nicht recht brennen, was mich immer ſehr verdroß. Wenn ſich ein Feuerrad zu drehen weigerte, nun, das ging allenfalls; ein Feuerrad war eine vergleichsweiſe künſtliche Sache, ein Schwärmer aber mußte brennen, und wenn er trotzdem nicht wollte, war das eine Schändlichkeit, die man nicht hinnehmen durfte. So bückte ich mich denn über die in einem Sandhaufen geſteckten Hülſen und begann zu puſten, um dem erlöſchenden Zündſchwamm neues Leben zu geben. Erloſch er dabei völlig, ſo war das eigentlich das beſte, ging es aber plötzlich los, ſo wurde mir das Haar verſengt oder die Stirn verbrannt. Schlimmeres kam nicht vor. Der Engel ſchützte mich eben mit ſeinem Schild.

Das war das Element des Feuers. Aber auch mit dem Waſſer machten wir uns zu ſchaffen, was in einer Seeſtadt nicht Wunder nehmen durfte.

Herbſt 31 war mir von einem Berliner Anverwandten eine Kanone als Geſchenk verehrt worden, nicht etwa ein gewöhnliches Kinderſpielzeug, wie man es beim erſten beſten Kupferſchmidt oder Zinngießer kaufen kann, ſondern eine ſogenannte Modell-Kanone, wie man ihnen nur in Zeughäuſern be-

gegnet, — ein wahres Prachtſtück an Schönheit und Eleganz, die Lafette feſt und ſauber, das Geſchützrohr blitzblank und wohl faſt anderthalb Fuß lang. Ich war ſelig und beſchloß alsbald zu einem Bombardement von Swinemünde zu ſchreiten. Zwei Jungens meines Alters und mein jüngerer Bruder beſtiegen mit mir ein an „Klempins Klapp“ liegendes Boot und nun fuhren wir, die Kanone vorn am Steven, flußabwärts. Als wir etwa in Höhe des Geſellſchaftshauſes waren, hielt ich die Zeit zum Beginn der Beſchießung für gekommen und gab drei Schuß ab, bei jedem Schuß abwartend, ob wir vom Bollwerk aus beobachtet und in dem. Ernſt unſres Tuns gewürdigt würden. Beides blieb jedoch aus. Was aber nicht ausblieb, das war, daß wir inzwiſchen in die Strömung hineingeraten waren und von dieſer gefaßt und getrieben und uns mit einem Male zwiſchen den Molendämmen ſahen, und nun erfaßte mich eine furchtbare Angſt. Ging das ſo weiter, ſo waren wir in 10 Minuten draußen und konnten dann auf Bornholm und die ſchwediſche Küſte zufahren. Es war eine ganz verteufelte Situation, und wir griffen zuletzt zu dem wenigſt tapferen, aber doch ſchließlich verſtändigſten Mittel und begannen ungeheuer zu ſchreien, zugleich winkend und ſchwenkend, und er-

wieſen uns überhaupt als geradezu erfinderiſch in Notſignalen. Endlich wurden wir von einigen auf der Weſtmole ſtehenden Lotſen bemerkt, die nun mit dem Finger drohten, aber doch auch vergnüglich dreinſchauend, uns ſchließlich ein Tau zuwarfen. Und damit waren wir aus der Gefahr heraus. Einer der Lotſen kannte mich, weil ſein Junge zu meinen Spielgefährten gehörte. Das machte denn auch wohl, daß wir mit ein paar nicht allzu ſchlimmen Ehrentiteln davonkamen. Ich nahm meine Kanone unter den Arm und hatte noch die Befriedigung, ſie bewundert zu ſehen. Dann ging ich nach Hauſe, nachdem ich verſprochen hatte, Hans Ketelböter, einen großen Schiffersjungen, der ganz in unſrer Nähe wohnte, hinauszuſchicken, um das inzwiſchen an einem Pfahl befeſtigte Boot zurückzurudern. — Dies war unter den Waſſerfährlichkeiten die aparteſte, aber keineswegs die gefährlichſte. Die gefährlichſte war zugleich die alleralltäglichſte, weil beim Baden in der See beſtändig wiederkehrende. Wer die Oſtſeebäder kennt, kennt auch die ſogenannten „Reffs“. Es werden darunter die hundert oder zweihundert Schritt in See hinein, parallel mit dem Ufer laufenden und oft nur von wenig Waſſer überſpülten Sandſtreifen verſtanden, auf denen die

Badenden, wenn sie die zwischenliegenden tiefen Stellen passirt haben, wieder ausruhen können. Und damit sie genau wissen, wo diese Stellen sind, sind rote Fähnchen auf diesen Sandriffen angebracht. Hier lag nun für mich die tägliche Verführung. War es still und alles normal, so reichten meine Schwimmkünste gerade aus, glücklich über die tiefen Stellen wegzukommen und das zunächst gelegene Reff zu erreichen, lag es aber minder günstig oder ließ ich mich wohl gar aus Zufall zu früh nieder, so daß ich keinen festen Grund unter den Füßen hatte, so war auch der Schreck und mitunter die Todesangst da. Glücklich bin ich jederzeit herausgekommen. Aber nicht durch mich. Kraft und Hilfe kamen von wo anders her.

* * *

Eine weitere Wassergefahr, die zu bestehen mir noch beschieden war, hatte nichts mit der See zu tun, sondern spielte sich auf dem Strome ab, dicht am Bollwerk, keine 500 Schritt von unserm Hause. Davon erzähle ich auch noch in diesem Kapitel, aber zuvörderst schiebe ich hier ein anderes kleines Vorkommnis ein, bei dem kein Engel zu helfen brauchte.

Schwimmen konnte ich nicht recht und steuern und rudern auch nicht; zu den Dingen aber, auf die ich mich gut, ja sehr gut verstand, gehörte das Stelzenlaufen. Unserer Familientradition nach stammen wir, wie erzählt, aus der Gegend von Montpellier, während ich persönlich, meinem virtuosen Stelzenlaufen nach, eigentlich aus den Landes stammen müßte, wo die Menschen wie mit ihren Stelzen verwachsen sind und diese kaum abschnallen, wenn sie sich zur Ruhe legen. Also kurz und gut, ich war ein brillanter Stelzenläufer und hatte vor denen in der westlichen Garonne-Gegend, wo die sehr niedrigen „échasses“ zu Hause sind, noch das voraus, daß ich den Kothurn nicht hoch genug kriegen konnte, denn die an der Innenseite meiner Stelzen befestigten Holzklötzchen saßen wohl drei Fuß hoch. Und nun unter Anlauf und gleichzeitiger Schräglegung und Einstemmung der beiden Stangen, brachte ich es dahin, mich, mit Sicherheit auf die Stelzenklötze hinaufschwingen und sofort meinen Riesenschritt antreten zu können. Für gewöhnlich war das nichts als eine brotlose Kunst, aber ein paarmal hatte ich doch Vorteil davon, indem ich mich, mit Hilfe meiner Stelzen, einem sich über mir zusammenziehenden Gewitter entziehen konnte. Das war in den Tagen, als Hauptmann

Ferber, der bis dahin bei den „Neufchatellern“ gestanden, sich als Pensionär nach Swinemünde zurückgezogen hatte.

Ferber, den die Swinemünder um seiner Neufchatellerschaft willen französierten und Teinturier nannten, war aus sehr guter Familie, wenn ich nicht irre Sohn eines hohen Beamten im Finanzministerium, welcher letztre sich außerdem noch, aus den anno 13er Kriegszeiten her, alter Beziehungen zum Hofe rühmen durfte. Dies war auch wohl Grund, daß dem Sohne, trotz Nicht-Adels und deutscher Abstammung (die Neufchateller Offiziere waren damals noch vorwiegend französische Schweizer) der Eintritt in das Elite-Bataillon ermöglicht wurde. Hier war er wohl gelitten, weil er klug, guter Kamerad und außerdem sogar Schriftsteller war. Er schrieb Novellen nach damals üblichen Mustern. Aber aller Wohlgelittenheit zum Trotz, konnte er sich nicht halten, weil seine Vorliebe für Kaffee mit Kognak, die sich bald auf letzteren beschränkte, so rapide wuchs, daß er den Abschied nehmen mußte. Seine Übersiedlung nach Swinemünde hatte wohl darin ihren Grund, daß Seestädte für derartige Passionen besser passen als Binnenstädte. Kognakvorliebe fällt da weniger auf.

Gleichviel indessen was der Grund sein mochte,

Ferber war an ſeinem neuen Wohnort bald ebenſo beliebt, wie vorher in Berlin, denn er hatte jene Charaktergütigkeit, die „der Flaſche liebſtes Kind“ iſt. Von meinem Papa hielt er ſehr viel, was dieſer erwiderte. Doch war dieſe Freundſchaft nicht gleich von Anfang an da, ſondern entwickelte ſich erſt aus einer kleinen Kontroverſe bez. Niederlage meines Vaters, zu deſſen liebenswürdigen Eigentümlichkeiten es gehörte, ſeinen Ärger über eine „Deroute“ ſpäteſtens nach 24 Stunden in Anerkennung und beinahe Huldigung umzuſetzen. Mit dieſer Niederlage aber verhielt es ſich ſo. Von ſeiten Ferbers war eines Tages behauptet worden, daß man wohl oder übel, einen Deutſchen als den „Vater der franzöſiſchen Revolution“ anſehen müſſe, denn Miniſter Necker, wenn auch in Genf geboren, ſei der Sohn oder Enkel eines Küſtriner Poſtmeiſters geweſen, — eine, ſo ſchien es meinem Vater, ganz ſtupende Behauptung, die denn auch ſeinerſeits mit beinahe überheblicher Miene bekämpft worden war, bis ſie ſich ſchließlich als im weſentlichen richtig herausſtellte. Da ſchlug denn ſofort bei meinem Papa das aus ſeiner Überzeugung von ſeinem beſſeren Wiſſen erwachſene Selbſtgefühl zunächſt in Reſpekt, dann in Freundſchaft um, und noch 20 Jahre ſpäter, wenn wir, von unſerem Oderbruch-Dorfe aus,

nach dem benachbarten Küſtrin hineinfuhren, ſagte er regelmäßig, ohne je bei Kronprinz Fritz oder Kattes Enthauptung zu verweilen: „ja, hier aus Küſtrin ſtammte auch Necker, den man den Vater der franzöſiſchen Revolution nennen kann. Das verdanke ich Ferber, Hauptmann Ferber, den wir Teinturier nannten. Schade, daß er von dem Aquavit nicht laſſen konnte. Mitunter war es ein Jammer.“

Ja, ein Jammer war es, nur nicht für uns Kinder, die wir, umgekehrt, immer in einen Jubel ausbrachen, wenn der Hauptmann, in oft ziemlich deſolatem Koſtüm, die große Kirchenſtraße heraufgetaumelt kam, um irgendwo ſeine Frühſtücksſtunde fortzuſetzen. Wir folgten ihm dann in kurzer Entfernung und neckten und reizten ihn ſo lange, bis er den einen oder andern von uns zu fangen und abzuſtrafen ſuchte. Mitunter gelang es ihm auch; ich aber entkam ihm jedesmal mit Leichtigkeit, weil ich für meine Neckereien immer nur ſolche Tage wählte, wo es kurz vorher ſtark geregnet hatte. Dann ſtand auf dem Straßendamme, zwiſchen unſerm Haus und der Kirche drüben, ein ungeheurer Waſſerpfuhl, der nun mein Nothafen wurde. Meine Stelzen ſchräg unterm Arm, ſprang ich auf dieſe, ſobald ich merkte, daß mir Teinturier, trotz ſeines Zuſtandes dicht auf den Ferſen war, mit einem raſchen Rucke hinauf

und marſchierte nun triumphierend in den Waſſerpfuhl hinein. Da ſtand ich dann wie ein Storch auf einem Stelzen und präſentierte mit dem andern unter fortgeſetzter Verhöhnung. Fluchend und drohend zog er weiter, der arme Hauptmann. Aber er hütete ſich, ſeine Drohung wahrzumachen, weil er ſich, in ſeinen guten Stunden, nicht gern an die ſchlimmen erinnern mochte.

* * *

Wir hatten verſchiedene Spielplätze. Der uns liebſte war aber wohl der am Bollwerk und zwar gerade da, wo die mehrerwähnte von unſerm Hauſe abzweigende Seitenſtraße einmündete. Die ganze Stelle war ſehr maleriſch, beſonders auch im Winter, wo hier die feſtgelegten und ihrer Obermaſten entkleideten Schiffe lagen, oft drei hintereinander, alſo bis ziemlich weit in den Strom hinein. Uns hier am Bollwerk herumzutummeln und auf den ausgeſpannten Tauen, ſo weit ſie dicht über dem Erdboden hinliefen, unſere Seiltänzerkünſte zu üben, war uns geſtattet und nur eines ſtand unter Verbot: wir durften nicht auf die Schiffe gehn und am wenigſten die Strickleiter hinauf bis in den Maſtkorb klettern. Ein ſehr vernünftiges Verbot. Aber je vernünftiger es war, deſto größer war unſer Verlangen, es zu

übertreten, und bei „Räuber und Wandersmann", das wir alle sehr liebten, verstand sich diese Übertretung beinahe von selbst. Entdeckung lag überdies außerhalb der Wahrscheinlichkeit; die Eltern waren entweder bei ihrer „Partie" oder zu Tisch geladen. „Also nur vorwärts. Und petzt einer, so kommt er noch schlimmer weg als wir."

So dachten wir auch eines Sonntags im April 31. Es muß um diese Jahreszeit gewesen sein, weil mir noch der klare und kalte Luftton deutlich vor Augen steht. Auf dem Schiffe war keine Spur von Leben und am Bollwerk keine Menschenseele zu sehn, was mir des ferneren beweist, daß es ein Sonntag war.

Ich, als der älteste und stärkste, war natürlich Räuber, und acht oder zehn kleinere Jungens — unter denen nur ein einziger, ein Illegitimer, der, wie zu Begleichung seiner Geburt, Fritz Ehrlich hieß, es einigermaßen mit mir aufnehmen konnte — waren schon vom Kirchplatz her, wo wie gewöhnlich die Jagd begonnen hatte, dicht hinter mir her. Ziemlich abgejagt kam ich am Bollwerk an, und weil es hier keinen anderen Ausweg für mich gab, lief ich, über eine breite und feste Bohlenlage fort, auf das zunächst liegende Schiff hinauf. Die ganze Meute mir nach, was natürlich zur Folge hatte, daß ich vom ersten

Schiff alsbald aufs zweite und vom zweiten aufs dritte mußte. Da ging es nun nicht weiter, und wenn ich mich meiner Feinde trotzdem erwehren wollte, so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Schiffe selbst nach einem Versteck oder wenigstens nach einer schwer zugänglichen Stelle zu suchen. Und ich fand auch so was und kletterte auf den etwa mannshohen, neben der Kajüte befindlichen Oberbau hinauf, darin sich, neben andren Räumlichkeiten, gemeinhin auch die Schiffsküche zu befinden pflegte. Etliche, in die steile Wandung eingelegte Stufen erleichterten es mir. Und da stand ich nun oben, momentan geborgen und sah als Sieger auf meine Verfolger. Aber das Siegesgefühl konnte nicht lange dauern; die Stufen waren wie für mich so auch für andre da, und in kürzester Frist stand Fritz Ehrlich ebenfalls oben. Ich war verloren, wenn ich nicht auch jetzt noch einen Ausweg fand, und mit aller Kraft und soweit der schmale Raum es zuließ einen Anlauf nehmend, sprang ich, von dem Küchenbau her, über die zwischenliegende Wasserspalte hinweg auf das zweite Schiff zurück und jagte nun wie von allen Furien verfolgt, wieder aufs Ufer zu. Und nun hatt ich 's, und den Frei-Platz vor unsrem Hause zu gewinnen, war nur noch ein kleines für mich. Aber ich sollte meiner Freude darüber nicht lange froh

werden, denn im selben Augenblicke fast wo ich wieder festen Boden unter meinen Füßen hatte, hörte ich auch schon von dem dritten und zweiten Schiff her ein jämmerliches Schreien und dazwischen meinen Namen, so daß ich wohl merkte, da müsse was passiert sein. Und so schnell wie ich eben über die polternde Bohlenlage ans Ufer gekommen, ebensoschnell ging es auch wieder über dieselbe zurück. Es war höchste Zeit. Fritz Ehrlich hatte mir den Sprung von der Küche her nachmachen wollen und war dabei, weil er zu kurz sprang, in die zwischen dem dritten und zweiten Schiff befindliche Wasserspalte gefallen. Da steckte nun der arme Junge, mit seinen Nägeln in die Schiffsritzen hineingreifend; denn an schwimmen, wenn er überhaupt schwimmen konnte, war nicht zu denken. Dazu das eiskalte Wasser. Ihn von oben=her so ohne weiteres abzureichen, war unmöglich und so griff ich denn nach einem von der einen Strickleiter etwas herabhängenden Tau und ließ mich, meinen Körper durch allerlei Künste nach Möglichkeit verlängernd an der Schiffswand so weit herab, daß Fritz Ehrlich meinen am weitesten nach unten reichenden linken Fuß gerade noch fassen konnte. Oben hielt ich mich mit der rechten Hand. „Pack zu, Fritz.“ Aber der brave Junge, der wohl einsehen mochte, daß wir beide verloren waren, wenn er wirklich

feſt zupackte, beſchränkte ſich darauf ſeine Hand leiſe auf meine Stiefelſpitze zu legen und ſo wenig dies war, ſo war es doch gerade genug für ihn, ſich über Waſſer zu halten. Vielleicht war er auch, aus natürlicher Veranlagung, ein ſogenannter „Waſſertreter“ oder hatte, was ſchließlich noch wahrſcheinlicher, das bekannte Glück der Illegitimen. Gleichviel, er blieb in der Schwebe, bis Leute vom Ufer her herankamen und ihm einen Bootshaken herunterreichten, während andre ein an „Hannemanns Klapp“ liegendes Boot losmachten und in den Zwiſchenraum hineinfuhren, um ihn da herauszufiſchen. Ich meinerſeits war in dem Augenblick, wo der rettende Bootshaken kam, von einem mir Unbekannten, von oben her, am Kragen gepackt und mit einem ſtrammen Ruck wieder auf Deck gehoben worden. Von Vorwürfen, die ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten nicht ausbleiben, war diesmal keine Rede. Den triefenden, von Schüttelfroſt gepackten Fritz Ehrlich brachten die Leute nach einem ganz in der Nähe gelegenen Hauſe, während wir andern, in kleinlauter Stimmung, unſren Heimweg antraten. Ich freilich auch gehoben, trotzdem ich wenig Gutes von der Zukunft erwartete.

Meine Befürchtungen erfüllten ſich aber nicht. Im Gegenteil.

Am andern Vormittag, als ich in die Schule

wollte, ſtand mein Vater ſchon im Hausflur und hielt mich feſt, denn Nachbar Pietzker, der gute Zipfelmützenmann, hatte wieder geplaudert. Freilich mehr denn je in guter Abſicht.

„Habe von der Geſchichte gehört . . .“ ſagte mein Vater. „Alle Wetter, daß du nicht gehorchen kannſt. Aber es ſoll hingehen, weil du dich gut benommen haſt. Weiß alles. Pietzker drüben . . .“

Und damit war ich entlaſſen.

Wie gerne denk' ich daran zurück, nicht um mich in meiner Heldentat zu ſonnen, ſondern in Dank und Liebe zu meinem Vater. So muß Erziehung ſein. Der liebenswürdige Mann, wenn er zum Strafen abkommandiert wurde, traf er's nicht immer glücklich, wenn er aber ſeinem unmittelbaren Gefühle folgen konnte, traf er's deſto beſſer.

Sechzehntes Kapitel.

Vierzig Jahre später.

(Ein Intermezzo.)

Wie der Leser schon aus der Kapitelüberschrift entnehmen wird, habe ich vor, in dem unmittelbar Nachstehenden mich weit jenseits der hier zu schildernden Swinemünder Tage niederzulassen, welches Vorhaben mit dem Wunsche zusammenhängt, das Charakterbild meines Vaters nach Möglichkeit zu vervollständigen, will sagen nach oben hin abzurunden. Denn wie er ganz zuletzt war, so war er eigentlich.

In dem bis hierher dem Leser vorgeführten und zugleich den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachenden Zeitabschnitte, nach dem ich denn auch das Ganze „Meine Kinderjahre" betitelt habe, war mein Vater noch sehr jung, wenig über dreißig, und stand im Leben und in Irrtümern; in seinen alten Tagen aber — und um eben deshalb greif

ich hier, in einem Exkurſe, ſo weit vor — waren des Lebens Irrtümer von ihm abgefallen, und je beſcheidener ſich im Laufe der Jahre ſeine Verhältniſſe geſtaltet hatten, deſto gütiger und perſönlich anſpruchsloſer war er geworden, immer bereit, aus ſeiner eigenen bedrückten Lage heraus, noch nach Möglichkeit zu helfen. In Klagen ſich zu ergehen, fiel ihm nicht ein, noch weniger in Anklagen, (höchſtens mal gegen ſich ſelbſt) und dem Leben abgewandt, ſeinen Tod ruhig erwartend, verbrachte er ſeine letzten Tage comme philosophe.

Ich beſuchte ihn alle Jahre einmal, und von meinem letzten Beſuche bei ihm, der in den Sommer 67 fiel, möchte ich hier erzählen.

Er wohnte damals, ſchon zehn oder zwölf Jahre lang, in Nähe von Freienwalde und zwar in einer an der alten Oder gelegenen Schifferkolonie, die den Namen „Schiffmühle“ führte und ein Anhängſel des Dorfes Neu-Tornow war. Vereinzelte Häuſer lagen da, in großen Abſtänden voneinander, an dem träg vorüberſchleichenden und von gelben und weißen Mummeln überwachſenen Fluſſe hin, während ſich, unmittelbar hinter der Häuſerreihe, ziemlich hohe, hoch oben mit einem Fichtenwalde beſetzte Sandberge zogen. Genau da, wo eine prächtige alte Holzbrücke den von Freien-

walde her heranführenden Dammweg auf die Neu-Tornowſche Flußſeite fortſetzte, ſtand das Haus meines Vaters. Von welchen Erträgen er es erſtanden hatte, weiß ich bis dieſen Tag nicht, denn als er es kaufte, war er nicht eigentlich mehr ein Mann der Häuſerkaufmöglichkeiten, wenn das erſtandene Haus auch freilich nur ein beſcheidenes Häuschen war. Wie's aber auch damit ſtehen mochte, er nannte dies Haus ſein eigen und „klein aber mein", dieſe hübſche Inſchrift, die das Prinz Friedrich Karlſche Jagdſchloß Dreilinden ziert, hätt auch er dieſem ſeinem Häuschen geben können. Er bewohnte dasſelbe mit einer Haushälterin von mittleren Jahren, die nach dem Satze lebte „Selig ſind die Einfältigen", aber einen etwas weit gehenden Gebrauch davon machte. Seine Trauer darüber war humoriſtiſch rührend, denn das Bedürfnis nach Ausſprache blieb ihm bis zuletzt. Glücklicherweiſe hatte er ſich ſchon vorher an Selbſtgeſpräche gewöhnt. Er dachte laut; das war immer ſeine Aushilfe.

Ich hatte mich, wie gewöhnlich, bei ihm angemeldet, machte zunächſt die reizende Fahrt bis Eberswalde per Bahn, dann die reizendere, bis Freienwalde ſelbſt, in einem offenen Wagen und ſchritt nun auf einem von alten Weiden eingefaßten Damm

auf Schiffmühle zu, deſſen blanke, rote Dächer ich gleich beim Heraustreten aus der Stadt vor Augen hatte. Der Weg war nicht weiter als eine gute halbe Stunde, Rapsfelder links und rechts, einzelne mit Storchneſtern beſetzte Gehöfte weit über die Niederung hin verſtreut und als Abſchluß des Bildes, jene ſchon erwähnte, jenſeits der alten Oder anſteigende Reihe von Sandbergen. Als ich bis in Nähe der Brücke war, war natürlich auch die Frage da „wie wirſt du den Alten finden?“ Aber eh ich mir noch darauf Antwort geben konnte, ſah ich ihn auch ſchon. Er hatte, von der Giebelſtube ſeines Hauſes her, mein Herankommen beobachtet, und als ich eben meinen Fuß auf die vorderſte Brückenbohle ſetzen wollte, ſtand er auch ſchon an der anderen Seite der Brücke, mit ſeiner linken Hand zu mir herüberwinkend. Er hatte ſich, ſeit er in Einſamkeit lebte, daran gewöhnt, die Koſtümfrage etwas obenhin zu behandeln und ſo war ich nicht überraſcht, ihn an dieſem warmen Junitage bis an eine äußerſte Grenze freiheitlicher Behandlung gelangt zu ſehen. Er trug graue Leinwandhoſen und einen dito Drillichrock, unter dem, denn er haßte alles Zuknöpfen, ein Nachthemd mit umgeklapptem Kragen ſichtbar wurde, was alles unbedingt ans Turneriſche gemahnt hätte, wenn es weißer geweſen wäre. Auf dem Kopfe ſaß

ein Käpſel, grün mit einer ſchwarzen Ranke darum, und das einzige, was auf vergangene beſſere Zeiten deutete, war ein wunderſchönes Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopf oben und einer unverhältnismäßig langen Metallzwinge, ſo daß man eigentlich einen „poignard“ darunter vermuten mußte. Was aber nicht zutraf.

Jetzt hatten wir uns und gaben uns einen Kuß auf die linke Backe. „Nun, das iſt recht, daß du da biſt. Was macht deine Frau? Und die Kinder?“ Er wartete aber keine Antwort ab, denn ſolche Familienfragen, wenn es nicht gleich ans Sterben ging, intereſſierten ihn wenig und ſo fuhr er dann fort: „Es iſt das Leben eines Einſiedlers, das ich führe, ja, man könnte ſchon von Anachoreten ſprechen, die ich mir, übrigens vielleicht mit Unrecht, als geſteigerte Einſiedler denke. Fremdwörter haben faſt immer was Geſteigertes. Nun, wir reden noch davon. Ein Glück, daß du ſo gutes Wetter getroffen haſt, das reine Hohenzollernwetter. Du ſchreibſt ja auch ſo viel über die Hohenzollern und nimmſt drum vielleicht an ihrem Wetter Teil; es lohnt ſich alles. Ich, für meine Perſon, halte an Napoleon feſt; er war das größere Genie. Weißt du denn, daß Prinz Wilhelm — ich meine den alten, das heißt den ganz alten, der immer die Schwedter-

Dragoner Uniform trug, hellblau, mit ſchwarzem Kragen, und ſoll ein aufrichtig frommer Mann geweſen ſein, denn auf die Aufrichtigkeit kommt es an, — weißt du denn, daß Prinz Wilhelm immer die Büſte Napoleons vor Augen hatte? Noch dazu auf ſeinem Schreibtiſch."

„Ja, ich weiß es, Papa; du haſt mir öfter davon erzählt."

„Öfter davon erzählt," wiederholte er. „Ja, das wird wohl richtig ſein. Ich lerne nichts mehr dazu, habe bloß immer noch die alten Geſchichten, aber eigentlich ſind das die beſten. Entſinnſt du dich noch? Lannes und Latour d'Auvergne und Michel Ney? Ja, mein Freund Michel Ney, der kommt mir jetzt wieder öfter in den Sinn, und ich ſeh ihn dann immer, wie ſie ihn an die Gartenmauer ſtellten — in dem öden und einſamen Luxembourg-Garten und war gerad ein recht klatſchiges Dezemberwetter — und wie dann der Offizier, der das Peloton kommandierte, noch einmal das Kriegsgerichtsurteil vorleſen wollte mit all den Prinzen- und Herzogstiteln, wie da mein Freund Ney abwehrte und unterbrach und mit ſeiner tiefen Stimme ſagte: „pourquoi tous ces titres? . . . Michel Ney . . . rien de plus . . . et bientôt un peu de poudre." Und dann fielen die Schüſſe. Ja, „bald bloß noch

ein bißchen Staub. Eigentlich paßt es auf jeden und zu jeder Stunde. Und wenn man nun gar 71 is . . ."

„Ach, Papa, daran mußt du nicht denken."

„Ich mag auch nicht, der Tod ist etwas Grusliges. Aber man mag wollen oder nicht, er meldet sich, er ist um einen 'rum, er ist da. Aber lassen wir den Tod. Tod ist ein schlechtes Wort, wenn man eben in ein Haus eintreten will. Und da kommt ja auch Luise, dich zu begrüßen. Sei nur recht freundlich, auch wenn sie was Dummes sagt. Und darauf kannst du dich verlassen."

Unter diesen Worten und während mein Vater vom Flur aus, in den wir grad' eingetreten waren, treppauf stieg, um sich in seiner äußeren Erscheinung ein ganz klein wenig zu verbessern, war die eben angekündigte Luise wirklich auf mich zugekommen und erzählte mir, in übrigens durchaus verständiger Weise, daß sich der Papa schon seit 2 Tagen auf meinen Besuch gefreut habe. Natürlich, er habe ja sonst nichts; sie höre zwar immer zu, wenn er was sage, aber sie sei doch nur dumm."

„Ach, Luise, reden Sie doch nicht so was. Das wird ja so schlimm nicht sein. Jeder ist klug, und jeder ist dumm. Und ich wette, Sie haben wieder einen Eierkuchen gebacken."

„Hab ich auch.“

„Nun ſehn Sie. Was heißt da, klug oder nicht klug. Papa kann froh ſein, daß er Sie hat.“

„Bin ich auch“ ſagte dieſer, der, während wir ſo ſprachen, in einem aus einer weit zurückliegenden Zeit ſtammenden und deshalb längſt zu eng gewordenen Rocke von ſeiner Giebelſtube her wieder nach unten kam. „Bin ich auch. Luiſe iſt eine gute Perſon. Mitunter allerdings ſchrecklich; aber bei Lichte beſehn, iſt alles mal ſchrecklich, und es wäre ungerecht, wenn ich gerade von Luiſe den Ausnahmefall verlangen wollte.“

Luiſe ſelbſt hatte ſich inzwiſchen wieder in ihre Küche zurückgezogen, während mein Vater und ich in dem wundervoll kühlen Hausflur auf und ab ſchritten. Licht und Schatten ſpielten dabei um uns her. Die Türen ſtanden auf und geſtatteten einen Einblick in das ganze Hausgeweſe. Zu jeder Seite lagen zwei Räume, rechts die meines Papas, links Luiſens Stube und die Küche. „Laß uns hier eintreten,“ ſagte mein Vater und führte mich in ſeine nach dem Hofe hinaus gelegene Schlafſtube, drin ſich außer einem ſehr breiten Fenſter auch noch ein ganz kleines Extrafenſter befand, ein bloßes Kuckloch, das immer aufſtand und vor dem ein Gardinchen im Winde wehte.

„Da ſeh ich wieder das Kuckloch. Und ſteht auch wieder auf. Erkälteſt du dich nicht?“

„Nein, mein Jung'. Und jedenfalls, es läßt ſich nicht anders tun. Wenn ich das Fenſterchen zumache, krieg' ich keine Luft. Und nachts . . . Gefahr is nicht . . . 'rein ſtehlen kann ſich keiner; ſolche dünne Kerle gibt es gar nicht. Und dann hab ich ja auch die Piſtole.“

„Iſt es immer noch die alte, die nicht losgeht?“

„Natürlich. Auf das Losgehn kommt es bei Piſtolen auch gar nicht an. Die moraliſche Wirkung entſcheidet dabei. Das Moraliſche entſcheidet überhaupt.“

„Meinſt du?“

„Ja, das mein' ich. Ich bin erſt ſpät dahinter gekommen, aber beſſer ſpät als gar nicht. Und nun komm in die Vorderſtube. Ich merke, Luiſe hat ſchon aufgetragen, und wenn mich meine Sinne nicht täuſchen, übrigens bin ich auch ein bißchen eingeweiht, ſo iſt es eine geſchmorte Kalbsbruſt. Erſter Gang. Ißt du ſo was?“

„Gewiß eß ich ſo was. Kalbsbruſt iſt ja das allerfeinſte, beſonders was ſo dicht dran ſitzt.“

„Ganz mein Fall. Es iſt doch merkwürdig, wie ſich ſo alles forterbt. Ich meine jetzt nicht im

Großen, da ist es am Ende nicht so merkwürdig. Aber so im Kleinen. Kalbsbrust ist doch am Ende was Kleines."

„Ja und nein."

„Das ist recht. Daran erkenn ich dich auch. Man kann nicht so ohne weiteres sagen, Kalbsbrust sei was Kleines. Und nun wollen wir anstoßen. Es ist noch Rotwein aus Stettin; die Stettiner manschen am besten. Was echtes gibt es überhaupt nicht mehr. Weißt du noch den alten Flemming mit seinem echten Bordeaux? Er nannt' ihn immer bloß Medoc; ihm so ohne weiteres einen vollfranzösischen Zunamen zu geben, so weit wollt' er doch nicht gehn. Medoc ist übrigens ein wirklicher Ort, freilich sehr klein, höchstens 1400 Einwohner . . . Ja, der alte Flemming, ein vorzüglicher Herr. Ist nun auch schon zur großen Armee. Alles marschiert ab . . . Na, ewig kann es nicht dauern."

Und nun stießen wir an, und ich sah, daß es wieder die schönen Pokalgläser aus der alten Swinemünder Zeit waren. „Sind das nicht . . ."

„Gewiß. Und ich freue mich, daß du sie wiedererkennst. Zwei sind nur noch davon da, aber mehr als zwei brauch ich auch nicht, denn mehr als einen Gast kann ich in dieser meiner Hütte nicht beherbergen.

Und am liebſten iſt es mir, wenn du kommſt. Und nun krame mal aus. Was ſagſt du zur Weltausſtellung? Die Franzoſen machen ſo was doch immer am beſten. Und dazu die Rede von dem Louis Napoleon! Er hat doch ſo was von dem Alten. Und hat auch darin ganz recht, daß im Leben, d. h. im Leben eines Volkes, alles untereinander zuſammenhängt und übereinſtimmt, und daß da, wo es die beſten Generäle gibt, es auch die beſten Maler gibt, oder die beſten Schneider und Schuſter. Und umgekehrt."

„Ich habe wenig davon geleſen, und ich kann mich nicht recht entſinnen."

„Immer dieſelbe Geſchichte" lachte mein Vater. „Nicht geleſen. Und wenn ich nun bedenke, daß du ein Zeitungsmenſch biſt! Da denkt man, die hören das Gras wachſen, und jedesmal, wenn du mich beſuchſt, ſeh ich, daß ich beſſer beſchlagen bin als du. Überhaupt, wie 's in der Welt ausſieht, davon hab ich doch immer am meiſten gewußt. So war es ſchon, als ich noch jung war, in Ruppin und in Swinemünde. Die Swinemünder, na, das ging noch; ſolch flotter, fideler Schiffsrheder, der mal nach London und mal nach Kopenhagen fährt, na, der hat doch immer ein bißchen Wind weg; aber die Ruppiner Schulprofeſſoren, . . . es hat mich

mitunter geniert, wie viel beſſer ich alles wußte. Natürlich Horaz und die unregelmäßigen Verba ausgenommen. Da war z. B. der alte Starke. Deſſen Steckenpferd war Ariſtoteles und was Ariſtoteles lange vergeſſen hatte, das wußte Starke. Aber das, worauf es ankommt, das wußt' er nicht. Ich laß es mir nicht abſtreiten, unſere Schule geht falſche Wege; die Menſchen lernen nicht das, was ſie lernen ſollten. Ney iſt doch intereſſanter als Pelopidas. Und es kommt auch noch . . . Aber da bringt uns Luiſe die Omelette Nimm nur hier die helle Hälfte, die andere Hälfte iſt etwas verbrannt. Und wenn wir hier fertig ſind, dann will ich dir meinen Hof zeigen und meinen Steinbruch. Und dann machen wir einen Spaziergang auf Neuenhagen zu. Bei ſo ſchönem Wetter kann ich marſchieren ohne große Beſchwerde."

So ging es noch eine Weile weiter und dann ſtanden wir auf, um, nach ſeinem Programm, alles in Augenſchein zu nehmen. Zuerſt alſo den Hof. Es ſah alles ziemlich kahl aus, und ich bemerkte zunächſt bloß einen Sägebock mit einer Buchenholzklobe darauf, daneben Säge und Axt. Er wies darauf hin und ſagte: „Du weißt, alte Paſſion und erſetzt mir nach wie vor die Bewegung . . . Aber nun komm hierher; . . . du hörſt ſie wohl ſchon."

Und unter dieſen Worten ſchritt er mit mir auf einen niedrigen Stall zu und ſchlug hier eine Klapptür auf, hinter der ich nun zwei Schweine ihre Köpfe vorſtrecken ſah. „Was ſagſt du dazu? Prächtige Kerls. Wenn ſie mich hören, werden ſie wie wild vor Vergnügen und können's nicht abwarten."

„Du wirſt ſie wohl verwöhnen. Mama und die Schröder ſagten auch immer, du verfutterteſt bei den Bieſtern mehr, als ſie nachher einbrächten."

„Ja, die Schröder; eine gute treue Seele. Mich konnte ſie nicht recht leiden, weil ich die beſten Bratenſtücke mitunter an Peter und Petrine gab, weißt du noch?"

Ich nickte.

„Ja, damals waren es die Katzen. Etwas muß der Menſch haben. Nun ſind es die da; . . . na, gleich, gleich; beruhigt euch nur."

„Und dabei bückte er ſich und fing an ſeine Lieblinge zu krauen. Er erzählte mir dann noch allerhand von der Klugheit dieſer Tiere, deren innerer Bau übrigens, wie jetzt wiſſenſchaftlich feſtſtehe, dem des Menſchen am nächſten komme. „Sus Scrofa und Homo sapiens, — es kann einem doch zu denken geben."

Und nun nahm er mich unterm Arm und ging mit mir auf eine mitten im Hofzaun angebrachte Gittertür zu, hinter der ein schmaler Zickzackweg den Sandberg hinaufführte. Links und rechts waren tiefe Löcher gegraben, in denen Feldsteine von beträchtlicher Größe mit ihrer Oberhälfte sichtbar wurden.

„Läßt du die ausgraben, Papa?"

„Versteht sich, das ist jetzt eine Haupteinnahme von mir; ich kümmere mich dabei um nichts, ich gebe bloß die Erlaubnis und dann kommen die Kerls und buddeln solchen Stein aus, d. h. viele Steine und schaffen sie dann in ihren Kahn, und ich kriege mein Geld. Gott segne den Chausseebau. Daß das Geld im Boden liegt, ist doch wahr, und wenn auch weiter nichts dabei heraus kommt, als eine Ladung Steine."

„Dabei waren wir den Zickzackweg hinauf und traten in den schon mehrerwähnten Fichtenwald ein, der den ganzen Bergrücken, eigentlich schon ein Plateau, überdeckte. Ein Säuseln ging durch die Kronen, und ich sagte, während ich in die Höhe blickte, so vor mich hin: „Und in Poseidons Fichtenhain, tritt er mit frommem Schauder ein".

Er klopfte mich sofort zärtlich auf die Schulter, weil er heraus empfand, daß ich die zwei Zeilen

bloß ihm zuliebe zitierte. „Ja, das war immer meine Lieblingsstelle. Für gewöhnlich lernten wir damals, als ich noch jeden Morgen von Schloß Nieder-Schönhausen ins Graue Kloster mußte, nur „Johann den muntern Seifensieder“ und „Gott grüß Euch Alter, schmeckt das Pfeifchen“, und Schiller war damals noch nicht halb so berühmt wie jetzt und noch nicht sozusagen unter den Heroen. Aber „die Kraniche des Ibykus“ habe ich doch damals schon gelernt und ist mir auch sitzen geblieben. Es muß so was drin sein. Hast du denn auch alles behalten von früher?“

„Na, es geht. Eigentlich ist es merkwürdig, daß noch so viel sitzen bleibt.“

„Da hast du recht.“

Und nun traten wir aus dem Wald auf eine breite geradlinige Chaussee heraus, die von Ebereschenbäumen eingefaßt war.

„Das ist ja eine wundervolle Chaussee für solche Gegend,“ sagte ich. „Wo läuft die denn hin?“

„Die läuft, glaube ich, auf Oderberg zu; aber zunächst läuft sie hier bis Neuenhagen.“

„Neuenhagen. Du nanntest es schon vorhin. Ja, da bin ich vor Jahren auch einmal gewesen und

hat mich alles ganz ungemein intereſſiert. Da liegt nämlich, was du vielleicht nicht weißt, Hippolyta von Uchtenhagen begraben und hat einen ſchönen Grabſtein. Ich glaube ſo um 1590 herum. Damals gab man noch Geld für ſo was aus. Aber was mir in Neuenhagen, als ich damals hinkam, noch intereſſanter war, das war eine kleine Stube, darin die Schweden einen Neuenhagner Amtmann am Strohfeuer geröſtet hatten. Richtiger 30jähriger Krieg. Und jetzt, denke dir, jetzt ſchlafen die Leute darin. Ich erſchrak ordentlich darüber und ſagte, daß ich mir eine andere Schlafſtube ausgeſucht haben würde."

Mein Papa nickte zuſtimmend.

„Ja, am Strohfeuer geröſtet," wiederholte ich. „Und das alles, denn ſie wollten's dem Amtmann abzwacken, um des verdammten Geldes willen."

„Ja, das verdammte Geld!" ſagte mein Vater. „Es iſt ſchon recht und iſt auch oft wirklich bloß ein verdammtes Geld. Aber es gibt auch ein gutes Geld, und ich mache mir jetzt mitunter ſo meine Gedanken darüber. Man ſoll nicht einen Amtmann röſten, um es zu kriegen; aber wenn man was hat, dann ſoll man's feſt halten. Geld iſt doch 'was, iſt eine Macht. Und ihr habt nun alle nichts."

„Ach, Papa, rede doch nicht davon. Du weißt ja, es iſt uns ganz egal."

„Dir vielleicht, aber nicht deiner Mama.“

„Sie hat ſich nun auch darin gefunden.“

„Darin gefunden! Sieh, mein Junge, da liegt die Anklage, und die alte Frau hat auch ganz recht. Das ſag ich mir jetzt alle Tage, wenn ich da unten mit meiner Luiſe ſitze und ihr mein Weltſyſtem entwickele, weil ich keinen andern habe, dem ich es vortragen kann, und wenn dann die beſte Stelle kommt und ich mit einem Male ſage: „nicht wahr, Luiſe?“ ſieh, dann fährt ſie zuſammen oder ſitzt da wie ein Zaunpfahl.“

„Es wird dir ſchwerer als uns, Papa.“

„Wohl möglich. Und es würde mir noch ſchwerer, wenn ich mir nicht ſagte: die Verhältniſſe machen den Menſchen.“

„Das ſagteſt du ſchon, wie wir noch Kinder waren. Und gewiß iſt es richtig.“

„Ja, richtig iſt es. Aber damals, ich kann ſo zu dir ſprechen, denn du biſt ja nun ſelber ſchon ein alter Knabe, damals ſagte ich es ſo hin und dachte mir nicht viel dabei. Jetzt aber, wenn ich meinen alten Lieblingsſatz ausſpiele, tu ich's mit Überzeugung. So ganz kann es einen freilich nicht beruhigen. Aber doch beinah, doch ein bißchen.“

Ich nahm ſeine Hand und ſtreichelte ſie.

„Das iſt recht. Ihr habt eine Tugend, ihr ſeid alle nicht begehrlich, nicht happig. Aber da wir nun mal dabei ſind und ich nicht weiß, wie lang ich auf dieſer ſublunariſchen Welt noch wandle, ſo möcht' ich doch über all dieſe Dinge noch ein Wort zu dir ſagen. Es gibt immer noch ein paar Leute, die denken, das jeu ſei ſchuld geweſen. Ich ſage dir, das iſt Unſinn. Das war nur ſo das Zweite, die Folge. Schuld war, was eigentlich ſonſt das beſte iſt, meine Jugend, und wenn es nicht lächerlich wäre, ſo möcht' ich ſagen, neben meiner Jugend meine Unſchuld. Ich war wie das Lämmlein auf der Weide, das 'rumſprang, bis es die Beine brach."

Er blieb einen Augenblick ſtehn, denn er litt an aſthmatiſchen Beſchwerden, und ich mahnte ihn, daß es wohl Zeit ſei, umzukehren.

„Ja, laß uns umkehren; wir haben dann den Wind im Rücken und da ſpricht es ſich beſſer. Und ich habe doch noch dies und das auf dem Herzen. Ich ſagte eben, meine Jugend war ſchuld. Und das iſt auch richtig. Sieh, ich hatte noch nicht ausgelernt, da ging ich ſchon in den Krieg, und ich war noch nicht lange wieder da, da verlobte ich mich ſchon. Und an meinem 23ten Geburtstag habe ich mich verheiratet und als ich 24 wurde, da lagſt du ſchon in der Wiege."

„Mir ist es lieb, daß du so jung warst.“

„Ja, alles hat seine zwei Seiten, und es hat wohl auch seine Vorteile gehabt, daß ich nicht morsch und mürbe war. Aber das mit der Unerfahrenheit bleibt doch ein schlimmes Ding, und das Allerschlimmste war, daß ich nichts zu tun hatte. Da konnt' ich 's denn kaum abwarten, bis abends der verdammte Tisch aufgeklappt wurde.“

„Sonderbar, ich habe so vieles von dir geerbt, aber davon keine Spur. Spiel war mir immer langweilig.“

Er lachte wehmütig. „Ach, mein lieber Junge, da täuschst du dich sehr, wenn du meinst, daß wir darin voneinander abweichen. Es hat mir auch nie Vergnügen gemacht, auch nicht ein bißchen. Und ich spielte noch dazu herzlich schlecht. Aber wenn ich mich dann den ganzen Tag über gelangweilt hatte, wollt ich am Abend wenigstens einen Wechsel verspüren und dabei bin ich mein Geld los geworden und sitze nun hier einsam, und deine Mutter erschrickt vor dem Gedanken, ich könnte mich wieder bei ihr einfinden. Es sind nun beinah 50 Jahre, daß wir uns verlobten, und sie schrieb mir damals zärtliche Briefe, denn sie liebte mich. Und das ist nun der Ausgang. Zuneigung allein ist nicht genug zum Heiraten; heiraten ist eine Sache für

vernünftige Menſchen. Ich hatte noch nicht die Jahre, vernünftig zu ſein.“

„Iſt es dir recht, wenn ich der Mama das alles wiedererzähle?“

„Gewiß iſt es mir recht, trotzdem es ihr nichts Neues iſt. Denn es ſind eigentlich ihre Worte. Sie hat nur die Genugtuung, daß ich ſie mir zu guter Letzt zu eigen gemacht habe. Sie hat recht gehabt in allem, in ihren Worten und in ihrem Tun.“

Er ſprach noch eine Weile ſo weiter. Dann kamen wir an die Stelle, wo die Chauſſee aus dem Walde wieder niederſtieg, zunächſt auf den Fluß und die Bohlenbrücke zu. Jenſeits der Brücke dehnte ſich dann das Bruch in ſeiner Sommerſchönheit, diesſeits aber lag, als nächſtes, das Wohnhaus meines Vaters, aus deſſen Schornſtein eben ein heller Rauch in der Nachmittagsſonne aufkräuſelte.

„Da ſind wir wieder, und Luiſe kocht nun wohl ſchon den Kaffee. Darauf verſteht ſie ſich. „Iſt die Blume noch ſo klein, etwas Honig ſitzt darein“. Oder ſo ähnlich. Man kann nicht alle Verſe auswendig wiſſen. Und lobe nur den Kaffee, ſonſt erzählt ſie mir 30 mal, es habe dir nicht geſchmeckt. Und wenn ich Glück habe, weint ſie auch noch dazu.“

Als wir ins Haus traten, war die Kaffeedecke bereits aufgelegt, und die Taſſen ſtanden ſchon da, dazu, faute de mieux, kleine Theebrötchen, denn Schiffmühle war keine Bäckergegend, und nur einmal des Tages kam die Semmelfrau. Dazu hatten wir ſchönes Quellwaſſer, das aus dem Sandberg kam.

Als 5 Uhr heran war, mußt' ich wieder fort. „Ich begleite dich noch," und ſo bracht er mich bis über die Brücke.

„Nun lebewohl und laß dich noch mal ſehen." Er ſagte das mit bewegter Stimme, denn er hatte die Vorahnung, daß dies der Abſchied ſei.

„Ich komme wieder, recht bald."

Er nahm das grüne Käpſel ab und winkte.

Und ich kam auch bald wieder.

Es war in den erſten Oktobertagen, und oben auf dem Bergrücken, da, wo wir von „Poſeidon's Fichtenhain" geſcherzt hatten, ruht er nun aus von Lebens Luſt und Müh.

Siebzehntes Kapitel.

Allerlei Gewölk.

Ich schloß das vorletzte (fünfzehnte) Kapitel mit einem glücklichen Erziehungsakt meines Vaters, mit einem nicht glücklichen meiner Mutter, habe ich dies neue Kapitel zu beginnen.

Weihnachten rückte heran, und schon die ganze Woche vorher hieß es „aber diesmal wird es eine Freude sein . . . so was Schönes," und wenn ich dann mehr wissen wollte, setzte die gute Schröder hinzu: „gerade was du dir gewünscht hast . . . Die Mama ist viel zu gut, denn eigentlich seid ihr doch bloß Rangen."

„Aber was is es denn?"

„Abwarten."

Und so fieberhaft gespannt, sahen wir dem Heilig-Abend entgegen. Endlich war er da. Wie herkömmlich verbrachten wir die Stunde vor der eigentlichen Bescherung in dem kleinen, nach dem

Garten hinausgelegenen Wohnzimmer meines Vaters, das absichtlich ohne Licht blieb, um dann den brennenden Weihnachtsbaum, den meine Mama mittlerweile zurechtmachte, desto glänzender erscheinen zu lassen. Mein Vater unterhielt uns während dieser Dunkelstunde so gut er konnte, was ihm jedesmal blutsauer wurde. Denn wiewohl er unter Umständen, wie vielleicht nur allzuoft hervorgehoben, in reizendster Weise mit uns plaudern und uns durch freie Einfälle, die wir verstanden, oder auch nicht verstanden, zu vergnügen wußte, so war er doch ganz unfähig, etwas einer bestimmten Situation Anzupassendes, also etwas für ihn mehr oder weniger Zwangsmäßiges, leicht und unbefangen zum besten zu geben. Sonst ein so glücklicher Humorist, konnte er den richtigen Ton bei solchen Gelegenheiten nie treffen. Am Weihnachtsabend trat dies immer sehr stark hervor. Er sagte dann wohl zu sich selbst, fast als ob er sich auf eine richtige Stimmung hin präpariere: „Ja, das ist nun also Weihnachten ... An diesem Tage wurde der Heiland geboren ... ein sehr schönes Fest ..." und hinterher wiederholte er all diese Worte auch wohl zu uns und sah uns dabei mit zurechtgemachter Feierlichkeit an. Aber eigentlich schwankte er bloß zwischen Verlegenheit und Gelangweiltsein, und wenn dann zuletzt die Klingel der

Mama das Zeichen gab und wir, nach dreimaligem Ummarſch um einen kleinen runden Tiſch und unter Abſingung eines an Plattheit nicht leicht zu übertreffenden Verſes:

„Heil, Heil, Heil,
„Heil, dreifacher Segen,
„Strahl' o heller Lichterglanz
„Unſrem Feſt entgegen

über den Flur fort in das Vorderzimmer einmarſchierten, war er, mein Vater, womöglich noch froher und erlöſter als wir, die wir bis dahin doch bloß vor Ungeduld gelitten hatten.

So war es auch an dem hier zu ſchildernden Weihnachtsabend wieder. Unſer Einmarſch, unter Abſingung obiger Strophe, war eben erfolgt und verwirrt und befangen ſtanden wir, auf den Baum ſtarrend, um die Tafel herum, bis die Mama uns endlich bei der Hand nahm und ſagte: „Aber nun ſeht euch doch an, was euch der heilige Chriſt beſchert hat. Hier das — und dieſe Worte richteten ſich ſpeziell an mich — hier das unter der Serviette, das iſt für dich und deinen Bruder. Nimm nur fort." Und nun zögerten wir auch nicht länger und entfernten die Serviette. Was oben auf lag, weiß ich nicht mehr, vielleicht zwei große Pfefferkuchenmänner oder ähnliches, jedenfalls etwas, was

uns enttäuſchte. „Seht nur weiter“ und nun nahmen wir, wie uns geheißen, auch das zweite Tuch ab. Ah, das verlohnte ſich. Da lagen, gekreuzt, zwei ſchöne Korbſäbel, alſo genau das, (die gute Schröder hatte recht gehabt,) was wir uns ſo ſehnlich gewünſcht hatten. Und ſo ſtürzten wir denn auf die Mama zu, ihr die Hände zu küſſen. Aber ſie wehrte uns ab und ſagte auch diesmal wieder: „ſeht nur weiter,“ und in einem Aufregezuſtand ohne Gleichen, denn was konnte es nach dieſem Allerherrlichſten noch für uns geben, wurde nun auch die dritte Serviette fortgezogen. Aber, alle Himmel, was lag da! Ein aus weißem und rotem Leder geflochtener Kantſchu, der damals, ich weiß nicht unter welcher ſprachlichen Anlehnung, den Namen Peſerik führte. Meine Mutter hatte erwartet, unſere Freude durch dieſe ſcherzhafte Behandlung des Themas geſteigert zu ſehen. Aber, nach der Freudenſeite hin, gingen meine Gedanken und Gefühle durchaus nicht. Ganz im Gegenteil. Ich war einfach außer mir und lief in den Garten hinaus, um da wieder zu mir ſelber zu kommen, was freilich nicht glücken wollte. Die Weihnachtsfreude war hin, war an einem gutgemeinten, aber verfehlten Scherze geſcheitert. Hatte ich unrecht? Ich glaube, nein. Jedenfalls, wie ich die Sache vor 60 Jahren anſah,

ſo ſehe ich ſie noch heute an. Es lag dieſem Einfall eine volle Weſens- und Charakterverkennung zu Grunde. Für andere hätte es vielleicht gepaßt, für mich nicht. Ich erinnere mich, vor vielen Jahren einmal, in einem Bogumil Goltzſchen Buche, das den Titel führte: „Aus meiner Kindheit“ (oder ſo ähnlich) geleſen zu haben, er, der Verfaſſer, ſei jedesmal glücklich geweſen, wenn der Peſerik ſeiner Mutter aus aller Macht über ihn gekommen ſei. „Um jeden Schlag ſchade, der vorbeiging“. Natürlich kann auch nach dieſem Prinzip erzogen werden, und ich will gern einräumen, daß dabei prächtige, urkräftige Jungen heranwachſen können, die für die Zukunft mehr Tüchtigkeit verſprechen, und dies Verſprechen auch halten, als ſolch empfindſames, von allerhand Eitelkeiten beherrſchtes Bürſchchen, wie ich eines war. Aber wenn dies auch dreimal richtig wäre, ſo bliebe dieſer Erziehungseinfall — denn etwas Erzieheriſches ſollte es im letzten doch ſein — in meinen Augen immer noch ebenſo verfehlt. Ich konnte mich doch nicht plötzlich umwandeln; ich blieb, meinetwegen leider, genau derſelbe Empfindling, der ich war, nichts an und in mir wurde beſſer, ich hatte nichts davon als eine Kränkung und ein verdorbenes Feſt. Es gibt nun mal verſchiedene Naturen, und wenn es geboten ſein mag, ſchwächer Ausgeſtattete zu

kräftigen und zu stählen, auch wenn es diesen zunächst wehe tut, so ist doch, von den sonstigen Schwierigkeiten der Sache ganz abgesehn, die Stunde, wo der Weihnachtsbaum angezündet wird, sicherlich nicht der Zeitpunkt dafür. Es soll an diesem Abend nicht erzogen, sondern erfreut werden, und der, dem diese Aufgabe zufällt und der sich ihr noch dazu freudig und liebevoll zu unterziehen trachtet, der muß sich doch notwendig die Frage vorlegen, ob der zu Erfreuende an dem, wodurch man ihn erfreuen will, auch wirklich eine Freude haben kann.

Überhaupt, der Abend, an dem dies spielte, war kein rechter Glücksabend.

Es gibt eine kleine Geschichte, die sich, wenn ich nicht irre, „die Pantoffeln des Kasan" betitelt. Gerade damals mußte ich diese, die mutmaßlich aus Tausend und Einer Nacht herübergenommen war, aus meinem französischen Lesebuche übersetzen. Es handelt sich darin um ein paar hübsche Pantoffeln, die jeder gern haben möchte; sobald er sie aber hat, bringen sie ihm bloß Unglück. Ähnlich erging es mir mit den Korbsäbeln, — ich wollte sie haben, und als ich sie hatte, brach das Unheil über mich herein. Allerdings war mir bis zu Eintritt der eigentlichen Katastrophe noch eine kurze Frist gegönnt, während welcher ich mich — nach Über-

windung des ersten Ärgers am Weihnachtsabend selbst, — wenigstens zeitweilig noch in der Vorstellung wiegen durfte, mich meines Weihnachtsgeschenkes freuen zu können. Dies hatte seinen Grund in Folgendem. Es war schon Jahr und Tag, daß ich, modern zu sprechen, auf nichts Geringeres als auf eine Armeeorganisation hinarbeitete. Dublierung meiner Streitkräfte wäre mir natürlich das Liebste gewesen, da sich das aber verbot, so war ich auf Neu-Bewaffnung und mit Hilfe dieser auf eine neue Taktik, überhaupt auf ein neues Heer- und Kriegs-System aus. Der bis dahin in meiner ausschließlich mit Speer oder Lanze bewaffneten Truppe vorherrschende Gedanke, war, weil ich eine heilige Scheu vor ausgestoßenen Augen hatte, durchaus auf Defensive gerichtet gewesen und hatte von Anfang an zu der Weisung geführt, in kritischen Momenten immer nur, mit Rücken an Rücken, die Speere vorzustrecken, also das zu bilden, was in der Landsknechtszeit ein Igel genannt wurde. Danach war denn auch jederzeit verfahren worden. Aber jetzt, wo die zwei Korbsäbel da waren, war es mir klar, daß es mit dem alten System vorbei sein müsse. Das beständige Stillstehen und Abwarten des feindlichen Angriffs war langweilig und unmännlich zugleich. Und so wurde denn beschlossen, bei der ge-

ſamten Truppe ſtatt des Speeres den ganz auf Attacke geſtellten Korbſäbel und ſtatt des unbequemen hohen viereckigen Schildes einen kleinen Rundſchild einzuführen, nur gerade groß genug, das Geſicht zu decken. Es glückte das auch alles. Die Beſchaffung der Säbel wurde mit Hilfe verſchiedentlich erneuten Vorgehens gegen die mütterliche Wirtſchaftskaſſe durchgeſetzt, und die Herſtellung der Rundſchilde war meine Sache. Lange bevor Oſtern da war, war, was Bewaffnung angeht, der Übergang aus dem einen Syſtem ins andere bewerkſtelligt. Ich verſprach mir viel davon, und der Umſtand, daß die, jeden Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag, nach wie vor von uns bezogenen „Kampements“ ohne Störung oder Angriff von ſeiten unſerer Feinde, — trotzdem ſich etliche große, halbwachſene Jungen mit ſchottiſchen Mützen unter ihnen gezeigt hatten — verſtrichen waren, beſtärkte mich darin, daß wir angefangen hätten, der uns feindlichen Straßenjungenwelt zu imponieren.

Eine Weile blieb ich auch noch in dieſer Täuſchung. Aber, wie ſchon angedeutet, auch wirklich nur eine kleine Weile.

* * *

Das Kampieren im Freien war jedesmal ein unendlicher Genuß für mich. Wir hatten verschiedene Lagerstellen; eine war in den tiefen Sandgruben am Kirchhof, eine zweite zwischen den Dünen (in Nähe der Stelle, wo Mohr eingescharrt worden war) und eine dritte, mehr landeinwärts, in den Moorgründen, die sich, mit ihren hundert Torfpyramiden und ebensovielen dunklen Wasserlachen, von den Ausläufern der Stadt her bis nach Corswandt und Kamminke zogen. Aber mehr noch liebten wir eine Waldstelle, nahe bei Heringsdorf, die „Störtebeckers Kul'" hieß. Dies war ein tiefes Loch, richtiger ein mächtiger Erdtrichter, drin der Seeräuber Störtebecker, der zu Anfang des 15. Jahrhunderts die Nord- und Ostsee beherrschte, mit seinen Leuten gelagert haben sollte. Gerade so wie wir jetzt. Das gab mir ein ungeheures Hochgefühl, Störtebecker und ich. Was mußte ich für ein Kerl sein! Störtebecker war schließlich in Hamburg hingerichtet worden und zwar als letzter seiner Bande. Das war mir nun freilich ein sehr unangenehmer Gedanke. Weil es mir aber, alles in allem, doch auch wieder wenig wahrscheinlich war, daß ich der Hamburger Gerichtsbarkeit ausgeliefert werden würde, so sog ich mir, aus dem Vergleich mit Störtebecker, unentwegt allerhand süße Schauer. Die „Kule" war

ſehr tief und bis zu halber Höhe mit Laub vom vorigen und vorvorigen Jahr überdeckt. Da lag ich nun an der tiefſten Stelle, die wundervollen Buchen über mir und hörte, wenn ich mich bewegte, das Raſcheln des trockenen Laubes, und draußen rauſchte das Meer. Es war zauberhaft. Nur meine Truppe verdroß mich beſtändig, denn jeder einzelne, mit ſeiner höchſt zweifelhaften Räuberanlage, ſtellte mir die gewöhnlichſte Proſa des Lebens wieder vor Augen. Mein jüngerer Bruder, gutmütig wie er war, nahm immer eine Bierkruke mit aufgelöſtem und furchtbar ſchäumenden Lakritzenſaft mit, was meine „Störtebeckerſchen“, die ſich davon einſchenken ließen, „Met“ nannten. Zugleich waren meines Bruders Taſchen mit einer Unmenge von wurmſtichigem Johannisbrot gefüllt, um das man ſich, mit einer allerdings halben Räuberenergie, balgte. Mir widerſtand das alles, und ich trank Quellwaſſer, das ich mit der flachen Hand ſchöpfte.

So ging es in der „Räuberkule“ zu. Mir perſönlich, ſo gruſelig die Kule war, war übrigens ein etwas näher gelegener Platz faſt noch mehr ans Herz gewachſen; das war eine Waldbichtung, auf halbem Weg nach Kamminke, dieſelbe Stelle, die ſchon im Sommer 27, an eben dem Tage, wo wir unſere Einfahrt in Swinemünde hielten, einen ſo tiefen Ein-

druck auf mich gemacht hatte. Von rechts her lief hier ein Wässerchen, das aus den benachbarten Torfgräbereien kam, quer über den Weg hin, und Bohlen und Holzstämme, mit einer von Flechten überzogenen und ziemlich unsicheren Anlehne, bildeten eine Brücke darüber. Von derselben rechten Seite her, weil die Brücke hier wenig Abfluß gönnte, staute sich dann auch das Moorwasser und schuf eine von Binsen eingefaßte Lanke, drauf gelbe und weiße Teichrosen schwammen. An der der Stadt zugelegenen Brückenseite, da wo das mit Kiennadeln übersäte Ufer ein wenig anstieg, ließ ich meine Truppe mit Vorliebe lagern und erging mich, mal auf mal, in der entzückenden Vorstellung, daß ich der Verteidiger dieses Brücken-Überganges oder, was mir noch besser klang, dieses „Defilés“ sei. Wie die Verteidigung zu machen sei, war mir ganz klar: abtragen der Bohlen, auftürmen der Stämme zu einem Verhau und dann überdeckte Löcher oder Wolfsgruben, in die der Feind stürzen mußte, selbst wenn er das Verhau genommen, was doch immer noch fraglich. Aber inmitten dieser Siegesvorstellung überkam mich plötzlich wieder eine furchtbare Angst; mein Vertrauen zu mir selber war freilich unbegrenzt, ich konnte nur sterben, und sterben war süß, — aber meine Truppe! Fritz Ehrlich war ein

Heldenjunge, ſonſt aber war alles fooſch. Da lagen ſie wieder, mit einem Süßholzſtengel zwiſchen den Zähnen, und kein einziger unter ihnen, den einen Genannten abgerechnet, der den Moment begriffen oder von Disziplin eine Ahnung gehabt hätte. „Thompſon“ rief ich „hole mir die weiße Mummel da.“ „Hol ſie dir ſelber,“ und dabei lachte der freche Junge. Und mit ſolchem Material wollt ich das Defilé halten! Ich ließ den Horniſten zum antreten blaſen und konnte von Glück ſagen, daß er gehorchte. Trommler und Horniſt gehorchten übrigens immer, weil es ihnen Spaß machte. Ja, Spaß, Spaß, das war es. Von ernſterem Erfaſſen unſerer Aufgabe keine Spur. Und in dem Gefühl, wieder einen großen Moment verſäumt zu haben, trat ich mit meiner Truppe den Rückzug an. Sie hatte ſich ſichtlich verſchlechtert. Als Haſtaten waren ſie beſſer geweſen. Das kommt bei Reformen heraus.

* * *

Ägerliche Betrachtungen wie dieſe kamen mir häufig. Im Ganzen aber war das Frühjahr 31, eben meine „Friſtzeit“, doch eine glückliche Zeit für mich und blieb es bis in den Sommer hinein. Inmitten der mir immer wiederkehrenden Zweifel, be-

ſtand doch die Tatſache fort, daß wir nun ſchon ſeit Monaten die Straße beherrſchten und weder in der Stadt bei unſern gewöhnlichen Spielen, noch draußen auf unſern Lagerplätzen einem Angriff von Seiten unſerer Gegner ausgeſetzt geweſen waren. All das gab mir, meinen Beängſtigungen zum Trotz, doch auch wieder ein beſtimmtes Maß von Vertrauen zurück. Ich ſagte mir: „ja, die Truppe iſt ſchlecht, es ſind lauter Ausreißer, und Fritz Ehrlich und ich können die Sache nicht allein machen; aber, wenn die Truppe ſchlecht iſt, die Führung iſt deſto beſſer, und weil unſre Feinde das fühlen, haben ſie Reſpekt und gönnen uns Frieden.“ Ja, ſie gönnten uns Frieden, wirklich. Aber, wie ſich bald zeigen ſollte, die Ruhe, die wir hatten, war die Ruhe vor dem Sturm. Unſere ganze Stadt- und Straßenherrſchaft, hatte, von Anfang an, auf dem Anſehen unſerer Eltern beruht, die man in ihren Kindern nicht beleidigen wollte. Das meiſte, wenn nicht alles, war Vorteilserwägung und Rückſichtnahme geweſen, wozu die meiſt im Dienſt der Rheder und Kaufleute ſtehenden Schiffer und Hafenarbeiter ihre anfänglich bloß an Zahl, aber neuerdings auch an Kraft uns weitüberlegenen Jungens ermahnt haben mochten.

Eine lange Zeit war es ſo gegangen und man

hielt ſich, wenn auch widerſtrebend, auch jetzt noch zurück. Als aber eines Tages einige der Allerkleinſten und Schwächlichſten meiner Truppe, die natürlich, ſolange ſie ſich ſicher wußten, auch immer die Herausforderndſten waren, ſich wieder mal allerlei Neckereien erlaubt hatten, brach die Revolution aus. Man wollte unſre Herrſchaft brechen, uns einen Denkzettel geben. Ich habe die Nachmittagſtunde, wo ſich dies ereignete, noch deutlich vor mir. Wir ſpielten um die Kirche herum, und ich meinerſeits ſtand eben auf einem, auf zwei hohen Sägeböcken liegenden und von beiden Seiten her ſchon mit Eiſenkrammen eingeſpannten Baumſtamm, als ich mit einem Male ſehen mußte, daß zwei der Meinigen, die grad über den etliche hundert Schritt entfernten Marktplatz gingen, beim Kragen gepackt und von einem bildhübſchen Jungen, der Erich Munk hieß, erſt übergelegt und dann abgeſtraft wurden. Ein anderer Junge, Freund Erich Munks, ſtand daneben und lachte. Die beiden Abgeſtraften ſchrien furchtbar, und wiewohl es mir ſicher war, daß ſie, wegen ihres hochmütigen und hämiſchen Weſens, das Übergelegtwerden vollkommen verdient hätten, ſo gebot doch der Korpsgeiſt die kleinen Neckebolde nicht im Stich zu laſſen. Ich ſprang alſo von dem Sägebock herunter und lief, von etlichen

Mitſpielenden gefolgt, auf die Kampfesſtelle zu, natürlich in der Abſicht, den Munk zu packen. Dieſer aber, der ſtark und mutig war, wich mir, offenbar nach einem Plane, den er ſich gemacht hatte, vorſichtig aus, ja, floh geradezu, ſo daß mir nichts übrig blieb als den andern Jungen, der nur zugeſehen hatte, zu faſſen und niederzuwerfen. Aber nun erſchien auch Erich Munk wieder und warf ſich mit aller Kraft auf mich, um mich von ſeinem Freunde loszukriegen, was ihm jedoch nicht glückte, weil ihn die fünf, ſechs Jungen, die mir vom Kirchplatz her gefolgt waren, an Armen und Beinen immer wieder von mir weg zerrten. Dabei zerriſſen ſie ihm die Jacke, was nun die Wut des Jungen aufs höchſte ſteigerte Er zog jetzt einen roſtigen, unten abgebrochenen und dadurch zahnig gewordenen Nagel aus der Taſche, jagte damit die kleine Meute in die Flucht, und nun aufs neue über mich herfallend, ſtieß er mir den Nagel in den Oberarm. Ich habe noch die Narbe. Da ließ ich nun das unter mir liegende Opfer los, kam in ein Ringen mit Munk und entriß ihm ſchließlich auch den Nagel, mit dem ich mich nun vor ihn hinſtellte, wie wenn ich ſagen wollte: „Ich könnte dich jetzt morden, ich will aber nicht.“ Dann lachten wir uns gegenſeitig verächtlich an und gingen langſam unſeres Weges. Eigentlich war ich Sieger

geblieben, beide Feinde hatten an der Erde gelegen, und den großen roſtigen Nagel, auf den ich nicht wenig ſtolz war, nahm ich mit nach Hauſe, wo mein Arm mit Arkebuſade gewaſchen wurde, was ſehr brannte. Ja, ich hatte geſiegt. Aber trotzdem, ich konnte der Sache nicht froh werden und empfand deutlich, daß unſerer Herrſchaft Tage gezählt ſeien. Ich ſah ganz klar, und die nächſten Tage beſtätigten es, daß man auf ſeiten unſerer Gegner willens geworden war, uns ihre Überlegenheit endlich fühlbar zu machen. Es kam nicht eigentlich zu Angriffen, aber wenn wir mit ihnen zuſammentrafen, ſo waren immer ein paar der großen, ſchon mit auf See geweſenen Jungen zwiſchen ihnen, die nun, beim Vorübergehen, ihre ſchottiſchen Mützen abnahmen und uns furchtbar tief grüßten. Kein Zweifel, ſie wollten uns verhöhnen. Mir wurde unheimlich dabei, und ich dachte an Abrüſtung. Aber wie war das zu machen? Und wenn abgerüſtet war, war dadurch meine Lage gebeſſert?

Achtzehntes Kapitel.

Das letzte Halbjahr.

Inzwiſchen war der Herbſt herangekommen, ohne daß ſich mein Gemüt, in der Zwiſchenzeit, ſonderlich beruhigt hätte. Wohl hatte ich Stunden, in denen ich's leichter nahm, aber die Furcht kam immer wieder und da ſich Waffenniederlegung und ähnlich Mutloſes nicht empfahl, weil es mir den erſehnten Straßenfrieden doch nicht eingetragen haben würde, ſo war ich, wider meinen Willen gezwungen, mich mit neuen Plänen zu beſchäftigen, um in ihnen vielleicht Hilfe zu finden. Ich ſann hin und her und fand ſchließlich zu meiner Beſchämung, daß ich, wenn ich mich halten wollte, gezwungen ſein würde, die Fortdauer meiner Herrſchaft in einer außerhalb meiner Truppe liegenden Hilfsmacht zu ſuchen, alſo nach dem Beiſpiele meiner proletariſchen Feinde zu verfahren, die ganz erſichtlich begonnen hatten, ſich auf die großen Schiffs-

jungen mit ihren rotweißblaugeränderten Matrosenmützen zu stützen. Ich ging diesem Gedanken eine ganze Weile nach und weil mir solch Kraftmaterial in meinem Schul- und Freudeskreise nicht zuwuchs, so half nur eines: Anwerbung, Gründung eines Söldnerheeres. Das erforderte natürlich Geld. Aber davor erschrack ich nicht; die gute Schröder, so sehr sie den „Unsinn" mißbilligte, wäre doch schließlich gütig genug gewesen, aus ihren eignen Mitteln alles nötige herzugeben, und wenn mein Plan trotzdem unausgeführt blieb, so lag dies nur daran, daß mir seine Durchführung, als ich dicht davor stand, doch auch wieder gegen die Soldatenehre war. Ich hatte durch Jahr und Tag hin geglaubt, in erster Reihe durch mich selbst und zum zweiten durch allerlei kleine Künste, denen ich die stolzesten Namen gab, eine Machtstellung einnehmen zu können. Das erschien mir als etwas Besonderes. Blieb mir dies aber in alle Zukunft hin versagt, so hatte das andre keinen Wert mehr für mich und war auf die Dauer voraussichtlich auch nutzlos. Jedes von der andern Seite her bewilligte Glas Wachholder konnte mich sofort wieder übertrumpfen und die Frage zum zweiten Mal zu meinen Ungunsten entscheiden. So ließ ich denn, nur noch sehr selten von einem Hoffnungsschimmer neu belebt, die Dinge gehen,

wie sie gehen wollten, bis ein kleines Ereignis auch den letzten Rest von Zuversicht in mir tilgte.

November war da, und die kleinen Wasserlachen, die sich um ein Wäldchen, das die „Plantage“ hieß, herumzogen, waren schon überfroren. Jeden Nachmittag, gegen Sonnenuntergang, gingen wir hinaus, um auf diesen Tümpeln Schlittschuh zu laufen. Es war ein herrliches Vergnügen, das Eis blink und blank, und wenn dann der Mond wie eine kupferne Scheibe aufging und sein seltsames Licht durch die Erlen und Binsen warf, die den Tümpel einfaßten, so wurde ich jedesmal von einem geheimen Schauer erfaßt. Ich gab dann das Holländern und das Buchstabenmachen (immer ein lateinisches E) auf etliche Minuten auf und sah in den Mond. Einmal, als wir zu Dreien oder Vieren auch wieder diese Stelle besuchten, trafen wir schon ein paar andre Jungen da, Schifferjungen, etwas älter als wir, aber nicht viel. Alle trugen hohe Stiefel, drin die Hosen steckten, dazu dicke Friesjacke und Pelzmütze. Wir waren sehr unzufrieden mit der vorgefundenen Gesellschaft und schon während wir die Schlittschuhe anschnallten, fielen anzügliche Worte. Besonders der Führer der Gegenpartei war ein muffliger Junge, häßlich und stubsnäsig, und seine trotzige Art ärgerte mich so, daß ich auf ihn zufuhr

und ihn in einen dicht neben uns aufragenden Erlenbusch werfen wollte. Aber es mißglückte. Entweder ich glitt aus oder er war stärker als ich, kurzum ich kam zu Fall und lag nun zu seinen Füßen. Er nahm weiter keine Notiz davon, sah nur sehr überlegen auf mich 'runter und setzte dann seinen Eislauf ruhig fort, immer in meiner Nähe bleibend. Ich war wieder aufgesprungen und „meine heilige Schar" riet mir zum zweiten Mal auf den Jungen loszugehen und die Scharte auszuwetzen; ich wagte es aber nicht mehr, — in dem Riedgras, neben dem Erlenbusch, wo ich zu Fall gekommen war, lag der letzte Rest vom Stolz meiner Jugend begraben. Ich war, vielleicht in kluger Wahl meiner Gegner, bis dahin immer Sieger geblieben; hier hatte mich zum ersten Mal eine Niederlage getroffen und so getroffen, daß an eine Wiederaufnahme des Kampfes gar nicht zu denken war. Ich schnallte meine Schlittschuhe ab und ging still vom Eise fort, selbst den Racheblick unterlassend, mit dem sonst wohl solche Rencontres zu enden pflegten.

In schwermütiger Verfassung kam ich zu Hause an und nahm hier den oft gehegten und immer wieder verworfenen Gedanken einer Abdikation mit neuer Lebhaftigkeit auf. Es sollte sich aber, so war mein Paul, alles geräuschlos vollziehen, ohne Ge-

ſpräch darüber und namentlich ohne Vernichtung irgend eines Stücks in der Waffenkammer, nur Spinnweb mochte ſich darüber hinziehen. Jeder auf Wiedergewinn meiner Herrſchaft abzielende Gedanke war aufgegeben, ſo ganz und gar, daß ich Begegnungen nach Möglichkeit vermied und mich etwas ängſtlich an den Häuſern entlang drückte. Schrecklicher Zuſtand. Ich war mit einem Male ganz klein geworden und fühlte mich geradezu unglücklich. Der mufflige Bengel ſtand immer vor meinen Augen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wäre ſolch elendes Leben ganz unerträglich für mich geweſen. Aber glücklicherweiſe, die Verhältniſſe waren inzwiſchen andere geworden und änderten ſich mit jedem Tage mehr. Abgeſehen davon, daß Weihnachten vor der Tür ſtand und mich momentan wenigſtens zerſtreuen konnte, begann ſich auch mehr und mehr alles um meinen bevorſtehenden Abgang zu drehn, an den ich jetzt mit Begierde dachte. Nicht daß es mir zu Hauſe nicht mehr gefallen hätte, faſt im Gegenteil; die Eltern waren von beſonderer Güte, aber das Bewußtſein, daß die Zeit hin ſei, wo die „Blinden in Genua auf meinen Schritt gehört", hatte mich allmählich um die Möglichkeit jeder echten und rechten Freude gebracht, und ich zählte die Stunden, die mich von der Stelle meiner, wenn

ich nicht ginge, sich sicherlich immer aussichtsloser gestaltenden Kämpfe hinwegführen sollten.

Am 30. Dezember war mein Geburtstag. Ich erhielt diesmal nicht bloß viele, sondern für unsere kleinen Verhältnisse sogar sehr wertvolle Geschenke: Schellers Lexikon, Stielers Atlas, Beckers Weltgeschichte, sämtlich noch jetzt in meinem Besitz und sehr von mir gehegt. Mein Dank war groß und aufrichtig; aber das beste war doch, daß mich die diese Geschenke begleitenden Ansprachen auf meinen Abgang von Hause verwiesen. „Das alles erhältst du wie eine Aussteuer, weil du fort mußt", so etwa hieß es und statt traurig über diese Veranlassung zu sein, war ich froh darüber.

* * *

Tags darauf war Silvester und Ressourcenball, und ich schwelgte während desselben in der Vorstellung, über kurz oder lang auch vielleicht mit schönen großen Damen tanzen zu können. Ich lebte so ganz in dieser Zukunftsvorstellung, daß selbst der um Mitternacht eintretende, mich sonst immer erheiternde Nachtwächter mit seinem Horn und seinem abgesungenen Vers, keinen rechten Eindruck mehr auf mich zu machen imstande war. Und einen

noch geringeren Eindruck machten die Wochen auf mich, die von Neujahr an folgten. Ich erinnere mich erſt wieder der Tage kurz vor meiner Abreiſe, wo meine Habſeligkeiten gepackt und überhaupt alle Vorbereitungen für meinen Abgang zur Schule getroffen wurden.

Es hätte dies trotz meiner durchaus auf ein „Hinaus“ gerichteten Sehnſucht, eine herzbewegliche Zeit ſein können, aber ſie war ſo ziemlich das Gegenteil davon, und wie mir das ganze zurückliegende Jahr, mit wenigen Ausnahmetagen, immer nur Fatalitäten, Kränkungen und Niederlagen gebracht hatte, ſo ſchloß es auch mit lauter Disharmonien und Ärgerniſſen ab. Ich war freilich an allem perſönlich ſchuld, aber etwas von Schickſals Tücke ſpielte doch auch mit hinein.

„Du wirſt nun alſo Abſchiedsbeſuche bei dem und dem machen,“ ſagte mein Vater und übergab mir einen Zettel, darauf die betreffenden Namen ſtanden; der letzte Name war der eines Fräulein von Hochwächter, welche Dame mit ihrer alten Mutter im Steuerrat Königkſchen Hauſe wohnte. Das Fräulein war eine ſehr ſchöne Dame, Ende dreißig, ganz Brunhilde mit Rembrandthut und Straußenfeder und ſelbſtverſtändlich auch vorzügliche Reiterin. Ich hatte ſie ein paar Mal geſehen, aber

nie gesprochen. Da sollt' ich nun Abschied nehmen. Es war mir sehr zuwider, und kurz und gut, ich unterließ es und sagte nur zu Hause „ich sei dagewesen." Alles in dem Vertrauen, daß es wohl erst herauskommen würde, wenn ich fort wäre. Kam es dann zur Sprache, so hatte das nicht viel mehr zu bedeuten. Es kam jedoch eher heraus und so hatte ich das Vergnügen, zu guterletzt noch als Lügner entlarvt zu werden. Ich schämte mich. Aber freilich wohl nicht genug.

Des Schicksals Tücke hatte mir bei dieser Gelegenheit übel genug mitgespielt, ohne sich jedoch dadurch erschöpft zu fühlen. Das Schlimmste kam vielmehr nach und fiel auf den Tag unmittelbar vor der Abreise. Meine Mutter, in unbegreiflicher Verkennung des sonst so gut von ihr gekannten Charakters meines Vaters, hatte diesen beauftragt, mir zum Abschiede noch eine Standrede zu halten und mich zur Sittlichkeit zu ermahnen. An und für sich war dagegen nichts einzuwenden, und wenn meine Mutter selber die Standrede gehalten hätte, so hätte diese, wenn auch vielleicht nicht viel geholfen so doch im Augenblicke wenigstens mächtig auf mich gewirkt. Ich hätte ihr die Hände geküßt und unter Tränen ein Festhalten an dem von mir geforderten Gelübde versprochen. Aber statt ihrer trat nun

mein Vater an. Er war ein sehr stattlicher und mit seinem schönen Blaubart eigentlich wundervoll aussehender Mann, der typische französische Küraſſier-Offizier. All das hätte nun auf einen 12jährigen Jungen, der sich noch dazu sagen mußte: „das ist dein Vater“ imponierend wirken müssen. Aber dies war nicht der Fall oder doch nur sehr zur Hälfte. Mein Vater, wie oft große, von besonderer Bonhomie getragene Männer, hatte einen unvertilgbar humoristischen Zug in seinem Gesicht, ein eigentümliches Etwas, das sich gerade dann, wenn er am ernsthaftesten sein wollte, über diesen Ernst zu mokieren schien, wodurch sich das Respekteinflößende der Erscheinung wieder in Frage gestellt sah. Dieser humoristische Zug, sonst seine größte Zierde, wurde mir an diesem Abschiedstage verhängnisvoll, denn mit einem Male, während ich noch so vor ihm stand und die Sittlichkeitsermahnungen gesenkten Auges und eigentlich ohne jedes rechte Verständnis mit anhörte, grinste mich ein mir in meiner kleinen Seele sitzender Kobold, der vor hatte, mich à tout prix zum Lachen zu bringen, teuflisch an. Und es gelang ihm auch. Denn mit einem Male barst es krampfhaft aus mir heraus, nicht viel mehr als ein konvulsivisches Zucken, aber doch immerhin von einem leisen Lacheton begleitet.

„Junge, ich will doch nicht glauben, du lachſt ..."

„Nein, gewiß nicht, lieber Papa ..."

„Nun, darum möcht ich doch auch gebeten haben."

Und nun nahm er ſeine Rede wieder auf, um ſie — weil ihm ſelber wohl auch unheimlich zu Mute war — ſo raſch wie möglich zum Schluß zu bringen. Ein wahres Glück. Denn wiewohl ich, mit höchſter Anſtrengung gegen mich ankämpfend, vor Angſt und Erregung zitterte, ſo wär ich doch zum zweiten Male zum Opfer gefallen, wenn die Rede auch nur noch eine halbe Minute länger gedauert hätte.

„Nun geh und vergiß dieſe Stunde nicht."

Und ich habe ſie auch nicht vergeſſen. Aber nur das Schreckliche der Scene iſt mir geblieben, nicht der Inhalt ſeiner Rede.

* * *

Am andern Tage brachen wir auf, meine Mutter und ich. Es war beſchloſſen, mich auf das Ruppiner Gymnaſium zu bringen; dort hatten wir noch Anhang und gute Freunde, die mich, wie vor allem das Predigerhaus, in das ich in Penſion kam, in Obhut nehmen ſollten.

Eigentlich wäre nun wohl die Reiſe nicht Sache

meiner Mutter, ſondern Sache meines Vaters geweſen, und das 3tägige Kutſchieren, mit Nachtquartieren in Anklam und Neu-Brandenburg, in welch letzterem man immer wundervoll zu Abend aß, würde ihm auch ſehr gefallen haben; er wog aber ab zwiſchen angenehm und unangenehm und kam zu dem Reſultat, daß das Unangenehme meiner Ablieferung in ein Prediger-, ja genauer genommen ſogar in ein Superintendentenhaus, begleitet von Einführung meiner Perſon bei dem Direktor des Gymnaſiums, doch ſchwerer ins Gewicht falle, als das Angenehme des Soupers in Neubrandenburg.

Und ſo fuhr ich denn mit meiner Mutter — die in dieſen Tagen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachſichtig gegen mich war — in die Welt hinein. Ein neuer Lebensabſchnitt, der zweite, begann für mich, und eh ich auch über ihn, wenn überhaupt, berichte, werf ich noch einen Blick auf das Stück Leben zurück, das mit dem Abreiſetage für mich abſchloß.

Es war, trotz des letzten Halbjahrs mit ſeinen vielen kleinen Ärgerniſſen, eine glückliche Zeit geweſen; ſpäter — den Spätabend meines Lebens ausgenommen — hatt' ich immer nur vereinzelte glückliche Stunden. Damals aber, als ich in Haus und Hof umherſpielte und draußen meine Schlachten

ſchlug, damals war ich unſchuldigen Herzens und geweckten Geiſtes geweſen, voll Anlauf und Aufſchwung, ein richtiger Junge, guter Leute Kind. Alles war Poeſie. Die Proſa kam bald nach, in allen möglichen Geſtalten, oft auch durch eigene Schuld.

Am dritten Tage unſerer Fahrt trafen wir in Ruppin ein und nahmen, eh ich in der Penſion untergebracht wurde, in einem Hauſe Quartier, das unſerer früheren Apotheke gegenüber lag. „Da biſt du geboren," ſagte meine Mutter und wies hinüber nach dem hübſchen Hauſe, mit dem Löwen über der Eingangstür. Und dabei traten ihr Tränen ins Auge. Sie mochte denken, daß alles anders hätte verlaufen müſſen, wenn „das und das" anders geweſen wäre. Und dies „das und das" war — er. Sie war nicht gern von dieſer Stelle weggegangen und iſt als eine Frau von über fünfzig, äußerlich getrennt von ihrem Manne, dahin zurückgekehrt, um dort, wo ſie jung und eine kurze Zeitlang auch glücklich geweſen war, zu ſterben.

Der Tag nach unſerer Ankunft war ein heller Sonnentag, mehr März als April. Wir gingen im Laufe des Vormittags nach dem großen Gymnaſialgebäude, das die Inſchrift trägt: Civibus aevi futuri. Ein ſolcher civis ſollte ich nun auch

werden, und vor dem Gymnasium angekommen, stiegen wir die etwas ausgelaufene Treppe hinauf, die zum „alten Thormeyer“ führte. Er war vordem Direktor in Stendal gewesen und hatte das Direktorat dort aufgeben müssen, weil er sich an einem Lehrer „vergriffen“ hatte. Glücklicherweise wußt' ich damals noch nichts davon, ich hätte mich sonst halbtot geängstigt. Oben angekommen, trat uns ein mindestens 6 Fuß hoher alter Herr entgegen, gedunsen und rot bis in die Stirn hinauf, die Augen blau unterlaufen, das Bild eines Apoplektikus, — er hätte auf der Stelle vom Schlag gerührt werden können.

„Nun, mi fili, laß uns sehn . . . Ich bitte, daß Sie Platz nehmen, meine verehrte Frau.“ Und dabei nahm er einen schmuddeligen kleinen Band von seinem mit Tabaksresten überschütteten Arbeitstisch und sagte: „Nun lies dies und übersetze.“ Es waren zehn Zeilen mit einem Rotstift links angestrichen, höchst wahrscheinlich die leichteste Stelle im ganzen Buch. Ich tat ganz wie er geheißen, und es ging auch wie Wasser. „Sehr brav . . . er ist reif für die Quarta.“ Damit waren wir entlassen, und am nächsten Montag, wo die Schule wieder anfing, setzte ich mich auf die Quartabank.

Was ich dahin mitbrachte, war etwa das folgende:

Leſen, Schreiben, Rechnen; bibliſche Geſchichte, römiſche und deutſche Kaiſer; Entdeckung von Amerika, Cortez, Pizarro; Napoleon und ſeine Marſchälle; die Schlacht bei Navarino, Bombardement von Algier, Grochow und Oſtrolenka; Pfeffels Tabakspfeife, „Nachts um die zwölfte Stunde", Holteis Mantellied und beinah ſämtliche Schillerſche Balladen. Das war, einſchließlich einiger lateiniſcher Brocken, ſo ziemlich alles und im Grunde bin ich nicht recht darüber hinausgekommen. Einige Lücken wurden wohl zugeſtopft, aber alles blieb zufällig und ungeordnet, und das berühmte Wort vom „Stückwerk", traf, auf Lebenszeit, buchſtäblich und in beſonderer Hochgradigkeit bei mir zu.

Verlag von F. Fontane & Co, Berlin W.

Frau Jenny Treibel

Roman aus der Berliner Gesellschaft

von

Theodor Fontane.

geh. 4 Mark; geb. 5 Mark.

Auszüge aus den Urteilen der Presse:

Blätter für litterar. Unterhaltung (Leipzig): . . . . . Mit vollem Behagen können wir uns dem Genusse der meisterhaften Schilderungen Fontanes hingeben. . . . Das ist die höchst einfache Geschichte, die uns vorgeführt wird, und doch empfinden wir keinen Augenblick Langeweile, denn der Dichter hat die Geschichte fast verschwenderisch ausgestattet mit einer Fülle prächtiger Charaktere

Hamb. Correspondent: Theodor Fontane zeigt sich auch in seinem neuesten Roman „Frau Jenny Treibel" als ein Meister der Kleinmalerei. Einen Roman aus der Berliner Gesellschaft nennt er ihn, doch führt er uns weder zu den oberen Zehntausend noch in jene Schichten, in deren wenig reinlicher Atmosphäre es unseren Modernsten am wohlsten ist. Es ist der Mittelstand, der Durchschnitts-Bourgeois, den er in seinen verschiedensten Abarten zwar nur mit wenigen, aber charakteristischen Strichen schildert . . . . . .

Hannoverscher Courier: Dieser neueste Roman Theodor Fontanes aus der Serie moderner Berliner Sittenschilderungen, zuerst in der „Deutschen Rundschau" abgedruckt, erfreute sich schon damals eines bedeutenden Erfolges und wurde allgemein als ein Meisterwerk Fontanes anerkannt. — Nun liegt der Roman als Buch vor und erhöht in dieser geschlossenen Form noch die große Wirkung. Jeder, der den Roman liest, wird sich dem Eindruck dieses „Kunstwerks aus einem Guß" nicht entziehen können. — Aus allen Personen spricht Leben, Gesundheit, Blut. Was sind das für Figuren, die uns Fontane hinstellt: dieser Professor Schmidt, Corina, die Familie Treibel samt ihrer Koterie und vor allem diese Kabinetsstudie: die alte Schmolke. Diese prächtige Alte im Genre der Frau Dörr (Irrungen Wirrungen) übertrifft

dieſelbe durch die ganz beſonders liebevolle Behandlung des Dichters und die Fülle von Humor und Gemüt, mit der er ſie ausgeſtattet. — Fontane, deſſen „Kriegsgefangen“ ſoeben ins Franzöſiſche überſetzt und durch ſpaltenlange Artikel in den erſten Pariſer Zeitungen gefeiert wurde, wird durch „Frau Jenny Treibel“ zweifelsohne um einen großen Erfolg reicher und den großen Kreis ſeiner Verehrer wieder bedeutend erweitern.

Kölniſche Zeitung: Das Buch iſt durchſetzt von dem prickelnden Weſen des Berlinertums, von ſpitzer Wortgewandtheit, von witzelnder Selbſt-Ironi und juckendem Spott, und doch erquickt mitten in dieſer ſcharfen Luft ein kräftiger Zug von Herzhaftigkeit, der Hauch warmen Menſchentums und geſunder Lebensanſchauung. Der Roman iſt beſonders wertvoll eben dadurch, daß er nicht, wie es ſonſt geſchieht, eben nur allgemein Menſchliches in Berlin ſich abſpielen läßt, ſondern daß er Berliner, d. h. Menſchen von einer Art ſchildert, die anderswo in ſolcher Färbung nicht denkbar ſind. Dieſen Zweck erreicht Fontane, ohne von der Äußerlichkeit des Berliner Dialekts, von der Nebenfigur der Wirtſchafterin abgeſehen, Gebrauch zu machen, im Gegenſatze zu jener modernen Richtung, die den Berliner Dialekt als unentbehrliches Mittel realiſtiſcher Wirkungen betrachtet. Unſere moderne Literatur iſt da um ein dauerndes Werk bereichert worden, das grade Leuten reifer Lebenserfahrung Genuß bietet.

Königsberg. Hartung'ſche Zeitung: „Frau Jenny Treibel“ von Th Fontane, dem Verfaſſer von „L'Adultera“, „Irrungen Wirrungen“, „Stine“, iſt eine Charakter- und Geſellſchaftsſtudie erſten Ranges Ihr Hauptreiz beruht nicht in den wenig komplizierten Verhältniſſen und den ſich einfach, ohne alle Intrigue und ſtärkere Spannung entwickelnden Vorgängen der Geſchichte, ſondern in dem feinen Duft der Satire, der über ihre Geſtalten und Szenen ausgebreitet liegt. Das iſt der echte Humor des Menſchenkenners, Menſchenverächters und — Menſchenfreundes, und was der letztere aus ſeiner reichen Weisheit heraus Mildes und Ausgleichendes zu ſagen hat, das überwiegt und gilt und gibt dem Buch ein lachendes Auge und ein warmes Herz . . . . . In lebendig angeſchauten Originalgeſtalten — wir nennen nur noch den alten Humoriſten Willibald Schmidt und die biedere Schutzmannswitwe Schmolke, den gutmütigen Kommerzienrat, die Hamburger Schwiegertöchter der Treibels, den royaldemokratiſchen Wahlagitator Vogelſang, den zur Ruhe geſetzten Opernſänger und Millionär Krola — prägt ſich Geiſt und Form der beiden großen Geſellſchaftskreiſe aus,

und uns bleibt der Eindruck, daß wir hier ein saft- und kraftvolles Stück Leben von seiner Bildnerhand vor uns ausgebreitet gesehen haben, ein künstlerisches Labsal für den beschaulichen Geist, der sich an dem Studium der großen Gesellschaftskomödie zu ergötzen liebt.

Lübecker Eisenbahn-Zeitung: Fontane ist der Besten einer Um die feine Charakterisierung seiner Figuren, den wunderbar echten Lokalton seiner Schilderungen voll zu würdigen, muß man die Mark kennen, und vor allem Berlin. Hier liegt die Wurzel seiner schöpferischen Kraft, hier der Schatz von Stoffen, die er in unvergleichlichen Gedichten ebenso wie in seiner musterhaften Prosa den zahllosen Verehrern seines Talents darbietet. Der vorliegende Roman — zuerst in der deutschen Rundschau erschienen — steht einzig da, und nicht nur den vielen sog. Berliner Romanen gegenüber, die ihm mehr oder minder geschickte Jünger nachgeschrieben haben, sondern einzig auch unter Fontanes eigenen Werken, von denen allenfalls „Stine" der „Frau Jenny Treibel" an die Seite zu stellen ist. Wir empfehlen — —, nein, ein Buch von Theodor Fontane empfiehlt man nicht, man nennt den Autor, und es ist empfohlen.

Magazin für Litteratur: . . . . . Eine mild-ironische Weltbetrachtung, das gereifte Resultat eines wohlgeführten Lebens, liegt über dem ganzen Buch als Abglanz echter Lebensweisheit Es wird nicht gelobt und nicht getadelt, Menschen und Dinge gehen an uns vorüber, so gut und so schlecht, wie sie eben sind, und so hat alles in sich seine Berechtigung . . . . . hat man sich in diese Phantasie- und Lebenswelt hinein versenkt, dann fühlt man es warm und hell in sich werden, ein Gefühl wie Liebe, Liebe zur Welt und Liebe vor allem zu einem gewissen prächtigen, alten Herrn in sich heraufdämmern. —

National-Zeitung (Berlin): In dem neuesten Roman Theodor Fontanes treffen wir alle Vorzüge der Muse des Verfassers wieder an, unter denen weder der schalkhafte Humor noch die niemals zum bittern Sarkasmus ausartende Ironie fehlt. Auch sind es Menschen von Fleisch und Blut, die uns der Dichter kennen lehrt; den Preis verdienen wiederum die Vollblut-Berliner und Berlinerinnen, von denen uns eine stattliche Anzahl vorgeführt wird. . . . . Theodor Fontane schildert das Berliner Milieu so anschaulich, daß wir den einen oder den anderen dieser Gäste ganz genau wiederzuerkennen meinen . . . . . Theodor Fontane charakterisiert die einzelnen Figuren, Haupt- und Nebenpersonen so lebenswahr, daß wir uns auf dem Boden der Wirklichkeit,

nicht aber gegenüber dem schönen Schein der Kunst zu befinden glauben . . . . . Von den zahlreichen Blüten froher Laune, von den ungesuchten Scherzworten, die Theodor Fontane in seiner Erzählung verstreut hat, kann im Rahmen dieser Besprechung nicht eingehender berichtet werden.

Schlesische Zeitung (Breslau): . . . . . Die Charakterbilder der Personen sind ebenso wie die Lebensbilder, die Fontane von dem Bourgeois- wie von dem Schulgelehrtenkreise entwirft, wahre Kabinetstücke von Lebenswahrheit und humoristischer Darstellung.

St. Petersburger Zeitung: Der Schriftsteller, dessen Romane und Novellen in dem Leben seiner Zeit wurzeln, darf von vornherein des lebhaftesten Interesses der Leser versichert sein Tut noch vollends ein Schriftsteller wie Fontane einen Griff ins „volle Menschenleben", fühlt seine Meisterhand unserer Zeit den Puls, lenkt sein scharfes, unparteiisches Auge unsere Aufmerksamkeit auf gewisse gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse, so dürfen wir von vornherein versichert sein, daß unser natürliches Interesse in gleicher Weise Nahrung und Befriedigung findet „Frau Jenny Treibel" bietet denn auch in der Tat innerhalb gewisser Grenzen ein völlig abgeschlossenes Bild der Berliner Gesellschaft, berührt Zustände und Verhältnisse, die gestaltend in die Lage der Dinge eingreifen und liefert andeutungsweise einen unerschöpflichen Stoff, dessen richtige Behandlung immer neue Gesichtspunkte und willkommene Anregung zur Weiterentwickelung der betreffenden Ideen geben wird. Die auftretenden Personen sind voll Gesundheit, Leben, Blut. Wie lebenswahr, wie natürlich und darum wie vertraut und verständlich! . . . . . Ungemein erquickend ist die klare, durchsichtige, in ihrer Ungesuchtheit wahrhaft vornehm dahinfließende Sprache Fontanes, ein nachahmenswertes Muster allen Erzählern. Fontanes neuester Roman ist aus der Zeit für die Zeit geschrieben, er ist ein treues Bild der Gegenwart, das dem denkenden Leser nachhaltige Anregung gibt

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Kriegsgefangen

Erlebtes 1870

von

Theodor Fontane.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Zweite Auflage.

Preis geh. 3 M.; eleg. geb. 4 M.

Urteile der Presse:

Daheim: In zweiter Auflage erschien Fontanes „Kriegsgefangen" Erlebtes von 1870. Wer das vortreffliche Werk noch nicht kennt, dem sei es warm empfohlen. Man folgt dem Verfasser mit lebhaftem Interesse und Mitgefühl vom Heimatsdorf der Jungfrau von Orleans, in dem er in die Hände der Franzosen fiel, durch ganz Frankreich bis auf das Eiland im Golf von Biskaya, auf dem die wenigen Gefangenen, die der Krieg den Franzosen zuwies, ihrer Befreiung harrten. Kein Verdruß über seine Verhaftung oder über die Leiden der Gefangenschaft trübte die klugen, hellen Augen, aus denen Fontane in die Welt sieht. Und was er sah, beschreibt er hier in seiner wahrhaften und doch feinen und anmutigen Weise.

Grenzboten: Dieses Buch hat einen mächtigen Eindruck auf uns gemacht. Atemlos, aufs tiefste gefesselt, aufs reichste angeregt, ergriffen und entzückt haben wir es gelesen. Von der gesamten poetischen Litteratur, die der letzte große Krieg hervorgerufen hat, dürfte kaum ein andres Buch so tief wirken, wie diese Prosa. Fontanes Aufzeichnungen erscheinen nach jeder Richtung hin von Bedeutung, nach der poetischen, künstlerischen, sittlichen, nationalen. Ein ganz eigner Mensch, ein hochgebildeter, von dem Geiste seiner Zeit erfüllter Mann und ein peinlich redlicher Charakter offenbart sich in diesem so persönlichen und zugleich doch auch so typischen Werke. Es ist unmöglich, daß Fontane in einem andern seiner Bücher seine Persönlichkeit so reichlich nach allen Seiten hin „ausgelebt" hätte wie in diesem wirklich erlebten Buche. Und dennoch ist es der großen Mehrzahl des Volkes so gut wie unbekannt geblieben! Auch wir haben es jetzt zum erstenmale gelesen. Es wird aber nicht unter den Büchern genannt,

die ein Deutscher heutzutage gelesen haben muß, um zu wissen, was deutsch ist! Begreife das, wer kann, wir haben es zu begreifen aufgegeben.

Ein unglücklicher Zufall, der freilich auch kein äußerlicher Zufall war, brachte Theodor Fontane im Oktober 1870 in die traurigste Lage, in die ein Mensch geraten kann: an den Rand des Grabes. Wie es ihm nun dabei erging, welche Erfahrungen er an sich selbst und an den verschiedensten Menschen machte, davon berichtet sein Buch „Kriegsgefangen“ in möglichst sachlicher Weise. Der Erzähler will sich nicht aufputzen, nicht besser, aber auch nicht schlechter machen, als er ist. Er strebt nach der schlichtesten Form der Mitteilung, er dämpft mit Macht den Gefühlserguß, selbst wo dieser berechtigt wäre, denn er ist einer von den spröden Sentimentalen, und er ist einzig von dem Bemühen erfüllt, das jeweilig Zuständliche seiner mannigfaltigen Abenteuer so lebhaft, als er nur kann, zu vergegenwärtigen. Wir schauen dabei in die reine Natur einer tiefen Menschenseele . . . . Mit großer Kunst weiß er die Stimmung jener Tage der fortschreitenden deutschen Siege zu vergegenwärtigen, sein Buch gibt eine Geschichte der Kriegszeit von einem Standpunkte, den nur das Leben selbst bieten, kein Dichterkopf erfinden konnte. Aber seine Kunst bewährt sich eben darin, daß sie das Leben zu deuten verstand und aus den gegebenen Tatsachen soviel poetische Wirkung holte. Ganz prächtig steigert Fontane die Erzählung, je näher er dem Ende kommt. Das Buch spitzt sich trotz alles persönlichen Leides doch zu einer schönen Verherrlichung des Krieges und der darin bewiesenen Heldenhaftigkeit des deutschen Volkes zu. In Oléron traf Fontane mit deutschen Kriegsgefangenen aus allen deutschen Gauen zusammen. Wie früher den französischen, so schildert er nun den deutschen Nationalcharakter in den Typen aus den verschiedenen deutschen Stämmen, mit denen ihn der Zufall in Berührung brachte. Und wie ein altes Heldenlied hört es sich an, wenn er jeden seiner deutschen Freunde in seinem kurzen soldatischen Tone die Ursache seiner Kriegsgefangenschaft selbst erzählen läßt; wie meisterlich Fontane dieses Soldatendeutsch spricht, weiß man ja aus seinen Balladen. Nun wird man auch die Stimmung begreifen, in der uns sein „Kriegsgefangen“ entläßt: Verehrung, Begeisterung, Rührung — alles liegt darin.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin.

Werke von Theodor Fontane.

Gedichte.

Neunte Auflage.
Mit einem Bildnis.
8°. 402 Seiten.
Preis brosch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

Vor dem Sturm.

Roman aus dem Winter 1812 auf 1813.
Fünfte wohlfeile Volksausgabe in 1 Bande. 8°. 773 Seiten.
Preis brosch. 4 M., geb. in Leinw. 5 M.

Quitt.

Roman.
Zweite Auflage.
8°. 383 Seiten.
Preis brosch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.
Dritte Auflage.
kl. 8°. 154 Seiten.
Preis brosch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Unwiederbringlich.

Roman.
Vierte Auflage.
8°. 385 Seiten.
Preis brosch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Ellernklipp.

Nach einem Harzer Kirchenbuch.
Zweite Auflage.
8°. 190 Seiten.
Preis brosch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

4 Bände. Wohlfeile Ausgabe.
Jeder Band brosch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

I. **Die Grafschaft Ruppin.** (559 S.)
II. **Das Oderland.** Barnim-Lebus (506 S.)
III. **Havelland.** Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. (485 S.)
IV. **Spreeland.** Beeskow-Storkow u. Barnim-Teltow. (459 S.)

Fünf Schlösser.

Altes und Neues aus Mark Brandenburg.
8°. 468 Seiten.
Preis brosch. 7 M., geb. in Leinw 8 M. 20 Pf.

Inhalt:
Quitzöwel. — Plaue a. H. — Hoppenrade. — Liebenberg. — Dreilinden.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

This book should
the Library on or be
stamped below.
A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.
Please return promptly.

3 2044 050 959 584

APR 10 '55 H

WIDENER
SEP 10 2003
OCT 06 2005
BOOK DUE
CANCELLED

APR 25 '55 H2

APR '64H
23777

CANCELLED

JAN '72H
3278991

WIDENER
SEP 16 1999
BOOK DUE
CANCELLED